
Mikro-, Makro-, Weltgeschichte. Wandervögel in böhmischen Dörfern

Projekte einer neuen Generation

**Herausgegeben von
Martin Krämer-Liehn**



Leipziger Universitätsverlag 2004

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden
Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell und Hannes Siegrist –
Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 14, H. 4. Mikro-, Makro-, Weltgeschichte. Wandervogel in böhmischen Dörfern –
2004

Mikro-, Makro-, Weltgeschichte. Wandervogel in böhmischen Dörfern. Hrsg. von
Martin Krämer-Liehn – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2004

(Comparativ ; Jg. 14, H. 4)

ISBN 3-937209-91-3

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2004

COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden
Gesellschaftsforschung 14 (2004) 4

ISSN 0940-3566

ISBN 3-937209-91-3

Inhalt

Aufsätze

- Martin Krämer-Liehn* Einleitung. Lust auf Geschichte 8
- Wulf Wäntig* Zwischen Böhmen und Sachsen, zwischen Religion und Alltagswahrnehmung – die Mikrogeschichte frühneuzeitlicher Konfessionsmigration als Geschichte von Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen 17
- Johannes Dillinger* Verfassungswirklichkeiten: Repräsentationskommunalismus in Massachusetts, Ostfriesland und Vorderösterreich, 17. und 18. Jahrhundert 28
- Adina Lieske* Gesang – Gemeinschaft – nationaler Gleichklang. Lokale Arbeiterbewegungskulturen in Leipzig und Pilsen im Vergleich 51
- Thomas Müller* Ein altmärkisches Modell medizinischer Versorgung im europäischen Kontext der Jahrhundertwende 64
- Martin Krämer-Liehn* Werkstätten der Transformation – eine Problemskizze zu Arbeitskultur und Entscheidungsgewalt in revolutionären Belegschaften (Char'kov 1917–1927, ČSR 1945–1948, Kuba 1959–1962) 79

Forum

- Helmut Bräuer* „Sozialgeschichte war ja tabuisiert.“
Zum 100. Geburtstag von Rudolph Strauß 105

Buchbesprechungen

- Christoph Schmidt: Russische Geschichte 1547–1917, München 2003
(*Martina Winkler*) 118

Luiz Felipe de Alencastro: O trato dos Viventes : Formação do Brasil no Atlântico Sul, seculos 16. e 17., São Paulo 2000 (<i>Michael Zeuske</i>)	120
Ursula Becker: Kaffee-Konzentration. Zur Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels, Stuttgart 2002 (<i>Matthias Middell</i>)	124
Peter Sager: Oxford & Cambridge. Eine Kulturgeschichte, Frankfurt a. M. 2003 (<i>Matthias Middell</i>)	125
Hans Schleier: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung, Band 1: Vnm Ende des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts, Waltrop 2003 (<i>Matthias Middell</i>)	126
Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert, hrsg. von Ulrich Muhlack unter Mitarbeit von Christian Mehr und Dagmar Stegmüller, Berlin 2003 (<i>Roland Ludwig</i>)	128
Heinrich Scholler: Die Rechtsvergleichung bei Gustav Radbruch und seine Lehre vom überpositiven Recht, Berlin 2002 (<i>Marc-André Wiegand</i>)	133
Tobias Brinkmann: Von der Gemeinde zur „Community“: Jüdische Einwanderer in Chicago 1840–1900. Osnabrück 2002 (<i>Helmut Walser Smith</i>)	137
Gudrun Gersmann/Hubertus Kohle (Hrsg.), unter redaktioneller Mitarbeit von Beatrice Hermanns: Frankreich 1871–1914. Die Dritte Republik und die Französische Revolution, Stuttgart 2002 (<i>Matthias Middell</i>)	138
Christine D. Worobec: Possessed. Women, Witches, and Demons in Imperial Russia, DeKalb 2001 (<i>Martina Winkler</i>)	140
Lettres de Berlin et d'autres villes d'Europe. Edmond de Nevers, inédit. Textes établis présentés à noté par Hans-Jürgen Lüsebrink, Cap-Saint-Ingaz (Québec) 2002 (<i>Matthias Middell</i>)	144
Renate Kulick-Aldag: Die Göttinger Völkerkunde und der Nationalsozialismus zwischen 1925 und 1950, Münster/Hamburg/London 2000 (<i>Matthias Middell</i>)	146
Chantal Metzger, L'Empire colonial français dans la stratégie du Troisième Reich (1936–1945), 2 Bde., Brüssel u. a. 2002 (<i>Matthias Middell</i>)	147
Claudia Kaiser, Gewerkschaften, Arbeitslosigkeit und Politische Stabilität. Deutschland und Großbritannien in der Weltwirtschaftskrise seit 1929, Frankfurt a. M. u. a. 2002 (<i>Friedemann Scriba</i>)	150
Klaus Naumann (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001 (<i>Manfred Hettling</i>)	153

John Rodden: Repainting the little red schoolhouse – A history of Eastern German Education, 1945–1995, Oxford/New York 2002 (<i>Friedemann Scriba</i>)	156
Silke Satjukow, Rainer Gries (Hrsg.): Sozialistische Helden: Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin 2002 (<i>Stefan Schwarzkopf</i>)	159
Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M./New York 2002 (<i>Matthias Middell</i>)	160
Jeremy Rifkin: Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden, Frankfurt a. M./New York 2000 (<i>Pirmin Stekeler-Weithofer</i>)	163
Jenő Bango: Theorie der Sozioregion. Einführung durch systematische Beobachtungen in vier Welten, Stuttgart 2003 (<i>Matthias Middell</i>)	167
Ralf Dahrendorf: Auf der Suche nach einer neuen Ordnung. Vorlesungen zur Politik der Freiheit im 21. Jahrhundert, München 2003 (<i>Friedemann Scriba</i>)	168
Sabine Lang: Politische Öffentlichkeit im modernen Staat. Eine bürgerliche Institution zwischen Demokratisierung und Disziplinierung, Baden-Baden 2001 (<i>Daniel Schmidt</i>)	176
Oliver Furley/Roy May (eds.): African Interventionist States, Aldershot 2001 (<i>Jana Hönke</i>)	179
Jürgen Kuhlmann/Jean Callaghan (Hrsg.): Military and Society in 21 st Century Europe. A Comparative Analysis, Piccataway, NJ/Münster 2000 (<i>Thomas Kühne</i>)	180
World Bank Atlas 2003, Washington/London 2003 (<i>Matthias Middell</i>)	182
Resümees/Abstracts	184
Autorinnen und Autoren	191

Martin Krämer-Liehn

„VARIED LIVES, but produced within a common field. [...] The most important similarity among the three is in their manner of work [...]. But their stories reveal other possibilities in the seventeenth century, as they carved out their novel ways of living on the margin.“¹

Einleitung. Lust auf Geschichte

Enttäuschend wenig konnte die späte deutsche Aufklärung, mißverstanden als Romantik, ihren Nachbarn näherbringen. Die weitläufige japanische Begeisterung für Schuberts Forelle ist wohl eher ein glückliches kulinarisches Mißverständnis unter Liebhabern von Suppen, in denen die Fische noch richtig lebendig sind. Die dafür benötigte „tückische Trübung“ ist denn auch nicht unbedingt im Sinne von Aufklärung. Einige Jahre schien „le waldsterben“ auf französische Gemüter Eindruck zu machen aber inzwischen hat die EU-Politik Anliegen solcher Art erfolgreich zum Mobilitätshemmnis für Kapital erklärt – no-go-area also. Bleibt ein Wort, das erstaunlicherweise in der Lage ist, ganze Kontinente in Atem zu halten, den amerikanischen vornehmlich: „the wanderlust“.

Was nun aber scheinbar aus Amerika kommt, das gönnen saturierte Spardemagogen hierzulande an den Hebeln der Macht bisweilen sogar noch GeisteswissenschaftlerInnen. Auf der materiellen Basis von Reise-Stipendien, Übersee-postdocs und Archivforschungsmitteln sind alle hier versammelten AutorInnen außer Landes gegangen; nicht nur um das Fürchten zu lernen.

Nachforschung in Dörfern

Böhmen wurden im neuzeltlichen Europa zum Synonym für die unverstandene Emanzipation aus dem Spätmittelalter. Die gemeinen Leute eines ganzen Landstriches hatte es gewagt, so die Märs, die Waffen einer sozial verstandenen Säkularisierung in die eigenen Hände zu nehmen. Die Trümmerlandschaften der niedergeschlagenen hussitischen Revolution gegen den kontinentalen Obrigkeitsstaat faszinierten und schreckten fast alle Folgeprojekte in jeweils changierenden Codierungen. Wir seien alle böhmische Hussiten, hatte der konservative Spiritualist und Fürstendiener Martin Luther ein Jahrhundert später verbreiten lassen, und den Mißverständnissen

1 N. Z. Davis, *Conclusions*, in: *Women on the margins: three seventeenth-century lives*, Cambridge (Ms)/London 1995 [6. Aufl. 2003, S. 203-216, hier S. 203, 209].

damit vorläufig die Krone aufgesetzt. Schenken wir dem rasenden böhmischen Reporter durch Zeit und Raum, Egon Erwin Kisch, Glauben, dann galt es noch im Barock als schicklich, bei der Durchreise durch die verruchten böhmischen Länder, entgegen allen leiblichen Bedürfnissen, die Karosse verschlossen zu halten. Wer zu Fuß die Landschaft in den Jahrhunderten nach der Schlacht durchreiste, machte demnach also unweigerlich Bekanntschaften der gefährlichen Art.

Kleines tut Groß

Nun ist es Zeit zu verraten, daß dieses Heft auf einer gemeinsamen Wanderung durch die tschechisch-sächsische Schweiz entstanden ist. Eine polnische Fachkollegin faßte ihre Verzweiflung mit der ungewollten Mittlerrolle nach Tagen der Geduld in dem Ausruf zusammen: „Könnt Ihr Deutschen denn nie nicht stille sein?“ (Das Polnische lehrt wie das Bayerische die Notwendigkeit doppelt zu verneinen.) Sie hatte recht. Immerzu wurde geplappert, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag. „Es ist wie mit den Möchtegemstudierten in Thomas Manns Doktor Faustus“, fuhr sie fort, in Rage: „Immer reden sie auf ihrem Weg zur Wartburg. Das war in den 20ern. Euer Land hat vorher Schlimmes zustandegebracht und danach Schlimmeres, aber Ihr redet nur immer.“ Savoir engagé wurde nun also auch zum Diskussionsthema. Das Ergebnis überstieg selbstredend alles, was ein Comparativ-Heft zu fassen in der Lage wäre. Monate der Arbeit an diesem Band galten dem Kürzen der Beiträge. Schließlich erklärte der eigentliche Ideengeber für diesen Mikro-Makro-Schwerpunkt, Michael Zeuske, auf einer kleinen Redaktionsbesprechung in Havanna, daß er seinen Beitrag zurückzieht, um den „jungen Leuten“ die Bühne freizugeben. (Dabei ist so manche junge Feder altbackener als die des Professors aus Köln.) Aber auch unter sich wurde es ihnen dort bald wieder zu eng. Was wollen diese Leute überhaupt, außer daß ihnen zugehört wird? Und ist das denn recht eigentlich reif für die Tribüne?

Produktive Anfechtungen

„Ihr kommt von den Sauerdatteln nicht los“, von den lokalen Anliegen, und vergeßt, was global auf dem Spiel steht, ruft man uns diese Saison von der Bochumer Bühne zu. Gemeint ist die Bewegung gegen kommerzielle Globalisierung („Die Optimisten“, mit Bochumer Premiere, Theatersaison 2003/2004), deren Weltsozialforum in Indien abermals pries, global zu denken, um lokal zu handeln; dabei aber fast aus den Augen verlor, daß der Hafen Mumbays schon Tage vorher von der US-Kriegsmarine in Beschlag ge-

nommen worden war; für den Fall nämlich, daß diese makro-mikro-Maxime einmal tatsächlich dialektisch vom Kopf auf die Füße gestellt würde. Bevor wir uns aber dieser Aufgabe im historiographischen Feld widmen, bringen wir die konträren Schulen der Sozialgeschichte (als US-Import der 1960er) und der Mikrogeschichte (als Italien-Import der 1980er) auf die knappste und deshalb notwendigerweise unverschämte, vielleicht sogar ungerechte Formel, in der sie unserer Generation gegenüberreten.

Sozialgeschichte – Makrovergleiche

Sozialgeschichte ist ein Aufbauprodukt. Ein Kontinent lag in Trümmern. Der Adenauerstaat söhnte sich mit seinen Nazigrößen aus, und in der Geschichtswissenschaft versöhnten sich diese wiederum mit amerikanischem Pragmatismus. Diesseits wie jenseits der Ostgrenze Trizonesiens suchte man nach einer praktikablen Mischung zwischen dem dialektischen Materialisten Karl Marx und dem Midwest-Senator Joseph McCarthy. Das war erfrischend neu. So erfrischend, daß man damit besser unter sich blieb. Bis in die Mitte der sechzig Jahre fand beispielsweise keine dieser Marxlektüren den Weg zu einer öffentlich zugänglichen bundesdeutschen Ausgabe. Trizonesier waren bereits für den Koreakrieg mit ihrer neuen Rolle in der weltweiten Arbeitsteilung vertraut geworden: Böller statt Brot. Wer sich für fortschrittlich hielt, las Böll, nicht Marx (woher denn auch?). Die Spätfolgen sind verheerend. Noch heute dozieren BRD-sozialisierte WissenschaftlerInnen moralinsäuernd von „Milieus“ Böll'scher Horizonte (wenn sie ausgesprochen müde sind). Aber die Sozialgeschichtler der ersten Generation (Conze, Schieder) wie die der folgenden (Kocka, Wehler) nahmen sich, was sie brauchen konnten. Sie bedienten sich bei Karl Marx wie zeitgleich Walter Ulbricht bei McCarthy, der dann ja bekanntlich Ernst Bloch aus Leipzig hinauskomplimentierte mit dem denkwürdigen Substrat jener bleiernen Zeit beiderseits der Mauer: „Diese Utopie können wir nicht verwirklichen („Spießbürgerphrase“ nannte Adorno das, der der Midwest-Variante gerade glücklich entkommen war). Und wir wollen sie auch gar nicht verwirklichen!“

Keine Experimente! Diese merkwürdige, utopiefeindlich aufgeklärte Einheit der geteilten Epoche rettete einigen geistesverwandten ProtagonistInnen auf der Ostseite nach Überwindung der sichtbaren Mauer immerhin Kopf und weißen Kragen. Die meisten ihrer KollegInnen aber wurden von den Vaterfiguren der westlichen Disziplin in jener einzigartigen Selbstverstümmelung deutscher Wissenschaft von heute auf morgen schleitweg abgestempelt – eine der absurdesten Maßnahmen zur Zurückdrängung unamerikanischer Einflüsse diesseits des Atlantik. Unsere „Generation“, von der im

Titel so hochfahrend die Rede ist (der Autor dieser Zeilen ist Jahrgang '71), hat diese Vergeltung prägenderweise als ziemlich junges Gemüse miterlebt. Aus dem Kreis meiner LehrerInnen an der Geschichtsfakultät zu Halle an der Saale flogen nun solche zuerst, die es in der späten DDR beispielsweise gewagt hatten, Schriften von Walter Benjamin zur öffentlichen Lektüre zu bringen. Und was packten die reichlich drittklassigen westdeutschen Ersatzkader, die für die nunmehr freievaluierten Plätze Schlange gestanden hatten, aus ihren groß herauspolierten Assistentenkofferchen? Sozialgeschichte: ein bewährtes Aufbaumittel, nun auch in Neufünfland. Es dauerte nicht lange, und ich verließ das derart weißgewaschene und dabei eingelaufene Geschichtsstudium, wenige Zeit später auch Deutschland.

McCarthy nahm den Stich. Hatte jemand des Montags noch ernstlich etwas anderes erwartet? Sozialgeschichte war lange vorher zur Richterin über Gut und Böse im sozialwissenschaftlichen Geschäft der BRD avanciert. Dementsprechend zittert beispielsweise die so ehrgeizig aufstrebende Kulturgeschichte noch heute vor ihrer etablierten Macht und imitiert sozialgeschichtliche Subordinationsrituale, wo immer sie nunmehr das Heft in die Hand bekommt.

Wenn ich heute die komparativ kategorisierenden Abhandlungen deutscher SozialgeschichtlerInnen lese, ist mir mitunter, als hörte ich das Knarren uralter Schubladen. Hinter dem amerikanischen Chique liegt der Aktenstaub von Jahrhunderten obrigkeitsstaatlicher Verwaltungshandlung. Reden sie von Klassen, so schlägt die administrative Langeweile die Trommel dazu. Sie ordnen sich die soziale Welt wie einen preußischen Kasernenhof. (Immerhin ordnen sie und huldigen nicht dem Wildwuchs und der deutschen Mythologie wie all die Generationen zuvor). Ihre letzte Instanz ist die Nation. Wie ihr Übervater Bismarck oder die in ihren besetzten Provinzen so allmächtige OberOst-Verwaltung des ersten Weltkriegs haben sie einen Blick für jede Regung im vielgestaltigen sozialen Körper, der ihnen von Amts wegen unterstellt ist. Aber bei all dieser Übersicht und Umsicht haben sie doch nur eine Perspektive. Es ist direkt zum heulen, auch für sie selber übrigens. Mit dieser Perspektive stehen sie und fallen sie. Erfahrung macht nicht unbedingt klug, erst wenn sie so richtig auf die Nase gefallen sind, sprechen sie nicht mehr von Klassen, sondern machen – wie alle alten Leute im Wissenschaftsbetrieb, die gelernt haben, mit Einfällen sparsam zu haushalten – „intellectual history“. Nicht immer bleibt diese dann so unverbindlich rosarot wie die Etikette der Sozialgeschichte; es eigentlich verlangen würde. Tja, alternde Herren ... aber das ist ein anderes Thema.

Mikro-Geschichten, Gegengeschichten

Mikrogeschichte dagegen ist ein Spaltprodukt – eine soziale Bewegung lag in Trümmern. Im Wissenschaftsbetrieb waren nach 1968 Kapazitäten aufge-
laufen, die zyklischer Überproduktion im Wissensbetrieb kapitalistischer
Produktionsverhältnisse und ihrer Umschichtung im Wege standen. Italien
wurde Ende der siebziger Jahre zum Fanal dieser Verweigerungsstrategie.
Aussichten auf soziale und intellektuelle Emanzipation erwiesen sich komplizierter mit jeder Niederlage gegen das Establishment. Die Italienische
Kommunistische Partei (PCI) griff bereits zu diesem Zeitpunkt unter dem
Decknamen „Eurokommunismus“ gewissermaßen nach den Sternen. Mit ihr
griff (und grabste) schon damals jener später erste und einzige Minister-
präsident ihrer Mitte, Massimo D'Alema, der 1999 kongenial mit NATO
und EU die Bombardierung des Nachbarlandes Jugoslawien befahl.

Das Ende der siebziger Jahre nahm das Ende des Jahrhunderts, den Auf-
stieg des Thatcherismus zur Leitideologie der Sozialdemokratischen Interna-
tionale, bereits als Negation vorweg. Der Verzicht auf einen sozial verant-
worteten Begriff gesellschaftlichen Fortschritts wurde frühzeitig regelrecht
zu einem neuen Credo aufgewertet. Auf den Werkstoren der Fiat zogen die
erfolglosen Streikposten zeitgleich die roten Fahnen der parteifernen Fabrik-
besetzerInnen ein (auch die mit jenem sympathisch romanisierten Abbild
von Karl Marx). Sie gaben auf, ihre Arbeitsorte als die eigenen zu reklamie-
ren; so wie eine Generation später die ArbeiterInnenräte der zwischenzeitig
Fiateigentum gewordenen jugoslawischen Zastava- (Fahme-) Werke, deren
Nachtschicht die NATO am 10. April 1999 unter den Trümmern ihrer nun-
mehr eigenen Fabrik begrub. Aber all das wurde vorweggenommen im Italien
der späten siebziger Jahre. Nicht nur die kommunistische Partei, auch die ihr
zumindest in Italien offen entgegengesetzte Soziale Bewegung hatte auf dem
erklärten Feld der Hauptauseinandersetzung kapituliert. Es blieben zahllose
Nebenschauplätze. Verzeitelung wurde regelrecht zur wissenschaftlichen
Überlebensfrage.

Zu dieser Zeit zog eine Generation institutionell gesehen überflüssiger
HistorikerInnen aufs Land, um in den Hütten – nicht mehr in Palästen – nach
Sternenstaub zu suchen. Walter Benjamin hatte angesichts seiner analogen
Recherche de la Révolution perdue bis 1940 in den Passagen von Paris wie
Gramsci die Hoffnung formuliert, daß der bürgerliche Intellektuelle – wenn
schon nicht in der Lage, seine Klasse zu verlassen – dann doch wenigstens
seine Klasse verraten könne. Nichts dergleichen leistete die Mikrogeschich-
te. Während die Verkehrsformen der nun Etablierten als Sozialgeschichte im
wesentlichen aus der USA eingeführt worden waren, wurden zumindest die
italienischen Mikrohistoriker von Bedeutung nach Jahrzehnten sorgfältig

provocierter Etablierungsintrigen im wesentlichen in die USA ausgeführt. Zurück blieben Schulen in der Alten Welt, die sich immerhin eine gewisse Ausstattung erstritten hatten. Göttingen und später Erfurt avancierten so auf der historiographischen Landkarte zu Orten des „small is beautiful“; kurzfristige Investitionsprojekte, in der *longue-durée* betrachtet. Zwei Topoi entglitten diesen Suchbewegungen am Rande der noch geförderten Wissenschaftslandschaft: zum einen die scheinbar unaufhaltsame Annäherung an das Religiöse; zum anderen ein regionalgeschichtliches Rendezvous mit dem grün-schwarzen Unternehmertyp von nebenan. Dies sind fürwahr merkwürdige Bonsaibäumchen nach all den Jahrzehnten einer sich hegrenzenden Betrachtung. Die dänischen Dogmafilmer haben sich bei verblüffend ähnlicher Strategie denn doch mehr Biß bewahrt. (Immerhin bescheiden sie sich und huldigen nicht dem diskursanalytischen Wildwuchs oder den protzigen amerikanischen Eisschränken der BRD-Sozialgeschichte wie all die KarrieristInnen nach ihnen).

Lokal denken – global handeln

Ich habe die diesjährige Theatersaison weder in Deutschland noch in Dogville verbracht, und ich bin froh drum. Dieses Heft entstand in Havanna und New York. Ich habe dort die handfesten böhmischen Industrieorte, anhand derer ich in diesem Jahrzehnt das emanzipative Vermächtnis der ArbeiterInnenbewegung aufarbeite (Třinec, Kladno, Varnsdorf und Zlín), durchaus besser verstehen gelernt. Anderen meiner Generation ging es ähnlich.

Unsere Mitautorin *Adina Lieske* ist nach Zürich gegangen, um ihre Doktorarbeit über Leipzig und das böhmische Plzeň abzuschließen und weiterzudenken. Ihre Promotion, bei Jürgen Kocka in Berlin angesiedelt, kommt sozusagen aus dem Flaggschiff der deutschen Sozial- und Strukturgeschichte, dem ZVGE, dem Zentralinstitut, nun seinerseits in Abwicklung. Aber als wären alle Revierkämpfe und die hochpeinliche Hackordnung der achtziger und frühen neunziger Jahre vergessen, beruft sie sich wesentlich auf mikrogeschichtliche Methodik. Inwieweit sie dabei Mikro- oder vielleicht eher Lokalgeschichte im Sinn hat, wird der/die LeserIn auf eigene Faust erkunden können. In ihrer Recherche zum „Gesang großer Chöre“ ist eine Sozialisationserfahrung in der westdeutschen Sozialgeschichte dialektisch aufgehoben.

Die umgekehrte Reise hat *Wulf Wäntig* angetreten. Seine Promotion bei Hans Medick in Göttingen und Erfurt, für die er viele Male über die Grenze zwischen Sachsen und Tschechien gewandert ist, hat das klassische Feld der zu rekonstituierenden Mikrokontexte, die Dorf- und Biographiestudie, bewußt verlassen, allerdings ohne sich dabei am Ende selber „exulieren“ zu lassen. Gleich eine ganze Handvoll Dörfer hat er dafür unter die Lupe ge-

nommen, von denen er am Ende nicht mal mehr mit Bestimmtheit sagen wollte, ob es denn nun Böhmisches Dörfer seien oder protestantisch exulierte. Er ist der einzige hier vertretene Autor, der sich nicht nur verbal auf Mikrogeschichte bezieht, sondern auch eine demographische Familienrekonstitution aufzuweisen hat, eine Fleißarbeit von Jahren. Gleichzeitig sucht er die Perspektivwechsel und den Dialog. Wenn mikrohistorisch Arbeitende das Transnationale und Transkonfessionelle von Grenzdörfern aufspüren, ist endlich ihr Schritt zu Comparativ nicht mehr weit. Wir feiern diese für beide Seiten vielversprechende Tendenz mit dem ersten Beitrag in diesem Heft.

Johannes Dillinger, inzwischen verantwortlich für eine DFG-Nachwuchsgruppe in Trier, ist ein Transatlantiker par excellence. Er kennt mehr heimische Ecken in Boston als in der Geburtsstadt von Karl Marx, wie seine Brieffränder für das Zustandekommen dieses Heftes anschaulich schildern. So kann er dem Dialog mehrerer Perspektiven nicht nur unter historischen Schulen, sondern unter seinen ruralen Akteuren der frühen Neuzeit beiderseits des Atlantik ein offenes Ohr leihen. Was als ländlich-kosmopolitische Übung im gemeinhin konservativen Feld der Verfassungsgeschichte daherkommt, ist bei genauerem Hinsehen eine sozial- wie regionalgeschichtlich elegant vergleichende und präzise argumentierende Studie zur Ideologiekritik jener, die glauben, eine nationalgeschichtliche flat-rate auf historische Demokratie gebucht zu haben.

Wulf Wängts Auswanderung aus Sachsen führte ihn schließlich in die reunifizierte Hauptstadt. Auch Thomas Müller folgte dem Ruf jenes unverschämte verheißungsvollen Schlagers der zwanziger Jahre: *„Du bist verrückt mein Kind, Du mußt nach Berlin. Denn wo die Verrückten sind, Da mußt Du hin!“* Angemessenerweise beschäftigt sich der gelehrte Arzt und Medizinhistoriker an der Charité auch beruflich mit der Geschichte der Unterbringung von sogenannten „Verrückten“. Noch einige entscheidende Jahre, bevor sie zu Schlagerhelden avancieren konnten, wurden in ländlich konstruierten Familien erste Wege aus dem industriellen Wegschließen in Massenverwahranstalten des 19. Jahrhunderts gewagt. Die Patriarchen dieser Auswege waren – auch wenn sie sich noch so rural und national gaben – eigentlich europäische Kosmopoliten, wie Thomas Müller biographisch rekonstruieren konnte. Sie arbeiteten in Dörfern, verglichen dafür eifrig über alle Grenzen und krönten ihren Ehrgeiz schließlich mit Renommee in den großen Städten jenes Vorkriegseuropas, das ja bis zum Ersten Weltkrieg praktisch keine Visagrenzen kannte und prinzipiell eine einheitliche (französische) Währung akzeptierte. Vielleicht ist es unter ComparativleserInnen nur nötig zu erinnern, daß die EU trotz ihrer pompösen Maifeierlichkeiten in diesem Jahr noch weit hinter einer Beseitigung der Folgen jener Katastrophe von 1914 zurücksteht.

Einzigste Ausnahme der ersten flüchtigen Währungs- und Migrationsunion des europäischen Industrialismus vor dem Krieg war und blieb Rußland, der „große Wal“ wie es DH Lawrence in besserer Gesellschaft angelsächsischer Dauerurlauber auf Sizilien in den zwanziger Jahren zu nennen beliebte. Übrigens machte er solche Rußland-Bemerkungen unwidersprochen und auf der Grundlage purer Vorurteile, d. h. ungetrübt durch den leisesten Anflug von Kenntnis oder gar Empirie. Nicht schlecht auf den Hund gekommen war also dieser einstige Arbeiterschriftsteller, Sohn seiner Klasse.

Die fabrikarchäologischen Untersuchungen entgegengesetzter Entwicklungstendenz in und um die russisch-ukrainische Industriemetropole Charkov 1917–1927 bilden den Ausgangspunkt für den abschließenden Beitrag dieses Schwerpunktes. Nicht die Wiederetablierung autokratischer Herrschaftsmuster in Verwaltung und Werkstätten der Nachkriegsjahre konstituieren dem dabei entwickelten Geschichtsverständnis naeh die für uns relevanten sozialen Erfahrungen, auch wenn Sovietologen und neuerwärmte kalte Krieger unverändert auf diesem Dogma bestehen. Machen wir uns *Martin Krämers* Vorurteile über Rußland zu eigen, dann hätte die Revertikalisierungsentwicklungen auch ein ab 1916 ausstehender rechter Militärpntsch betrieben, und Putins postsowjetischer Makroraum hatte einer solchen Mikroprogrammatur dementsprechend nicht Wesentliches mehr hinzuzufügen. Bemerkenswert im Hinblick auf die weltgeschichtlichen Konsequenzen des Beginns unserer Zeitgeschichte 1917, so argumentiert die abschließende Problemskizze, sei vielmehr die konzertierte Aufhebung des patriarchalen und kapitalistischen Fabrikregimes 1917ff (inclusive gutsherrschaftlicher Prototypen der Agrarfabrik). Diese kollektive Leistung an den Orten gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion sei im Kleinen noch nachhaltiger und besser dokumentierbar als im Großen, wird behauptet. Die Folgen im Großen allerdings bilden eingeständenerweise das Leitmotiv des hier zur Diskussion gestellten komparativen Untersuchungsvorhabens. Die spezifische Qualität der russischen Revolutionserfahrung und ihre institutionelle Form der ArbeiterInnenräte an den Orten und in den Nachbarschaften der Produktionsstätten wäre demnach zentral für nachfolgende Entwicklungen sozialer Emanzipation gegen die globale Hegemonie bürgerlicher Herrschaftsverhältnisse. Diese zunächst russisch codierte, weitgehend im Land selber schon neutralisierte und für alle Beteiligten der entstehenden Weltgesellschaft alles andere als eindeutig lesbare Signalwirkung ermöglichte erst, so die hier vorgestellte Arbeitshypothese, jene Neukonstitution der Souveränität von Produktionsöffentlichkeiten im tschechischen Industriekomplex ab 1945 und schließlich in der kubanischen Peripherie 1959. Was so mikroempirisch als ArbeiterInnenmacht beschreibbar ist – auch wenn diese z. T.

schon nach Monaten wieder zu vertikalen Bewegungszusammenhängen zurückgerann –, geschah dem zur Diskussion gestellten Verständnis nach als beispiellose Synergie in den Köpfen und Kollektiven, vermittels der Assoziation qualifizierter Arbeitsfähigkeiten und der Hände zu ihrer Verwirklichung; nicht aufgrund einer bloßen Macht der Bajonette und dem Stolz, bzw. Verrat großer Männer, wie uns die Historismen neuerer Konjunktur altgläubig lehren wollen.

Die Rolle der US-Schiffe im Hafen von Mumbai 2004 und in der kubanischen Schweinebucht von 1962 unterscheidet also wesentlich jenes Bewußtsein, das dem progressiven 19. Jahrhundert im Rückblick auf die französische Revolution nur zu vertraut war: daß nämlich die geschichtliche Erfahrung den erlernten Fertigkeiten unserer eigenen Generation um Wesentliches voraus sein kann.

Wenn etwas mir Lust auf Geschichte macht, dann sind es Entdeckungen dieser Art. Sie motivierten mich z. B., diesen Band zusammenzutragen, und unter anderem auch jene unstillbare „wanderlust“, ihn wieder und wieder zu lesen. Kleine Spaziergänge sind es, in denen unsere Generation übt, einst die Welt ... [unerwarteter Trommelwirbel, ein Raunen geht um die Manege, dann fällt der Vorhang ...] „Meine Damen und Herren, hochverehrtes Publikum; nicht Mikro, nicht Makro – [... atemberaubende Stille unterm weiten Zirkuszelthimmel ...] Weltgeschichte ist unser Ziel! Hier sehen Sie den brennenden Reif, ohne Trapez, ohne doppelten Boden, ohne Feuerlöscher ... also, Greise von Morgen, reif für den großen Sprung nach vorn?“

Übrigens, für alle, denen es bis jetzt noch nicht klar geworden ist: Vorworte gehören überblättert!

Havanna und New York im Frhjahr 2004

Wulf Wäntig

Zwischen Böhmen und Sachsen, zwischen Religion und Alltagswahrnehmung – die Mikrogeschichte frühneuzeitlicher Konfessionsmigration als Geschichte von Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen

Hans Meißner, einem Bauern im Sebnitz benachbarten Niedereinsiedel (tschechisch Dolní Poustevna)¹, war durch den Lehnrichter des Ortes befohlen worden, sich am Amtstag seiner nordböhmischen Grundherrschaft Hainspach (Lipová) auf dem dortigen Schloß einzufinden. Meißner sollte einen herrschaftlichen Heiratskonsens für seine geplante Eheschließung mit einer Witwe aus dem sächsischen Hertigswalde einholen. Anstatt jedoch im Amt Hainspach die Genehmigung zur Heirat zu erhalten, wurde Meißner im Schloßgefängnis festgesetzt und erst daraus entlassen, als er sich bereiterklärte, katholisch zu werden und diesen Übertritt durch das Abendmahl *sub una*, ohne den Kelch, zu besiegeln. Kaum freigelassen, ging er jedoch umgehend nach Sebnitz und erreichte beim dortigen lutherischen Pfarrer, daß dieser ihm nach Rücksprache mit dem zuständigen Superintendenten in Pirna wiederum das Abendmahl nach protestantischem Ritus reichte und ihn damit wieder als evangelisch aufnahm.²

Das Datum dieses Rückübertritts war der 3. November 1651, also vor wenig mehr als 350 Jahren – die Begebenheit führt damit mitten in eine Phase, in der unmittelbar nach dem 30jährigen Krieg, drei Jahrzehnte nach Beginn der zentralen Gegenreformation im Königreich, schließlich auch das ländliche Böhmen gezielter Katholisierung unterworfen wurde.³ Hans Meiß-

1 Schauplatz des Geschehens ist die Umgebung des sogenannten Böhmisches Niederlands (České Nizozemí) um Šluknov (Schluckenau), Rumburk (Rumburg) und Varnsdorf (Warnsdorf), das zwischen Sächsischer Schweiz und der Zittauer Region als nördlichster Ausläufer Böhmens in sächsisch-lausitzischer Umgebung liegt.

2 Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (SächsHStA), Geheimer Rat/Geheimes Archiv (GA), loc. 10333/2, fol. 12-13: Baltzer Herzog, ehemaliger Richter zu Niedereinsiedel, an den kurfürstlichen Amtsschösser von Hohnstein und Lohmen, Sebnitz, 24. Oktober 1651 [st. v.].

3 Zu den Phasen der Rekatholisierung Böhmens seit der Schlacht am Weißen Berg von 1620 vgl. die Kurzdarstellungen bei J. Kadlec, *Rekatalizace v Čechách*, in: Z. Hledíková/J. V. Polc (Hrsg.), *Pražské arcibiskupství 1344–1994*, Prag 1994, S. 129-149; J. Hanzal, *Rekatalizace v Čechách – její historický smysl a význam*, in:

ner konnte ihr im November durch das Gegenmittel der Rekonversion noch entrinnen. Nachdem aber im Laufe des Frühjahrs 1652 die Schlupflöcher für die protestantischen Hainspacher Untertanen zunehmend gestopft wurden, sah er bereits im April keinen anderen Ausweg mehr, als ganz nach Sebnitz überzusiedeln. Hans Meißner wurde zum Flüchtling aus religiösen Gründen, zum *Exulanten*, wie sie in diesen Jahren zahlreiche die böhmisch-sächsische Grenze überquerten.⁴

Rund drei Jahre später, am 14. Januar 1655, kam es im Oberamt des Markgraftums Oberlausitz auf der Bautzener Ortenburg zu einer Begegnung, die trotz des zeitlichen Abstands unmittelbar mit den Katholisierungsbestrebungen von 1651/52 zu tun hatte. Der Amtsschreiber und der Kornschösser der böhmischen Herrschaft Rumburg trafen dort auf den Häusler Christoph Mey aus dem Zittauischen Waltersdorf und gerieten mit ihm in einen heftigen Wortwechsel. Mey war ehemaliger Untertan der Rumburger Obrigkeit und bereits im Dezember 1651 vor der näherrückenden Katholisierung geflohen, so wie etwa 145 Familien, die zu dieser Zeit die Grundherrschaft verlassen hatten. Die Rumburgischen Beamten hatten sich in den vergangenen vier Jahren kontinuierlich um die Auslieferung ihrer Untertanen bemüht, und damit – anders als andere Grundherren, die in dieser Zeit vor demselben Problem standen – einige Ausdauer bewiesen. Innerhalb dieser Spanne wurden neben direkten Vorstößen in die Nachbarschaft, anlässlich derer die dort angesiedelten ehemaligen Rumburger zur Rückkehr bewegt werden sollten, zahlreiche Eingaben an den Landvogt der Oberlausitz und den Kurfürsten von Sachsen gerichtet.⁵ Im Rahmen der Untersuchung, die auf kurfürstlichen Befehl schließlich vor dem Oberamt in Bautzen stattfand, war auch Christoph Mey vorgeladen worden, wo er den beiden Vertretern seiner ehemaligen Obrigkeit begegnete. Zum besagten Wortwechsel kam es in einer Verhandlungspause, als die Obrigkeitsvertreter auf eine auf dem Flur stehende

Sborník Historický 37 (1990), S. 37-91; W. Eberhard, Entwicklungsphasen und Probleme der Gegenreformation und katholischen Erneuerung in Böhmen, in: Römische Quartalschrift 84 (1989), S. 235-257.

4 Vgl. W. Wäntig, Rekatholisierung, Alltag und Migration in der Frühen Neuzeit. Exulanten im böhmisch-sächsischen Grenzraum des 17. Jahrhunderts, phil. Diss. Chemnitz 2003. Zum Forschungsstand über diese Migrationsbewegungen vgl. ebd., S. 25-34, und L. Bobková, Exulanti z Prahy a severozápadních Čech v Pírně v letech 1621–1639, Prag 1999, S. VII-LII; dies., Pobělohorský exil v Sasku a možnosti jeho dalšího výzkumu, in: M. Hrubá (Hrsg.), Víra nebo vlásta? Exil v českých dějinách raného novověku, Ústí nad Labem 1998, S. 72-106.

5 Vgl. hierzu vor allem SächsHStA, GA, loc. 10332/4, und Sächsisches Staatsfilialarchiv Bautzen (SäStFiA), Oberamt des Markgraftums Oberlausitz (OA), loc. 3268, 4203, 4278; dazu Wäntig, Rekatholisierung, Alltag und Migration (Anm. 4), S. 593-663.

Gruppe ihrer ehemaligen Untertanen zutraten und der Amtsschreiber drohte, die Rumburger Obrigkeit werde der Emigranten schon noch habhaft, und wenn es zehn Jahre bis zur Auslieferung dauern sollte. Aus der Provokation entwickelte sich unversehens ein Streit über die Macht des Kaisers und die des Kurfürsten. Christoph Mey hatte zunächst erwidert, was ihnen die Herrschaft anhaben könne, werde man erst noch sehen, schließlich habe der Kurfürst ja mehr Länder: Wenn es an der Grenze zu brenzlig würde, könnten sie ja weiter ins Land ziehen. Nach Wiederaufnahme der Verhandlung warfen ihm die Rumburger Beamten daraufhin die Herabminderung des Kaisers vor – Mey habe gesagt, der Kurfürst hätte mehr Länder als dieser. Da sich die Amtsträger der böhmischen Herrschaft aber gegenseitig widersprachen und die Umstehenden als Zeugen zu Meys Gunsten auftraten, wurde der Häusler schließlich aus der Haft, in die er zwischenzeitlich genommen worden war, entlassen. Wie die meisten Untertanen entging auch er letztlich der Auslieferung nach Böhmen. Seine Erfahrung vor dem Oberamt gibt jedoch einen Blick frei auf eine Atmosphäre der Unsicherheit, in der die Exulanten in den ersten Jahren ihrer Übersiedlung lebten.⁶

Aus diesen beiden Episoden entwickelt sich ein Problemhorizont, der direkt auf das Verhältnis von Mikro- und Makrogeschichte zuläuft: Rekatholisierung und Flucht im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts, Kontinuitäten und Brüche des Alltagslebens im Grenzraum zwischen Böhmen und Sachsen – die Rekonversion Haus Meißners und die Auseinandersetzung um Christoph Mey verknüpfen die zentral angeordnete Rekatholisierung Böhmens, der Meißner zu entgehen wußte, die „hohen Potentaten“, die Mey beleidigt haben sollte, mit der Erfahrungswelt der Menschen an der Grenze.⁷

Den Ausgangspunkt bildet die Rekatholisierung Böhmens seit der Schlacht am Weißen Berg im November 1620. Sie war schon bald nicht mehr nur Heilmittel gegen die politische Renitenz der protestantischen Stände, sondern wurde zum Projekt einer (katholischen) *General Reformation* des Königreichs.⁸ Mit den Befehlen und Maßnahmen zu deren Umsetzung, die seit der zweiten Hälfte der 1620er Jahre auch die Peripherie im Norden Böhmens erreichten, tritt die Katholisierung in den Gesichtskreis der hier vorzustellenden Studie. Die Gegenreformation im Grenzgebiet war aus Sicht

6 SsStFILA, OA, loc. 4278, fol. 142-156: Protokoll in der Emigranten Sachen, [Budissin, 13., 14. und 28. Januar 1655], hier fol. 151v-152v; dazu Wäntig, *Rekatholisierung, Alltag und Migration* (Anm. 4), S. 703 ff.

7 Wäntig, *Rekatholisierung, Alltag und Migration* (Anm. 4), S. 2-17.

8 Zu Forschungsstand und Literatur vgl. die in Anm. 3 genannten Beiträge, dazu auch J. Mikulec, *Pobělohorská rekatolizace v českých zemích*, Prag 1992. Ausführlich zur Phase bis etwa 1630 noch immer A. Gindely, *Geschichte der Gegenreformation in Böhmen*, Leipzig 1894.

der älteren deutschsprachigen Forschung eine einzige konzentrierte, gewaltsame Verfolgung der durchgängig evangelischen Bewohner. Folgerichtig bediente sich die protestantische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts der ländlichen Exulanten, um das anhand von Adligen und wohlhabenden Bürgern entwickelte Bild von glaubenstreuen evangelischen Märtyrern, die sich vor dieser grausamen Verfolgung in rekatholisierten Böhmen in die willige Aufnahme im Nachbarland Sachsen geflüchtet hätten, quantitativ zu unterfüttern und eine Massenbewegung protestantischer Beständigkeit erstehen zu lassen.⁹ So sehr diese Makroerzählung der konfessionellen Frontstellung des 19. Jahrhunderts verpflichtet ist, so klar eröffnet sie zugleich grundlegendere Fragen, die sich an das Fluchtgeschehen des 17. Jahrhunderts richten lassen. Es sind dies Fragen nach dem Verlauf der Rekatholisierung im Grenzraum und Formen ihrer Wahrnehmung durch die Einwohner, nach möglichen und tatsächlichen Reaktionen darauf – zwischen der freiwilligen oder erzwungenen Konversion einerseits und andererseits der Flucht als der effektivsten Form, sich der konfessionellen Disziplinierung zu entziehen; weiterhin Fragen nach allgemeinen Hintergründen der Auswanderungen und den konkret nachweisbaren Auswanderungsmotivationen; Fragen nach dem eigentlichen Auswanderungsgeschehen und seinen Verläufen und schließlich nach der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Emigrierenden in der Begegnung zwischen sächsischer und böhmischer Seite. All dies sind Fragen an das Gegenüber von „großem Prozeß“ – der Rekatholisierung Böhmens bzw. der Aufnahme von Exulanten in Sachsen – und „kleiner Welt“ – den Herrschaftsverbänden beiderseits der Grenze mit ihren Dörfern und Städten, den jeweiligen lokalen Gesellschaften und einzelnen Untertanen. Gilt es zum einen, die faktische Dimension der Auswanderung aufgrund des mikroskopisch genauen Blicks zu revidieren, so bildet ein solcher neuer Befund doch nur ein Ergebnis unter mehreren. Von größerem Interesse ist der alltags- und erfahrungsgeschichtlicher Hintergrund dieser Dimension, wie er sich aus der mikrohistorischen Rekonstruktion einzelner Fluchtbewegungen an der Grenze entwickelt.

Zwei Fallstudienregionen bilden den Rahmen der hier vorzustellenden Untersuchung; daß sie verschieden zugeschnitten sind, erschließt sie einem asymmetrischen Vergleich, der erkenntnisfördernd im Sinne der Fragestellung nutzbar ist. Ein erster Fokus liegt auf einer Dörfergruppe von acht Dörfern auf dem Kamm des Erzgebirges nördlich von Chomutov und Most

9 Vgl. dazu W. Wántig, Der Weg ins Exil – der Weg in den Mythos. Böhmisches Emigranten als „Exulanten“ in der oberlausitzischen Geschichte und Historiographie, in: J. Bahlcke (Hrsg.), Die Oberlausitz im frühneuzeitlichen Mitteleuropa. Politik – Wirtschaft – Kultur (im Druck).

(Komotau und Brüx), die zu den Grundherrschaften Bilin (Bílina) und Dux (Duchcov) gehörten. Einen zweiten bietet die territoriale Landzunge im nördlichsten Böhmen rund um Šluknov (Schluckenau) und Rumburg (Rumburk) mit den beiden gleichnamigen und einer dritten Grundherrschaft Hainspach (Lipová). Die acht Dörfer im Erzgebirge geben den Blick frei auf einen konzentrierten Aussehnitt der Gegenreformation in Böhmen – sie wurden im Verlauf von drei Jahren ab 1667 katholisiert, und auf diesem engen Raum werden sowohl Arsenal und Einsatz der Rekatholisierungsmaßnahmen greifbar, wie sie sich bis zu diesem Zeitpunkt herauskristallisiert hatten, als auch Formen der Wahrnehmung und Reaktion bei den Bewohnern. Diesen Ausgangspunkt erweiternd, eröffnet der früher sogenannte Schluckenauer Zipfel, das Böhmisches Niederland (České Nizozemí), einen breiteren Zugang zu diesen beiden Ebenen. Das Gebiet bot sich aus verschiedenen Gründen für die Untersuchung an. Zum einen waren die drei Herrschaften von den Konfiskationen der 1620er und 1630er Jahre¹⁰ zu unterschiedlichen Zeiten betroffen. Während Schluckenau schon 1623 den Besitzer wechselte, kamen Hainspach und Rumburg erst nach 1634 aus Wilhelm Kinskýs Besitz in katholische Hände. Das Kriegsgeschehen tat ein Übriges, um Abstufungen und Ungleichzeitigkeiten in der Katholisierung zu schaffen – Brüche, entlang derer sich Binnenstrukturen und Entwicklungslinien der obrigkeitlichen *Religionsreformation* offenlegen. Zum anderen wurden die Kirchspiele im nördlichen Teil des Niederlands zunächst nicht vom Prager Erzbischof, sondern vom Bautzner Domdekan als Administrator des Bistums Meißen verwaltet¹¹, so daß sich aus der Pfarrbesetzung und Visitation aus kurzer Entfernung, aber auch aus Kompetenzstreitigkeiten mit Prag zusätzliche Quellen zur kirchlichen Seite der *Reformation* ergeben. Schließlich ist das Phänomen der Grenze in diesem von drei Seiten von sächsisch-lausitzischem Gebiet umschlossenen Ausläufer besonders präsent

10 Vgl. zu den Güterkonfiskationen als Teil kaiserlicher Umstrukturierungs- und Rekatholisierungspolitik nach 1620, aber auch als Beispiel für die Auswirkung von Ad-hoc-Maßnahmen und administrativer Eigendynamik auf den Gesamtprozeß der Rekatholisierung T. V. Bílek, *Dějiny konfiskací v Čechách po r. 1618*, 2 Bde., Prag 1882–1883; P. Čornej, *Vliv pobělohorských konfiskací na skladbu feudální třídy*, in: *Acta Universitatis Carolinae – Studia Historica* 14 (1976), H. 1, S. 165–194; als deutschsprachiger Überblick immer noch Gindely, *Gegenreformation* (Anm. 8), S. 15–17, 69–73.

11 Vgl. zu diesem Sachverhalt jetzt kurz S. Seifert, *Das Bautzner Domkapitel St. Petri und die Meißner Pfarreien in Nordböhmen*, in: M. Schmidt (Hrsg.), *Die Oberlausitz und Sachsen in Mitteleuropa. Festschrift zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Karlheinz Blaschke, Görlitz/Zittau 2003*, S. 51–63; Wäntig, *Rekatholisierung, Alltag und Migration* (Anm. 4), S. 255–268.

– an keinem Ort der drei Herrschaften ist die Grenze weiter als fünf bis acht Kilometer Luftlinie entfernt. Im Zusammenhang mit dem letzten Punkt ist beiden Regionen gemeinsam, daß sie zeitgenössisch in extremer naturräumlicher Randlage und Abgeschlossenheit gegenüber der jeweils nächsten Bezugsgröße gesehen wurden – im Erzgebirge zu den übrigen Orten der Herrschaft, im Niederland zu den nächsten Herrschaften des Leitmeritzer Kreises.¹² Die besondere Situation der Grenze als Raum mit eigenen Regeln tritt hier also in besonderem Maße hervor.¹³

Die Quellen zu beiden Regionen liegen – entsprechend dem Zugriff auf verschiedene Ebenen von Herrschaft – weit verstreut in Archiven in Dresden, Bautzen, Chemnitz, Děčín, Prag, Litoměřice, Žitenice und verschiedenen Stadt- und Pfarrarchiven in der Oberlausitz. Ausgehend von Untersuchungsprotokollen, die die kursächsische Administration über die Exulanten an den Grenzen anfertigen ließ, und den reichhaltigen Dresdner Beständen zur Einwanderung führen Rekatholisierungsakten, Kirchen- und Grundbücher sowie Material aus den betreffenden Herrschaftsarchiven nahe an den Migrationsprozeß heran, so daß sich dieser mitsamt seinem Kontext weitestmöglich im Sinne der obigen Fragen durchleuchten ließ.

Wie sich der Gang der Untersuchung zwischen dem Angebot der Quellen und dem methodischen Zugriff auf die Mikroperspektive entwickelt, läßt sich anhand der beiden eingangs vorgestellten Fälle von Emigranten aus dem westlichen und den östlichen Niederland nachvollziehen. Das Geschehen um Hans Meißner aus Niedereinsiedel führt in die Frage des Gegenübers von zentral betriebener und lokal verfolgter Katholisierung ein. Zugleich rückt hier deren Wahrnehmung durch die Bewohner des Grenzraums in den Blick. Auf den beiden Herrschaften Hainpach und Schluckenau hatte Carl Adam Graf von Mansfeld nach einer langen Phase eher latenter Katholisierung seit Mitte des Jahres 1650 begonnen, die Bewohner offen zur Konversion zu bringen. Den Anfang hatte die Stadt Schluckenau gemacht. Im Herbst 1651 begann man dann, auch in den Dörfern die Katholisierung zu forcieren. Dies traf zunächst einzelne Untertanen, die sich in irgendeiner Weise gegenüber der Herrschaft exponiert hatten. Hans Meißner bildet das typische Beispiel desjenigen, der sich inmitten einer alltäglichen Begegnung

12 Wántig, *Rekatholisierung, Alltag und Migration* (Anm. 4), S. 170-177, 185-191.

13 Zur heuristischen Bedeutung, die der Eigengesetzlichkeit von Grenzgesellschaften für „allgemeine“ Phänomene in der Geschichte zukommt vgl. P. Sahlins, *Boundaries. The Making of France and Spain in the Pyrenees*, Berkeley 1989; H. G. Rosenberg, *A Negotiated World. Three Centuries of Change in a French Alpine Community*, Toronto 1988; C. Motsch, *Grenzgesellschaft und frühmoderner Staat. Die Starosteie Draheim zwischen Hinterpommern, der Neumark und Großpolen (1575–1805)*, Göttingen 2001.

mit der Amtsgewalt plötzlich der „Reformation“ gegenüber sah und ihr aus dieser willkürlichen Verknüpfung heraus zunächst Zugeständnisse machen mußte. Er bietet gleichzeitig das Beispiel für diejenigen Untertanen, die diese erzwungene „Bekehrung“ nicht ohne weiteres hinnahmen und ihr zu begegnen suchten, zunächst auch erfolgreich: Wie zu sehen, war Hans Meißner wenige Wochen nach seiner Zwangskatholisierung wieder kirchlich bestätigter Lutheraner. Sein Ausweichen steht damit am Ende einer langen Phase, in der die protestantischen Bewohner der böhmischen Grenzherrschaften mit traditionellen Mitteln des Widerstands und den spezifischen Möglichkeiten der Grenzlage der konfessionellen Herausforderung durch die *katholische Reformation* zu begegnen wußten. Nicht nur antwortete man auf den äußeren, punktuellen, obrigkeitlichen Druck zur Konversion mit dem Gegendruck der angedrohten und erprobten (temporären) Untertanenflucht – dies wirkte, solange die jeweilige Grundherrschaft es selbst in der Hand hatte, Katholisierungsmaßnahmen zu reduzieren, ohne ins Visier der Statthalterei in Prag zu geraten. Auf Widerstand trafen auch die Träger einer innerlichen, langfristigen, geistlichen Bekehrung zum Katholizismus. Die früh eingesetzten katholischen Pfarrer und die sporadisch anwesenden Ordensmissionare sahen sich sehr konkreten Vorstellungen davon gegenüber, wie sich eine alleinseligmachende Religion in der Praxis zu äußern hatte. Gefochten wurde um die Kelchkommunion, die deutschsprachige Tauf liturgie und die Lektüre evangelischer Bücher, und das Ergebnis war keineswegs das einer eindeutigen Disziplinierung im Sinne des Tridentinums oder der bischöflichen Vorgaben, wie sie aus Litoměřice seit der dortigen Bistumsgründung 1656 vorgegeben wurde.¹⁴ Die zahlreichen korrigierenden Eingriffe durch das Leitmeritzer Konsistorium, wie sie bis ins 18. Jahrhundert nachzuweisen sind, waren nicht zuletzt durch vor Ort gemachte Konzessionen aus der Phase der *Reformation* verursacht.

Das Gesicht der Katholisierung an der Grenze war somit nicht das eines unaufhaltsamen Vordringens eines komplexen katholischen Bekenntnisses, dem sich die Vorstellung einer ebenso dogmatisch gefestigten evangelischen Konfession entgegengestellt hätte. Es gestaltete sich vielmehr aus einem Dialog zwischen den wahrnehmbaren Formen der *Reformation* einerseits und den in der Erfahrungs- und Alltagswelt verankerten Vorstellungen und Praktiken der Einwohner andererseits. Die Entscheidung zur dauerhaften Flucht in die sächsische und lausitzische Nachbarschaft ist dementsprechend nicht einfach zu übersetzen als der Moment, in dem protestantisch-lutherische Religionsausübung unmöglich und katholische zur Norm gewor-

14 Vgl. J. E. Schlenz, *Geschichte des Bistums und der Diözese Leitmeritz*, 2 Bde., Warnsdorf 1912–1914.

den wäre. Vielmehr sieht sich diese Entscheidung eingebunden in ein Netz aus erfahrenen obrigkeitlichen Übergriffen, wahrgenommener konfessioneller Disziplinierung, tradierten und neu kommunizierten Bildern der Bedrohung durch die *Reformation* und der wirtschaftlichen und sozialen Situation der Nachkriegszeit um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Einen der Bestandteile dieses alltagsweltlichen Rahmens bildet die Funktion und Wahrnehmung der Grenze zwischen Böhmen und Sachsen bzw. der Oberlausitz. Hans Meißners Gang nach Sebnitz war nicht in erster Linie ein Gang außer Landes im modernen Sinn. Sebnitz war der Kirchort für die Lutheraner an der westlichen Niederlandgrenze, seit in den 1620er Jahren die evangelischen Pfarrer beseitigt worden waren. Es war damit an die Stelle von Nixdorf (Mikulášovice) oder Lobendau (Lobendava) getreten, und wie vorher dorthin, ging man nun des Sonntags ins ebenso weit entfernte Sebnitz in die Kirche. Als wichtig in den Auseinandersetzungen um Meißners Zwangskonversion erwies sich folgerichtig nicht, daß Sebnitz auf evangelischem und Niedereinsiedel auf katholischem Boden gelegen hätte, sondern daß in Sebnitz „der Herr Magister“, der lutherische Pfarrer anzutreffen war. Dies hing zu diesem Zeitpunkt aber nicht in erster Linie mit der territorialen Grenze zusammen, sondern mit der Grenze des Geltungsbereichs der Gegenreformation. Diese Grenze war aus Sicht der Einwohner während des Krieges, also bis zum Vorjahr, mitnichten mit der Landesgrenze zusammengefallen. In den Jahren militärischer Durchzüge und wechselnder Besetzungen hatten überall im Niederland immer wieder evangelische Geistliche als offiziell eingesetzte Pfarrer Gottesdienst gehalten, für einige Monate, auch für Jahre, teils für Jahrzehnte. Andernorts führte der Gang zum lutherischen Gottesdienst somit nicht über die Grenze nach Sachsen, sondern ‚innerböhmisch‘ von Hainspach nach Hilgersdorf, von Zeidler nach Nixdorf, von Warnsdorf nach Georgenthal – und nur daneben eben auch aus den jeweiligen Nachbarorten nach Sebnitz, Steinigtwolmsdorf oder Seifhennersdorf.¹⁵ Was Meißner hier überschritt, war somit vor allem die Gemarkungsgrenze zwischen benachbarten Dörfern eines Kirchspiels, die ungeachtet der Zugehörigkeit zu Sachsen oder Böhmen auch im Alltag zwischen beiden Orten vielfältig durchlässig war: Die Einwohner des Grenzraums waren beiderseits der Grenze in Fuhrdiensten unterwegs, sie kauften Bauholz, verdingten sich als Gesinde, feierten Kirmes im jeweiligen Nachbarort, saßen in Wirtschaftshäusern beisammen und heirateten einander.¹⁶ Die territoriale Grenze als der

15 Wántig, *Rekatholisierung, Alltag und Migration* (Anm. 4), S. 416–447.

16 Die Entwicklung der grenzüberschreitenden lokalen Gesellschaften unter den Bedingungen der Rekatholisierung ihres böhmischen Teils läßt sich aufgrund alltagsgeschichtlicher Details aus dem hier bearbeiteten Quellenmaterial ebenso nach-

Erwartung nach augenfälligste Be-Grenzung des Erfahrungsraums für böhmische wie für sächsische Einwohner war im Alltagsgeschehen weitgehend unsichtbar. Sie war zwar durchaus vorhanden und wahrnehmbar: Grenzzölle oder Sperren bei Pest im Nachbarland markierten sie. Aber die jeweilige Trennfunktion war obrigkeitlich gesetzt und griff – außer beim Zoll – vor allem in Sonderfällen. Die überwiegende Menge der Alltagshandlungen machte sich diese Trennung hingegen nicht zu eigen oder wußte sie zu umgehen. Das Bewußtsein grundherrschaftlicher oder Gemeindegrenzen war relevanter als das der Landesgrenze.

Auch Christoph Mey – aus der eingangs skizzierten zweiten Episode – war auf dem Weg aus seinem Heimatort Niedergrund (Dolní Podlúží) nach Waltersdorf keiner anderen Route gefolgt als der, die er und seine Mitdörfler zu Friedens- und Kriegszeiten zu Alltagsgeschäften genutzt hatten. Und doch erhielt die Grenze im Zusammenhang mit der Katholisierung Böhmens in der konkreten Erfahrungswelt eine weitere Komponente, die in ihr bis dahin so keine Rolle gespielt hatte: die der Abgrenzung zwischen unterschiedlichen territorial verstandenen Rechtsbereichen. Als solche sollte sie sich nun auch auf der Ebene des Alltagshorizontes ihrer Anrainer unmittelbar auswirken. Die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen hatte im westfälischen Frieden durch ihre Festsetzung als Konfessionsgrenze¹⁷ zwei Qualitäten gewonnen, die sich unmittelbar auf die Handlungsspielräume der böhmischen protestantischen Untertanen auswirkten. Zum einen war dem Kaiser für seine Erblande das *ius reformandi* bestätigt worden. Aus dem Hin und Her der formalen Pfarrerzuordnung im Grenzraum war damit eine Einbahnstraße geworden, die nur noch in Richtung Katholizismus führte. Zum anderen gab diese Grenzsetzung der sächsischen Seite ein Mittel an die Hand, sich über bestehende Auslieferungsabkommen für entflozene Untertanen hinwegzusetzen und den Schutz für evangelische Religionsverwandte über diese Abkommen zu stellen.¹⁸

zeichnen wie anhand von Rekonstitutionen zu Netzwerken zwischen benachbarten sächsisch-lausitzischen und böhmischen Dörfern. Exemplarisch wurde dies in der hier vorzustellende Studie für Seifhennersdorf und Warnsdorf/Warnsdorf vorgenommen, wobei sich anhand von Kirchenbüchern, Grundbucheintragungen, Kirchenrechnungen und Flüchtlingsverzeichnissen das obige Bild ergab. Vgl. Wäntig, *Rekatholisierung, Alltag und Migration* (Anm. 4), S. 44f., 204-214, 538-587.

17 Vgl. dazu etwa M. Hroch/I. Bartěček, *Die böhmische Frage im Dreißigjährigen Krieg*, in: H. Duchhardt (Hrsg.), *Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte*, München 1998, S. 447-460, hier S. 458-460.

18 Seit 1587 bestand zwischen den sächsischen Kurfürsten und Königen von Böhmen eine sogenannte *Erbvereinigung*, die neben anderem die Rückgabe flüchtiger Unter-

Der Wortwechsel mit den Rumburger Beamten vor dem Bautzner Oberamt legte offen, daß sich Christoph Mey dieser Dimensionen sehr bewußt war. Seit drei Jahren war den Flüchtlingen in wiederholten Vorladungen nach Zittau und Bautzen vorgehalten worden, daß sie zum Gegenstand von Verwicklungen zwischen Kurfürst und Kaiser geworden waren, aber auch, daß sie aus dem Schutz des Kurfürsten nicht nach Böhmen zurückgeschickt würden. Das machten sich die Flüchtlinge zunehmend als Teil ihrer Widerstandsstrategien zunutze. Zu nennen ist das spätere Beispiel der Bewohner von Georgendorf (Český Jiřetín) im Erzgebirge, die im Frühjahr 1667 gesammelt über die Grenzbrücke ins Amt Frauenstein zogen, wo sie zehn Tage im Wald kampierten, bis ihnen der herrschaftliche Hauptmann zusicherte, die *Reformation* nicht weiter voranzutreiben.¹⁹ Dieses Vorgehen zeugt davon, wie sich Grenzen obrigkeitlichen Handelns unter Ausnutzung der neu erfahrenen Funktion der Landesgrenze aushandeln ließen. Zwar waren der lokalen Obrigkeit auf den anderen Seite außen von der Politik der Statthalterei in Prag Grenzen gesetzt, so daß die Georgendorfer ein Jahr später erneut zur katholischen Kommunion gezwungen wurden.²⁰ Dennoch zeigen solche Fälle, daß sich eine veränderte Wahrnehmung der Grenze in lokalen Handlungsoptionen niederschlug, die für das Verständnis des Auswanderungs geschehens der Nachkriegszeit zentral sind.

Die neue konfessionelle Trennfunktion der Grenze begann sich in den Folgejahren nicht allein dadurch zu festigen, daß immer weniger Patenschaften und Ehen über sie hinweg eingegangen wurden.²¹ Eine zusätzliche Dimension erhielt diese Trennfunktion dadurch, daß die bis dahin gegebene Bewegungsfreiheit ihrer Anrainer für eine große Gruppe unter ihnen stark eingeschränkt wurde: Die zahlreich im Grenzgebiet niedergelassenen Emigranten liefen bei jedem Gang in die böhmische Nachbarschaft Gefahr, im Auftrag ihrer ehemaligen Grundherrschaft festgesetzt und ausgeliefert zu werden. Diese Beeinträchtigung einer großen Bevölkerungsgruppe auf sächsisch-lausitzischer Seite konnte für die Wahrnehmung der Grenze nicht ohne Folgen bleiben. Auch unter diesem Gesichtspunkt brachte die Rekatholisierung Böhmens im 17. Jahrhundert somit tiefgreifende Veränderungen im Grenzraum mit sich. Daß diese jedoch nicht eins zu eins von der Ebene obrigkeitlichen und Untertanenhandelns auf die der Alltagsbewältigung in der

tanen regelte. Vgl. Collection derer den Statum des Markgraftums Oberlausitz [...] betreffenden Sachen [...], Bd. 2, Bautzen 1771, S. 1371-1381, hier S. 1378.

19 Wántig, Rekatholisierung, Alltag und Migration (Anm. 4), S. 146-151.

20 Ebd., S. 151.

21 So das Ergebnis der Rekonstitution aus den Kirchenbüchern (vgl. Anm. 15).

Grenzesellschaft durchschlugen²², zeigt einmal mehr, wie brüchig historische Erkenntnis bleibt, solange sie ihre Deutungen nicht permanent in Frage zu stellen bereit ist.

Die hier präsentierte kurze Skizze legt offen, auf welche Weise sich das übergreifende Phänomen von Rekatholisierung, Untertanenflucht und Exulantenaufnahme von der Ebene der Lebenswelt an der Grenze her in den Blick nehmen läßt. Ziel war folglich nicht eine in sich geschlossene Rekonstruktion dieser Lebenswelt, wie sie sich im Zugriff auf ein einzelnes Dorf oder auch ein einzelnes Leben eröffnet hätte – vor der Versuchung eines solchermaßen holistischen Zugriffs bewahrte nicht nur die frühneuzeitlich fragmentarische Quellenüberlieferung. Die Pointe der hier vorgestellten Studie liegt vielmehr im methodischen Dialog mikrohistorischer mit lokal-, regional- und allgemeingeschichtlichen Befunden. Aus diesem Dialog heraus ergibt sich die Gegenüberstellung von „großem Prozeß“ und „kleiner Welt“ – bis hin zu einzelnen Widerstands- und Fluchtkarrieren. Sie eröffnet die Chance, scheinbar geklärte Phänomene nicht nur der sächsisch-böhmischen, sondern vor allem der frühneuzeitlichen Religions-, Migrations- und Kulturgeschichte, in mehrfacher Hinsicht von ihrem Rand her betrachtet, in ein neues Licht zu rücken.

22 Wäntig, Rekatholisierung, Alltag und Migration (Anm. 4), S. 829-834.

Johannes Dillinger

Verfassungswirklichkeiten: Repräsentationskommunalismus in Massachusetts, Ostfriesland und Vorderösterreich, 17. und 18. Jahrhundert

1. Fragestellung und Vergleichskonstruktion: Repräsentation als Berührung von Mikro- und Makrophänomen

Im Jahr 1939 sprach der schweizerische Historiker und Politologe Adolf Gasser erstmals von 'Kommunalismus'.¹ Er verstand darunter eine politische Kultur demokratischer Freiheit und föderaler Gleichberechtigung, wie sie typisch für die von der Tradition der Landsgemeinden geprägte Schweiz sein sollte. Gasser apostrophierte den Kommunalismus deutlich als Gegensatz zu einer autoritären zentralistischen Herrschaftsform, wie sie in der deutschen Diktatur Gestalt angenommen hatte. In die deutsche geschichtswissenschaftliche Diskussion ist der Kommunalismus von Peter Blickle gebracht worden. Es ist vor allem Blickles Verdienst, daß es heute als Gemeingut der Geschichtswissenschaft gelten kann, daß die Kommunen des Ancien Régime aktiv Einfluß auf die Formung der frühmodernen Staaten nehmen konnten. Blickle geht jedoch entscheidend weiter. Er charakterisiert Kommunalismus als die Form der Selbstregierung des Dritten Standes, die als Alternative zu Absolutismus und Adelherrschaft weite Teile des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europas geprägt habe.² Kommunalismus sei die Prämisse der Entstehung republikanischer Flächenstaaten und das Leitbild der Lehren von Hobbes und Rousseau. Blickle definiert Kommunalismus als „eine regional verbreitete Formation der willentlich geschaffenen lokalräumlichen Organisation des Alltags durch das periodische Zusammentreten der haus-häblichen Gemeindebürger und deren Recht, die lokalen Normen zu definie-

-
- 1 A. Gasser, *Geschichte der Volksfreiheit und der Demokratie*, Aarau 1939, maßgeblich aber ders., *Gemeindefreiheit als Rettung Europas*, Basel 1947, ND in: ders./F. Kne-meyer (Hrsg.) *Gemeindefreiheit – kommunale Selbstverwaltung*, München 1983, S. 3-266, S. 15-30, S. 149-162.
 - 2 P. Blickle, *Kommunalismus*. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform, 2 Bde., München 2000. Seine Sicht seines zentralen Forschungsraums faßte Blickle zusammen in P. Blickle, *Politische Landschaft Oberschwaben*, in: ders. (Hrsg.), *Landschaften und Landstände in Oberschwaben*, Tübingen 2000, S. 11-32.

ren und ihre Durchführung der ehrenamtlichen Wahrnehmung durch Repräsentanten zu übertragen.³

Dieser Definition nach war Kommunalismus wesentlich eine administrative und rechtliche Struktur. Durch sein voluntatives Element leitete er den Übergang von der traditionellen zur rationalen Herrschaftsbegründung im Sinn Webers ein. Durch die Betonung des Regionalen stellt Blickle klar, daß es sich bei Kommunalismus nicht um ein universelles Phänomen handelte, wohl aber um eines, das in unterschiedlichen politischen Kulturen angetroffen werden konnte. Kommunalismus äußerte sich in Selbstverwaltungsrecht und Gemeindeversammlungen, wobei wohl – wenn man an städtische Gemeinwesen denkt – mitzuverstehen ist, daß diese Gemeindeversammlungen von der tatsächlich geübten Praxis zur theoretischen Möglichkeit verblissen konnten. Dies führt bereits zu einem der massiven Probleme von Blickles Begriffsbestimmung. Eine Differenzierung zwischen den kommunalen Formen ‚Stadt‘ und ‚Dorf‘ sieht die Definition nicht vor. Blickle hat sie andernorts ausdrücklich abgelehnt. Entsprechend akzeptiert er das grobe juristische Konstrukt ‚Dritter Stand‘ bzw. ‚Gemeiner Mann‘ als historischen Akteur, ohne nach den Unterschieden der Lebenswelten von Stadt- und Landbevölkerung zu fragen.⁴ Selbst wenn man nicht soweit gehen will wie Kaschuba, der forderte, Kommunalismus als Bezeichnung einer spezifisch ländlichen, auf das Lokale fixierten Kultur zu benutzen, wird man diesen Punkt schwer akzeptieren können.⁵ Insbesondere um den Bezug zum Alltag herzustellen, den Blickle in seiner Definition selbst fordert, erscheint eine Differenzierung zwischen bäuerlichen und urbanen Gemeinden unerlässlich.

Obwohl sie von fundamentaler Bedeutung ist, beleuchtet Blickle die Interaktion kleinerer und größerer Ordnungseinheiten in seiner Definition nicht ausreichend. Die Beziehung der lokalräumlichen Organisation zur territorialen, sprich zum entstehenden Flächenstaat und seiner Herrschaft, bleibt bei Blickle unklar, ist aber tendenziell als Opposition gedacht. Mit ‚Repräsentant‘ meint er nicht einen Vertreter bzw. Sachwalter der Gemeinden, der sich mit der territorialen Führung ins Vernehmen setzt und damit beide Ordnungsebenen verbindet, sondern ganz unspezifisch einen Amtsträger.

Auch wenn die Genossenschaft als Strukturprinzip der Gemeinde theoretisch die Gleichberechtigung ihrer Mitglieder postulierte, wäre es naiv, frühmoderne ländliche Kommunen als sozial einheitlich und politisch egal-

3 P. Blickle, *Kommunalismus* (Anm. 2), Bd. 2, S. 374.

4 Ebenda, Bd. 1, S. 67-76.

5 W. Kaschuba, *Kommunalismus als sozialer „common sense“*, in: P. Blickle (Hrsg.), *Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. Ein struktureller Vergleich*, HZ Beihefte Bd. 13, München 1991, S. 65-91

tär aufzufassen. Damit ergibt sich die Frage nach den Repräsentationsberechtigten innerhalb der bäuerlichen Siedlung, nach der Konstruktion der repräsentierten Gruppe. Gerade dieses Problem erweist sich beim Studium der Quellen als hochkomplex. Statt diese zentrale Frage als solche anzusprechen, entscheidet Blickle sie bereits in der Definition („haushäbliche Gemeindebürger“) in Sinn einer sehr weitgehenden politischen Gleichheit.⁶

Diese Kritik an Blickles Kommunalismuskonzept soll fruchtbar gemacht werden für die Entwicklung eines alternativen Ansatzes. Die Untersuchung wird von vorn herein auf Landgemeinden beschränkt. Diese werden dadurch charakterisiert, daß ihre Ökonomie von der Landwirtschaft dominiert wurde, Einrichtungen höherer Bildung und eine professionalisierte Verwaltung fehlten. Die Interaktion der Landgemeinden mit der jeweiligen territorialen Ordnung muß als einer ihrer zentralen Vollzüge betrachtet werden: An dieser Schnittstelle und Reibungsfläche zwischen dem Mikrosystem der bäuerlichen Kommune und dem Makrosystem entstehender territorialer Staatlichkeit lassen sich Staatbildungsprozesse sehr konkret erfassen.⁷ Zugleich läßt sich durch die Konzentration auf diese Interaktion der Begriff ‚Kommunalismus‘ dynamisieren und die tatsächliche Relevanz der ländlichen lokalräumlichen Ordnung für die Gestaltung des politischen Raums erfassen. Dies könnte darauf hinauslaufen, jede Äußerung von Bauerngemeinden bzw. einzelnen bäuerlichen Gruppen, die in das Territorium hineinwirkten, als Kommunalismus zu etikettieren. Damit würde der Untersuchungsgegenstand freilich jede Konsistenz verlieren. Der benachbarte Terminus aus der amerikanischen Geschichtswissenschaft, ‚Localism‘ nach dem Verständnis Lockridges, bietet hier weder eine Alternative noch eine sinnvolle Differenzierungsmöglichkeit, da er a priori auf der Ablehnung aller größeren Ordnungsstrukturen durch die Kommune insistiert, das Mikrosystem also stets in Konkurrenz zum Makrosystem sieht.⁸ Aussichtsreich erscheint es dagegen, nur dörfliche Gemeinwesen in den Blick zu nehmen, bei denen der Aus-

6 R. Romanelli, Electoral Systems and Social Structures. A Comparative Perspective, in: ders. (Hrsg.), How did they become Voters? The History of Franchise in Modern European Representation, Den Haag/London 1998, S. 1-36.

7 Levi betrachtet Mikrogeschichte als Korrektiv für Makrogeschichte, die Interaktion von Mikro- und Makrostrukturen interessiert ihn kaum. Er orientiert sich an den Verhältnissen des 19. Jahrhunderts, Gemeinde und Repräsentation spielen in seinem Konzept von Mikrogeschichte keine Rolle. Trotz der scheinbaren thematischen Nähe braucht auf seinen Ansatz daher nicht weiter eingegangen zu werden, G. Levi, The Origins of the Modern State and the Microhistorical Perspective, in: J. Schlumbohm (Hrsg.), Mikrogeschichte Makrogeschichte, Göttingen 1998, S. 53-82.

8 K. Lockridge, Settlement and Unsettlement in Early America, Cambridge 1981, S. 8-41.

tausch mit dem territorialen Fürstenstaat ein hohes Maß von Institutionalisierung erreicht hatte. Im Kern des Interesses stehen daher Landgemeinden, die das Recht hatten, Vertreter zu periodisch zusammentretenden Gremien zu entsenden, in denen das gesamte Territorium betreffende Fragen besprochen wurden.⁹

Der Untersuchungsgegenstand, der sich aus diesen Spezifikationen ergibt, läßt sich wie folgt umschreiben: Die Organisation und institutionelle Struktur der politischen Repräsentation ländlicher Gemeinden mit Selbstverwaltungsrechten, sowie ihre politischen Zielsetzungen bei der Auseinandersetzung mit territorialer Herrschaft. Um diese historischen Phänomene und die auf sie bezogenen Fragestellungen vom Ansatz Blickles abzugrenzen könnte man von Repräsentationskommunalismus sprechen. Kommunen im Sinn dieser Definition sind rechtlich definierte Körperschaften, ihre geographische Form (Haufendorf, Streusiedlung, Siedlungsverband wie norddeutsche Kirchspiele oder alpenländische Talschaften) ist variabel. Repräsentationskommunalismus läßt sich nur erfassen, wenn die formal gültigen Bestimmungen zur Ordnung des jeweiligen Repräsentationssystems zusammengesehen werden mit der politischen Praxis. Aus der Untersuchung der Repräsentationspraxis als Berührung des Mikrosystems ‚Landkommune‘ mit dem Makrosystem ‚Flächenstaat‘ können Aussagen darüber abgeleitet werden, wie die ländliche Bevölkerung Politik und staatliche Ordnung erlebte und verstand. Die politische Repräsentation von Landgemeinden läßt sich in einer herkömmlichen Ideen- oder Institutionengeschichte nicht befriedigend beschreiben, vielmehr muß sie auch als Element ländlicher Kultur betrachtet werden.¹⁰ Es sollte heute selbstverständlich sein, daß Politik- und Rechtsge-

9 H. Rausch, Repräsentation. Wort, Begriff, Kategorie, Prozeß, Theorie, in: K. Bosl/K. Möckl (Hrsg.), *Der moderne Parlamentarismus und seine Grundlagen in der ständischen Repräsentation*, Berlin 1977, S. 68-98. Neuere Geschichten zur Formation von Repräsentativsystemen haben sich auf das 19. und 20. Jahrhundert konzentriert, die Frage nach der politischen Vertretung der Landbevölkerung wurde weitgehend ausgeklammert, vgl. E. Posada-Carbó, *Elections before Democracy, The History of Elections in Europe and Latin America*, Basingstoke 1996; Romanelli, *Voters* (Anm. 6), jeweils passim.

10 C. Geertz, ‚Deep play‘ Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf, in: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M. 1995, S. 202-260. Vgl. kritisch H. Medick, ‚Missionare im Ruderboot‘? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: A. Lüdtkke (Hrsg.), *Alltagsgeschichte*, Frankfurt a. M. 1989, S. 48-84. Der berechtigten Kritik Scotts am Mangel an anthropologischen Zugangsweisen in der Kommunalismusdebatte wird so Rechnung getragen, programmatisch T. Scott, *The Communal Reformation between Town and Country*, in: H. Guggisberg u. a. (Hrsg.), *The Reformation in Germany and Europe, Interpretations and Issues/Die Reformation in*

schichte nicht mehr künstlich von der Kulturgeschichte separiert werden dürfen. Damit tritt neben die Verfassungsgeschichte die Geschichte der Verfassungswirklichkeit.

Repräsentationskommunalismus existierte freilich nur in einer Minderheit der politischen Systeme der Frühen Neuzeit. Nur in einer Minderheit, aber dennoch an vielen verschiedenen Orten und in verschiedenen Formen. Die institutionalisierte politische Mitsprache ländlicher Gemeinden prägte, um nur wenige Beispiele zu nennen, die frühneuzeitliche politische Kultur im deutschen Norden (Nordelbien, Ostfriesland) und Südwesten (Baden, Vorderösterreich, daneben zahlreiche Kleinterritorien), in Vorarlberg und Tirol, in der Schweiz, Schweden aber auch – anders als im Mutterland – in den britischen Kolonien Neuenglands.¹¹ Damit wäre es gerechtfertigt, den Repräsentationskommunalismus seinerseits als Makrophänomen der europäischen Frühen Neuzeit anzusprechen. Um die Vielfalt seiner Formen durchdringen zu können ohne die Eigenheiten der jeweiligen politischen Kultur einzuebennen, sollten die Repräsentationssysteme in einem differenzierten Vergleich betrachtet werden.

Die Historiographie des Ständewesens hat den Vergleich längst eingeübt. Vergleichende Betrachtungen und aus Vergleichen erwachsene Typisierungen gehören zum Kern dieser Forschungsarbeit.¹² Trotz der Verdienste des ‚Origins of the Modern State‘ Projekts der European Science Foundation um die Erforschung der politischen Repräsentation bäuerlicher Gemeinden ist eine dezidiert vergleichende Untersuchung, die über additive Zusammenstellungen hinausgeht, bislang ausgeblieben.¹³ Komparative Arbeiten zum Repräsentationskommunalismus sind jedoch dringend nötig. Das gesamte Forschungsfeld ist ideologisiert. Bereitwillig werden normative Quellen als Beschreibung der Realität und in Verfassungsordnungen angelegte Möglichkeiten der Mitbestimmung als Regelfall interpretiert. Dadurch gelingt es, für die jeweiligen Untersuchungsregion möglichst alte und starke ‚demokratische Traditionen‘ zu beanspruchen. Viele nationale und regionale Identitäts-

Deutschland und Europa, Interpretationen und Debatten: Beiträge zur gemeinsamen Konferenz der Society for Reformation Research und des Vereins für Reformationsgeschichte im Deutschen Historischen Institut, Washington, D. C., Archiv für Reformationsgeschichte, Sonderband, Gütersloh 1993, S. 175-192.

11 J. Dillinger, *Town Meeting Republics: Early Modern Communities in New England and Germany*, in: *Yearbook of German-American Studies*, 37 (2002), S. 25-39.

12 Vgl. dazu den Forschungsüberblick K. Krüger, *Versuch einer Typologie ständischer Repräsentation im Reich*, in: P. Blickle (Hrsg.), *Landschaften* (Anm. 2), S. 35-56.

13 Vgl. besonders den Band P. Blickle (Hrsg.), *Resistance, Representation and Community*, in: W. Blockmans/ J.-P. Genet (Hrsg.), *The Origins of the Modern State in Europe*, Bd. 5, Oxford 1997.

entwürfe beruhen nicht nur auf solch fragwürdigen historischen Konstruktionen, sondern betonen zudem den absoluten Ausnahmecharakter der jeweils eigenen ‚Freiheitsgeschichte‘.¹⁴ Eine ähnliche Gefahr droht auch jenseits der regionalhistorischen Verengung: Arbeiten zu ständischer Repräsentation insgesamt tendieren immer wieder dazu, rasch sehr große Entwicklungsperspektiven in den Blick zu nehmen, indem sie frühmoderne Ordnungen mit denen des 19. bis 21. Jahrhunderts in Beziehung setzen. Noch im Jahr 2000 hat sich nicht nur Blickle ungeachtet verschiedener kritischer Stimmen in diesem Sinn geäußert, die Frage nach Kontinuitäten zwischen frühmodernen Ständesystemen und zeitgenössischen demokratischen Verfassungsstaaten wurde erneut zum wichtigen Forschungsdesiderat erklärt.¹⁵ Die Kontinuitätsthese verdient selbstverständlich kritische Aufmerksamkeit. Jedoch sollte selbst eine von jeder Teleologie freie diachrone Betrachtungsweise nicht überdecken dürfen, daß Repräsentationskommunalismus zuerst als Phänomen der Frühen Neuzeit aus eigenem Recht untersucht werden muß. Ein Vergleich, der sich um ein differenziertes Verständnis der unterschiedlichen Formen von Repräsentationskommunalismus, ihrer politischen Praxis und der in sie einfließenden praktischen Absichten der politischen Akteure bemüht, ist geeignet, voreiligen Fehldeutungen insbesondere teleologischer Art zu steuern.

Repräsentationskommunalismus könnte – ebenso wie die meisten anderen politischen Phänomene der Frühen Neuzeit – kaum sinnvoll untersucht

14 Vgl. z. B. R. Brown, *Middle-Class Democracy and the Revolution in Massachusetts, 1691–1780*, New York 2. Auflage 1968; C. Peyer, *Verfassungsgeschichte der alten Schweiz*, Zürich 1978, S. 1; N. Sapper, *Die schwäbisch-österreichischen Landstände und Landtage im 16. Jahrhundert*, Stuttgart 1965, S. IX–XI; H. Stob, *Geschichte Dithmarschens im Regentzenzeitalter*, Heide, 1959, S. 16–17; H. Schück, *Sweden's Early Parliamentary Institutions from the Thirteenth Century to 1611*, in: M. Metcalf (Hrsg.) *The Riksdag*, New York 1987, S. 5–60 S. 5–6. Differenzierter B. Kappelhoff, *Absolutistisches Regiment oder Ständeherrschaft? Landesherr und Landstände in Ostfriesland im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts*, Hildesheim 1982, S. 7–9, 32, kritisch M. Weishaupt, *Bauern, Hirten und „frume edle puren“*. Bauern- und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz, Basel 1992.

15 P. Blickle, *Kommunalismus* (Anm. 2), Bd. 2, S. 23–265, 349–383; K. Krüger, *Versuch einer Typologie ständischer Repräsentation im Reich* (Anm. 12), S. 35–36, 56. Kritisch Friedeburg, Robert von, „Kommunalismus“ und „Republikanismus“ in der frühen Neuzeit; Überlegungen zur politischen Mobilisierung sozial differenzierter ländlicher Gemeinden unter Agrar- u. sozialgeschichtlichem Blickwinkel, in: *ZfH* 21 (1994) 1, S. 65–91; V. Press, *Kommunalismus oder Territorialismus*, in: H. Timmermann (Hrsg.), *Bildung des frühmodernen Staates*, Saarbrücken 1989, S. 109–135; neuerdings auch G. Dilcher, *Die Kommune als europäische Verfassungsform*, in: *HZ* 272 (2001), S. 667–674.

werden, wenn man die Vergleichsgegenstände in Anlehnung an moderne Nationalstaaten konstruierte. Gestalt und Verbreitung des Phänomens selbst fordern eine regionalhistorische, an den Staatsgebilden des Ancien Régime ausgerichtete Arbeitsweise.¹⁶ Um die Erscheinungsformen von Repräsentationskommunalismus fassen zu können, muß nicht nur die Fixierung auf Nationalstaaten sondern auch die Konzentration auf die geographischen Grenzen Europas überwunden werden. Eine Ausdehnung des Konzeptes ‚Repräsentationskommunalismus‘ über den europäischen Kulturraum hinaus erscheint von zweifelhaftem Wert. Damit würde eine politische Form Europas als Kategorie zur Analyse von Systemen verwandt, die auf radikal anderen Traditionen aufbauten. Sinnvoll dagegen ist es, die Entwicklung der europäischen Form ‚Repräsentationskommunalismus‘ in den Kolonien der europäischen Mächte zu beobachten. Tatsächlich fanden sich die politisch einflussreichsten Landgemeinden der Frühen Neuzeit in Neuengland. Der Kulturtransfer vom Mutterland in die Kolonie ist dabei nicht der primäre Gegenstand der Untersuchung. Die politische Kultur des kolonialen Neuenglands wird vielmehr kontextualisiert, indem sie in eine international komparierende Untersuchung des ‚Repräsentationskommunalismus‘ eingegliedert wird. Der Vergleich europäischer und neuenglischer Gemeinden der Frühen Neuzeit wurde bereits von Tocqueville angeregt.¹⁷ Amerikanische wie europäische Historiker haben ihn zum besseren Verständnis der politischen Bedeutung von Landgemeinden gleichermaßen gefordert.¹⁸ Ein erster deutsch-amerikanischer Austausch zu diesem Thema fand auf der Konferenz ‚Grassroots Democracy?‘ des Deutschen Historischen Instituts Washington 2001 statt.¹⁹

Der Vergleich der unterschiedlichen Repräsentationskommunalismen aus z. T. stark unterschiedlichen politisch-kulturellen Kontexten kann sinnvoll

16 Vgl. die Kritik M. Middell, Überlegungen zu Regionalisierung und Kulturtransfer, in: *Cahiers d'Études Germaniques*, 28 (1995), S. 7-21.

17 A. de Tocqueville, *L'ancien régime et la révolution*, (Paris 1856), hrsg. u.übers. v. T. Oelckers, *Der alte Staat und die Revolution*, München 1978, 2, 3, S. 62.

18 T. Breen, Introduction, in: ders. (Hrsg.), *Puritans and Adventurers. Change and Persistence in Early America*, New York 1980, S. VI-XVIII, S. XIII-XV; P. Blickle, *Kommunalismus. Begriffsbildung in heuristischer Absicht*, in: ders. (Hrsg.), *Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. Ein struktureller Vergleich*, HZ Beihefte Bd. 13, München 1991, S. 5-38, S. 35-36.

19 J. Dillinger, *Grassroots Democracy? A Comparative History of Communities and State Building in New England and Germany, 1500-1850*, in: *Bulletin of the German Historical Institute*, Washington DC, 29 (2001), S. 53-58: <http://www.ghi-dc.org/GHIBulletin29.pdf>.

nur als „synthetischer“ Vergleich im Sinne Schieders durchgeführt werden.²⁰ Der synthetische oder richtiger synthetisierende Vergleich konstruiert eine Einheit aus voneinander unabhängigen historischen Phänomenen unterschiedlicher Kontexte, die zumindest ein signifikantes Element gemeinsam haben, sei es Partizipation an derselben Entwicklungslinie oder ähnliche Erscheinungsformen.²¹ Hieraus entsteht eine „Totalität höherer Ordnung“, ein hermeneutisches Konstrukt, das anders als ein Weberscher Idealtyp nicht auf Simplifikation und Abstraktion sondern auf Kombination und Kontextualisierung beruht.²² Die synthetische Einheit wird auf die Vielzahl ihrer unterschiedlichen Bedingungen befragt. Indem diese Bedingungen in Beziehung zueinander gesetzt werden, gelingen valide Aussagen über das den Vergleichsgegenständen gemeinsame Element und die synthetische Einheit selbst, die so in all ihren Konditionen und möglichen Entwicklungen sichtbar werden. Freilich wäre der synthetische Vergleich wie jeder andere historische Vergleich gründlich mißverstanden, wollte man die Kontraste und Gegensätze der Comparanda marginalisieren, um die im Vergleich gebildete Totalität zu betonen. Die synthetische Einheit ist ein Analyseinstrument, sie nimmt nicht das Ergebnis der Komparationsarbeit in dem Sinn vorweg, daß alle Vergleichsgegenstände einfachhin als Teile eines Makrophänomens bestätigt werden müssen. Haupt und Kocka sprechen von dieser Art vergleichenden Vorgehens als „analytischer Synthese.“²³ Dabei bleibt der synthetisierende Vergleich offen für die Frage nach Wechselwirkungen zwischen den Comparanda.²⁴ Als Beispiele dieser historischen Komparationstechnik

20 T. Schieder, Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft, in: ders. (Hrsg.), *Geschichte als Wissenschaft*, München / Wien 1965, S. 187-211, S. 201-210.

21 Ähnliche Erscheinungsformen zum Ausgang einer vergleichenden Untersuchung zu machen ist legitim, vgl. zur „morphologischen Methode“ C. Ginzburg, *Hexensabbat*, Frankfurt a. M. 1993, S. 11-43. Methodisch fragwürdig ist es allerdings, wie Ginzburg es dann getan hat, Ähnlichkeit ohne kritischen Vergleich der Funktion und der Kontexte der jeweiligen Phänomene als Beteg für einen Entwicklungszusammenhang zu werten.

22 M. Weber, Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: J. Winckelmann, (Hrsg.), *Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1973, S. 146-214, 190-213.

23 H.-G. Haupt/J. Kocka, *Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung*, in: dies. (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M. 1996, S. 9-45, S. 19-20.

24 M. Espagne, *Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle*, in: *Génèses*, 17 (1994), S. 112-121.

können die Arbeiten von Gerschenkron und Moore gelten.²⁵ Für das vorliegende Projekt erscheint diese Vergleichskonstruktion auch deshalb besonders geeignet, weil Schieder sie aus der kritischen Auseinandersetzung mit dem Werk Hintzes zur Entstehung von Repräsentativverfassungen – also einer unmittelbar benachbarten Thematik – heraus entwickelte.²⁶

Ich arbeite mit meiner Forschungsgruppe derzeit an einer Studie, die eine Reihe von europäischen und neuenglischen Repräsentationskommunalismen im Rahmen eines synthetisierenden Vergleiches betrachtet.²⁷ In diesem Text sollen exemplarisch nur drei Beispiele von Repräsentationskommunalismus miteinander verglichen werden. Ausgewählt wurden die Repräsentationssysteme des kolonialen Massachusetts, Ostfrieslands und Vorderösterreichs. Diese drei Territorien empfehlen sich insofern für eine nähere Betrachtung, als ihnen große Beweislast bezüglich der Zusammenhänge zwischen frühmodernem Repräsentationskommunalismus und Republikanismus in modernem Verständnis aufgebürdet wurde.²⁸ Sie zeigen einen Teil der Variationsbreite des Repräsentationskommunalismus insofern, als die jeweiligen Versammlungen über drei (Ostfriesland), zwei (Massachusetts) oder nur eine (Schwäbisch-Österreich) Kammer verfügten. Nach der Typologie von Oestreich wären Ostfriesland und Massachusetts als landständisch verfaßte Territorien, Schwäbisch-Österreich aber als landschaftliches System anzuspochen.²⁹ Für eine umfassende Komparation, die alle wesentlichen Eigen-

25 A. Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge 1962; B. Moore, *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie*, Frankfurt a. M. 1969. Vgl. dazu H.-G. Haupt/ J. Kocka, *Historischer Vergleich* (Anm. 23), S. 20.

26 O. Hintze, *Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung*, in: HZ, 143 (1931), S. 1-47, ND in: ders., *Gesammelte Abhandlungen*, 2 Bde., Berlin 1970, Bd. 1, S. 130-175, dazu T. Schieder, *Möglichkeiten und Grenzen* (Anm. 20), S. 200-202.

27 Mein Projekt ‚Kommune und territoriale Staatlichkeit: Bedingungen, Formen und Ziele lokaler Repräsentation in Europa und Neuengland, 16. – 18. Jahrhundert‘ ist an der Universität Trier angesiedelt. Ich verfolge dieses Forschungsvorhaben im Rahmen des Emmy Noether – Programms der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Neben einer von mir verfaßten Monographie und einigen Artikeln werden aus diesem Projekt die Dissertationen von Frau Annika König (*Die ländliche Gemeinde in der deutschen Rechtstheorie der Frühen Neuzeit*), Frau Claudia Mocek (*Die bäuerlichen Landtagsabgeordneten der Grafschaft Hohenberg und der Landvogtei Schwaben*) und Frau Nicole Schilberg (*Herrschaftsdienst, Sozialstruktur und Repräsentation in kurtrierischen Landgemeinden*) hervorgehen.

28 Vgl. Anm. 14.

29 G. Oestreich, *Zur Vorgeschichte des Parlamentarismus: Ständische Verfassung, Landständische Verfassung und Landschaftliche Verfassung*, in: B. Oestreich, (Hrsg.), *G. Oestreich, Strukturprobleme der frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin 1980, S. 253-271.

schaften und Funktionen dieser Repräsentationskommunalismen ansprechen würde, ist hier nicht der Platz. Daher werden hier nur die juristisch-administrative Konstruktion der Repräsentation der Untersuchungsgebiete als Grundlage ihrer jeweiligen politischen Praxis und ein Aspekt dieser Praxis miteinander verglichen. Als Praxiselement wird die Selektion der Repräsentanten als einer der zentralen Vollzüge des politischen Systems dargestellt.

2. Repräsentation und Repräsentierte

Vor 1686 waren alle öffentlichen Ämter in Massachusetts Wahlämter. Die Magistrates, die Mitglieder des jeweiligen Oberhauses, die zusammen mit dem Governor eine permanente Regierung bildeten, wurden in einem aufwendigen Verfahren von der Kolonie insgesamt gewählt. Das Oberhaus und der Governor können als Amtsträger der Kolonie als Territorium angesprochen werden. Ihnen standen als Vertreter der Gemeinden die Deputies gegenüber. Diese wurden von den Freeman der Kommunen jährlich gewählt und ins Unterhaus entsandt. Unterhaus und Oberhaus bildeten den General Court als oberste Gesetzgebungsinstanz, die den Governor wählte. Der General Court tagte in der Regel viermal jährlich.³⁰ In England war die Entsendung von Vertretern in das Unterhaus ein vom König einer Minderheit von Gemeinden verliehenes Privileg, das theoretisch jederzeit widerrufen werden konnte. Die Kommune qua Kommune hatte keinen Anspruch auf Repräsentation.³¹ Dagegen hatten in den neuenglischen Kolonien alle Towns mit mindestens zehn Freeman ein gleiches, uneingeschränktes und unwiderrufbares Recht auf Repräsentation. Dieses Recht war zugleich eine Pflicht: Kommunen, die keinen Abgeordneten entsandten, wurde eine Geldstrafe auferlegt. Eine Differenzierung zwischen den einzelnen Gemeinden wurde nur insofern vorgenommen, als ein grober Proporz³² der Zahl der Freeman und der Abgeordneten beachtet werden mußte.³² Die Gleichbehandlung der Towns ergab sich aus der Landnahmesituation. Alle Towns wurden analog Geschäftsvereinigungen gegründet: Die Siedler traten als Investorengemeinschaft auf, die Land zur Kultivierung vom General Court erwarb.³³ Da die

30 H. Wellenreuther, Niedergang und Aufstieg. Geschichte Nordamerikas vom Beginn der Besiedlung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts, N. Finzsch/U. Lehmkuhl/H. Wellenreuther (Hrsg.), Geschichte Nordamerikas in atlantischer Perspektive von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 1, Münster 2000, S. 344-352, 370-379, 571-588.

31 P. Blicke, Kommunalismus (Anm. 2), Bd. 2, S. 108-121.

32 R. E. Wall, Massachusetts Bay, The Crucial Decade, 1640-1650, New Haven 1972, S. 14.

33 J. F. Martin, Profits in the Wilderness. Entrepreneurship and the Founding of New England Towns in the Seventeenth Century, Chapel Hill 1991.

rechtliche Stellung jeder dieser dörflichen Landerschließungsgesellschaften gleich war, war eine ungleiche Repräsentation im General Court kaum möglich. Die Konstruktion von Towns als Unternehmen in der Neusiedlungssituation brachte es also mit sich, daß der Repräsentationskommunalismus Neuenglands ein etwas anderes Subjekt als der Europas hatte.³⁴ Diese Analogie zwischen kommerziellen und politischen Formen fand sich freilich auch in der Organisation von Massachusetts selbst: Die Kolonie ging aus der Massachusetts Bay Company hervor, ‚Freemen‘ bedeutet zunächst ‚Anteilseigner‘, dann erst ‚Inhaber politischer Rechte‘.³⁵

Massachusetts definierte die Freemen auf einzigartige Weise: Von 1631 bis 1664 waren nur Männer stimmberechtigt, die sich eidlich an die Kolonie gebunden hatten und Mitglied der congregationalistischen Kirche waren.³⁶ Erst auf massiven Druck des Mutterlandes wurde der Kreis der Wahlberechtigten um Männer erweitert, die einem bestimmten, am Landbesitz orientierten Zensus genügten und sich ihre Orthodoxie von ihrem Pfarrer bescheinigen lassen konnten. Die Revolution von 1689 änderte daran nichts, London diktierte schließlich 1691 ein reines Zensuswahlrecht.

Diese Bestimmungen scheinen sehr weitgehend eingehalten worden zu sein. Sie erschließen sich dem Verständnis jedoch erst, wenn bedacht wird, daß nur Personen Mitglieder der congregationalistische Kirche werden durften, die von den Angehörigen der Pfarrei ausdrücklich aufgenommen wurden. Diese Ortsgemeinde fand sich selbstverständlich eher bereit, Personen, die zur lokalen Landbesitzergemeinschaft gehörten, aufzunehmen als andere: Hinter der Kirchenmitgliedschaft wird damit ebenfalls Bodenbesitz sichtbar. Positive Beispiele für Kirchenmitglieder ohne Landbesitz, die über Free-*manship* verfügten, fehlen.³⁷

34 Vgl. die Äußerung des königlichen Governors Andros, der die Rechtmäßigkeit der Land Grants bestritt und konsequent die Existenz von Towns in Neuengland leugnete. Vgl. z. B. *Revolution in New England*, in: W. Whitmore (Hrsg.), *The Andros Tracts*, 3 Bde., New York 1868–1874, ND New York 1971, Bd. 1, S. 64–132.

35 H. Wellenreuther, *Niedergang und Aufstieg* (Anm. 30), S. 331.

36 Das Folgende nach Zakai, Avihu, *Theocracy in Massachusetts. Reformation and Separation in Early Puritan New England*, Lewiston 1994, S. 16–33, 184–188, 196–199; Brown, Katherine, *The Controversy over the Franchise in Puritan Massachusetts, 1954–1974*, in: *William and Mary Quarterly*, 3rd Series 33 (1976), S. 212–241. Kritisch R. Simmons, *Studies in the Massachusetts Franchise, 1631–1691*, New York 1989, S. 67–73; J. F. Martin, *Profits in the Wilderness* (Anm. 30), S. 167–185.

37 R. Simmons, *Studies in the Massachusetts Franchise* (Anm. 36), S. 15–16. Vgl. auch J. Dillinger, *Inklusion und Exklusion im kolonialen Neuengland*, in: G. Engel (Hrsg.), *Grenzziehungen. Kolonisierung und Dekolonisierung*, Berlin 2004, im Druck.

Die ostfriesischen Landtage wurden frei von der Herrschaft einberufen, sie tagten häufig mehrmals im Jahr.³⁸ Landrechnungstage, auf denen durch Wahl ständische Ämter neu vergeben und die Steuerberechnungen abgenommen wurden, fanden einmal jährlich statt. Der jeweiligen Kommune war es freigestellt, ob sie Deputierte zu den Ständeversammlungen entsenden wollte. In Ostfriesland bestand die Landschaftsversammlung aus drei Kammern: Den zum persönlichen Erscheinen berechtigten Adeligen, den Deputierten der drei Städte Emden, Norden und Aurich sowie den Deputierten des Hausmannstandes d.h. den Einwohnern der Landgemeinden. Hierbei ist zu differenzieren zwischen den 16 Ordinärdeputierten des Hausmannstandes, die zu allen ständischen Versammlungen geladen wurden und zusammen mit den Administratoren das eigentliche Machtzentrum der Stände bildeten, und den Extraordinärdeputierten. Jeder Kommune stand es frei, eine beliebige Zahl von Extraordinärdeputierten zu den Landtagen und den Landrechnungstagen zu entsenden. Aus jedem Stand wurden zwei Administratoren gewählt, wobei innerhalb des Landmannstandes nicht nach Köpfen oder Kommunen, sondern nach Ämtern abgestimmt wurde. Die Administratoren bildeten die permanente Regierung Ostfrieslands, an deren Entscheidungen die Landesherrschaft sehr weitgehend gebunden war. Die Abgeordneten des Landmannstandes wurden von den sogenannten Interessenten der jeweiligen Kommunen in freier öffentlicher Wahl bestimmt; die Wähler zeichneten namantlich Wahlzettel für die jeweiligen Kandidaten ab. Aktives und passives Wahlrecht genossen nur aus der jeweiligen Kommune gebürtige Männer („Eingesessene“), deren Besitz regional differenzierte Zensusanforderungen erfüllte: 25 Grasen eigenes Land bzw. 50 Grasen Erbpachtland auf der Marsch oder 25 Grasen Eigenland bzw. 1000 Reichstaler Vermögen in den Flecken oder mindestens einen halben Hof auf der Geest. Bei umstrittenen Wahlen wurde akribisch nachgerechnet, ob die Wähler die Besitzkriterien wirklich erfüllten. Es wurde ausdrücklich festgehalten, daß außerhalb der Flecken Personen ohne eigenen Landbesitz von der Wahl ausgeschlossen blieben, selbst wenn sie als Handwerker, Krämer oder Wirte sozial gut gestellt waren. Grundsätzlich kein Wahlrecht genossen die Bewohner der Inseln sowie Personen, die weder protestantischen noch calvinischen oder katholischen Glaubens waren. Die Entwicklung der politischen Repräsentation in Ostfriesland war dadurch begünstigt worden, daß sich adelige Herrschaft

38 Das folgende nach S. Heißler, Die „ostfriesische Singularität“, die politische und soziale Stellung der ostfriesischen Landstände im beginnenden Absolutismus 1660–1690, Marburg 1995, S. 18–84, 91–95; B. Kappelhoff, Absolutistisches Regiment (Anm. 14), 33–34. Vgl. auch ausführlich die rückblickende Darstellung der ostfriesischen Verfassungsrealität aus dem Jahr 1806, Staatsarchiv Aurich, 15, 937.

dort sehr langsam bildete. Die Cirksena etablierten sich als die dominierende Adelsfamilie erst nach sehr langwierigen Konflikten im Spätmittelalter. Versuche, die Macht der Landesherrschaft auszubauen, unterliefen die Kommunen Ostfrieslands, allen voran Emden, indem sie sich an die Niederlande anlehnten. Die ostfriesische Verfassung wurde in ihren wesentlichen Zügen zu Beginn des 17. Jahrhunderts in einer Abfolge von Verträgen zwischen den Ständen und dem Landesherrn festgelegt, zu denen sich die Cirksena auf Druck der Niederlande bereit finden mußten.³⁹

Ein zentrales Problem des deutschen Repräsentationskommunalismus, nämlich die Frage, ob Amtsträger des Landesherrn die Bauern ihres Amtsbezirks auf dem Landtag vertreten durften, war in Ostfriesland unzweideutig gelöst worden: Amtsträger der Herrschaft hatten weder passives noch aktives Wahlrecht. Verstöße gegen diese Regel sind nicht belegt.

Vorderösterreich zerfiel in zwei große Teile. Schwäbisch-Österreich bestand aus den Teiltterritorien Burgau, Hohenberg, Nellenburg und der Landvogtei Schwaben. Das ältere Vorderösterreich oder Vorderösterreich im engeren Sinn setzte sich aus dem Elsaß, Sundgau, Breisgau und Ortenau zusammen. Hier soll nur Schwäbisch-Österreich betrachtet werden.⁴⁰ Dort hatten sich der Adel und die kirchlichen Herren den Versuchen des Landesherrn, des Erzherzogs von Tirol, sie sich unterzuordnen, entziehen können. Auf den Landtagen Schwäbisch-Österreichs sahen sich die Amtsträger der Habsburger also nur den Vertretern der Landschaft, der Organisation der Bürger und Bauern gegenüber. Bis 1752 unterstanden die Teiltterritorien Schwäbisch-Österreichs jeweils einzeln direkt der Regierung in Innsbruck. Die einzige gemeinsame politische Einrichtung des Gebietskomplexes war die Landschaft. Erzherzog Ferdinand II. mußte 1573 der Landschaft das Recht der Selbstbesteuerung verleihen. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, landschaftliche Administrationen auszubauen. Die Landschaft wurde durch Wahl von Ämtern und Städten Schwäbisch-Österreichs beschiedt. Darunter waren auch die Direktorialstädte Ehingen, Munderkingen und Ra-

39 Obwohl in Nordelbien im Mittelalter politische Zustände ähnlich denen Ostfrieslands herrschten, nahm die Entwicklung dort einen anderen Verlauf. Die politischen Einflussmöglichkeiten der Landbevölkerung wurden zwar nicht völlig beseitigt, aber stark eingeschränkt. In populärer Vereinfachung eine norddeutsche ‚Deichdemokratie‘ zu postulieren wäre irreführend, vgl. K. Krüger, Die landschaftliche Verfassung Nordelbiens in der Frühen Neuzeit, Ein besonderer Typ politischer Partizipation, in: H. Jäger, u. a. (Hrsg.), *Civitas et communitas. Studien zum europäischen Städtewesen*, FS Heinz Stoob, Köln 1984, S. 458-487.

40 Zu den Ständen Schwäbisch-Österreichs vgl. F. Quarthal, *Landstände und ländständisches Steuerwesen in Schwäbisch-Österreich*, Stuttgart 1980, zum folgenden insbesondere S. 117-129. 395-405.

dolfzell und Rottenburg. Die Vertreter dieser Städte bildeten das als ‚Ordinarideputation‘ oder ‚Direktorium‘ bezeichnete Leitungsgremium der Landstände, das die laufenden Geschäfte führte, die Kasse kontrollierte und weitgehend autonom mit der Landesherrschaft verhandeln konnte. Erst nach langjährigen Konflikten und auf massiven Druck der Landesherrschaft konnte die paritätische Besetzung der Ordinarideputation mit den Repräsentanten der vier Städte und auf den Landtagen gewählten Vertretern der übrigen Stände durchgesetzt werden.

Obwohl der deutsche Südwesten als Forschungsschwerpunkt Blickles zum Paradebeispiel von Kummunalismus geworden ist, ist es gerade dort sehr schwierig Quellen zu den Modalitäten der Auswahl bzw. Einsetzung von Landtagsdeputierten zu finden. Die Strukturen ständischer Wahlen waren hier nicht wie in Ostfriesland oder Massachusetts von einzelnen, klar feststellbaren Rechtssetzungsakten determiniert worden. Vielmehr waren sie ähnlich wie in der Schweiz seit dem späten Mittelalter gewachsen. Die Entstehung einer genossenschaftlichen Organisation der Untertanen, die Vertreter entsandte, um mit der Herrschaft Abgaben auszuhandeln, läßt sich nicht mehr genau datieren. Erste Hinweise auf ihre Existenz finden sich zumindest für Hohenberg bereits im 14. Jahrhundert.⁴¹ Schwäbisch-Österreich war heterogen und komplex strukturiert, mit der Ausbildung lokaler Sondertraditionen ist zu rechnen. Das erhaltene Schrifttum sowohl herrschaftlicher wie landschaftlicher und kommunaler Provenienz schenkt den Problemen aktiven wie passiven Wahlrechts kaum Aufmerksamkeit. Ein Hinweis mag sein, daß sich im ganzen deutschen Südwesten als Bezeichnung für die Repräsentierten der Begriff ‚Landleute‘ findet. Da der Terminus auch auf die Bürger der Städte angewandt wurde, darf man in ihm kein Synonym für ‚Landbevölkerung‘ vermuten. Der Schwabenspiegel versteht unter den Landleuten die Rechtsfähigen. In der benachbarten Schweiz bezeichnet ‚Landleute‘ die politisch Vollberechtigten, die an Abstimmungen und Wahlen teilnehmen durften und zumindest theoretisch wählbar waren. Obwohl die Bedingungen dieser politischen Vollberechtigung auch in den schweizerischen Gebieten nicht einheitlich waren, wird man festhalten können, daß als ‚Landleute‘ meist erwachsene Männer mit eigenem Grundbesitz angesehen wurden. Hintersassen und Beisässer waren keine Landleute.⁴² Einzelbelege für Schwä-

41 F. Quarthal, Landstände und ländständisches Steuerwesen (Anm. 40), S. 57-59.

42 U. Im Hof, Geschichte der Schweiz, Stuttgart 1974, 34-41; L. von Muralt, Renaissance und Reformation, in: Handbuch der Schweizer Geschichte, 2 Bde., 2. Auflage Zürich 1980, Bd. 1, S. 389-570, S. 401-414; H. C. Peyer, , Verfassungsgeschichte der alten Schweiz, Zürich 1978, S. 48-71; A. Würgler, Die Tagsatzung der Eidgenossen. Spontane Formen politischer Repräsentation, in: P. Blickle (Hrsg.), Landschaften (Anm. 2), S. 99-117.

bisch-Österreich deuten ebenfalls in diese Richtung: 1525 war pauschal von Wahlen durch den Rat und die ganze Gemeinde die Rede, wobei man wohl mitzuverstehen hat, daß nur Vollbauern bzw. Stadtbürger zur Gemeinde gezählt werden dürfen.⁴³ Auf dem Landtag von Riedlingen 1601 differenzierten die Abgeordneten des Dritten Standes zwischen ihren „Principalen“, in deren Namen sie handelten, und den „Armen“.⁴⁴ Die Aussagekraft dieser Belege bleibt begrenzt. Aus der tatsächlichen Besetzung des Landtages Regeln für die Wahlen der Abgeordneten ableiten zu wollen, ist problematisch. Es gibt jedoch Hinweise zumindest auf den indirekten Einfluß von Wahlsystemen bei der Bestimmung der Abgeordneten.⁴⁵ In der Landvogtei Schwaben erschienen häufig Mitglieder des Landschaftsausschusses auf dem Landtag.⁴⁶ Die Ämter der Landschaft wurden in lokalen Wahlen vergeben. Ob es neben diesen Wahlen eine weitere, gesonderte zum Landtagsdelegierten gab, konnte bislang aus den erhaltenen Quellen nicht beantwortet werden. Selbst wenn die Deputierten in das Abgeordnetenamt nicht eigens gewählt wurden, hatten sie quasi die Basis, von der aus sie dieses Amt erlangten, durch Wahl erreicht. Andere Verhältnisse herrschten offenbar in der Grafschaft Hohenberg, wo immer wieder Stadträte und Bürgermeister als Abgeordnete zum Landtag entsandt wurden. Die Räte der Hohenberger Städte ergänzten sich jährlich selbst durch Kooptation, die Bürgermeister wurden jedes Jahr vom Rat neu gewählt. Sicher belegt ist die Wahl eines Abgeordneten durch die Räte der von ihnen repräsentierten Stadt für Horb.⁴⁷

Daß die Teilnahme am Landtag grundsätzlich zu den Pflichten irgendeines (Wahl)amtes gehört hätte, ist unwahrscheinlich, da die Ämter, die die Abgeordneten neben ihrem Landtagsmandat ausübten, variierten. Für eine aktive Auswahl der Deputierten spricht auch eine dem ständischen System Vorderösterreichs inhärente Spannung: Die Frage, ob Landgemeinden einen Amtsträger der Landesherrschaft als ihren Deputierten entsenden durften, war in den habsburgischen Territorien längst nicht so eindeutig entschieden wie in Ostfriesland. Die von den vier Direktorialstädten dominierte Ordinarideputation wurde um 1700, als diese Frage lange und kontrovers diskutiert wurde, nicht müde zu behaupten, daß in der Vergangenheit immer nur Vögte und Bürgermeister die Landgemeinden vertreten hätten. In dieser Pauschalität war diese Aussage falsch: Im 17. Jahrhundert nahmen gelegentlich lan-

43 N. Sapper, Die schwäbisch-österreichischen Landstände (Anm. 14), S. 128.

44 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 30 Bd. 41*, fol. 55v.

45 Vgl. zum folgenden ausführlicher unten.

46 P. Blickle, Landschaften im Alten Reich. Die staatliche Funktion des Gemeinen Mannes in Oberdeutschland, München 1973, S. 440-442, 449, 455-456.

47 StA Horb, B2b, fol. 229r, freundliche Mitteilung Claudia Mocek.

desherrliche Beamte nicht als Rechnungsprüfer oder Gutachter, sondern als landschaftliche Abgeordnete mit Sitz und Stimme an Landtagen teil. Die Stände waren aber nach 1650 grundsätzlich nicht mehr bereit, Amtsträger des Landesherrn auf den Landtagen zu dulden.⁴⁸ Was zunächst wie ein Schutz der Interessen der Landschaft vor herrschaftlicher Einflußnahme aussieht, maß differenziert bewertet werden. Die Herrschaftsbeamten waren ausschließlich von den wirtschaftlich schwächsten, rein dörflich geprägten Teilen Schwäbisch-Österreichs deputiert worden. Die Direktorialstädte fürchteten, ihren maßgeblichen Einfluß in der Ständeversammlung, konkret bei der Steuerumlage auf die einzelnen Gemeinden, einzubüßen, wenn landesherrliche Amtsträger als Sachwalter der rein dörflichen Regionen an den Beratungen teilnahmen. In den westlicheren Habsburgerstaaten des ältern Vorderösterreich führten ähnliche Spannungen in den 1680er Jahren zur unverhohlenen Drohung mit der Gründung eines neuen Landstandes, der von einer Koalition aus Bauern und Herrschaftsbeamten gebildet werden sollte.⁴⁹

Festzuhalten bleibt, daß während der Debatte um die Repräsentation ländlicher Gemeinden durch Amtsträger der Landesherrschaft weder in Ostfriesland noch in den Habsburgerstaaten mit einem Recht auf eine freie Auswahl des Deputierten argumentiert wurde. In Massachusetts konnte es die Kontroverse um die Landtagsrechte von Herrschaftsbeamten nicht geben, weil dort Herrschaftsbeamte fehlten. Deren Funktionen nahmen die Magistrate wahr, die ihrerseits auch gewählte Amtsträger und Mitglieder eines separaten Gremiums der Ständeversammlung waren.

Innerhalb des Repräsentationskommunalismus läßt sich also eine deutliche Variante beschreiben: Während in Massachusetts und Ostfriesland die Wahlrechte klar geregelt waren und auf ihre Einhaltung geachtet wurde, scheint Schwäbisch-Österreich eine positive Formulierung dieser Wahlrechte gar nicht gekannt zu haben. Dieser Unterschied ist auf das Alter der jeweiligen Systeme und ihre Entstehungsbedingungen zurückzuführen. Die ‚gewachsene‘ Verfassung Schwäbisch-Österreichs kam ähnlich wie die der Schweiz weitgehend ohne einen schriftlich fixierten ‚Verfassungsvertrag‘ aus. In der Konfliktsituation Ostfrieslands bzw. der Landnahmesituation

48 Quarthal, Landstände (Anm. 40), S. . 276-278, 430-453. Erste Ergebnisse, der Forschung von Frau C. Mocek, die im Rahmen meiner Emmy Noether Nachwuchsgruppe eine Dissertation zu den Abgeordneten der Landtage Schwäbisch-Österreichs angefertigt, konnten belegen, daß vom 16. bis ins 18. Jahrhundert eine Minderheit von rund zehn Prozent der Deputierten zugleich ein landesherrliches Amt bekleidete. Diese Angaben beruhen auf einer minutiösen prosopographischen Auswertung vornehmlich den Quellen Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 38, B 38 I, Stadtarchiv Rottenburg B 10, B 25, Stadtarchiv Friedrichshafen, Deposita Wieland.

49 Generallandesarchiv Karlsruhe, 79/1892.

Neuenglands war eine solche Fixierung jedoch unerlässlich gewesen. Diese positiven Regelungen waren durch Makrosysteme geschaffen worden oder standen zumindest deutlich unter deren Einfluß. Das Mikrosystem der Kommunen scheint per se keine abstrakten Regelungen für den Umgang mit der Repräsentation entworfen zu haben. Die Spannbreite des Repräsentationskommunalismus wird hier im Vergleich deutlich. Seine jeweils unterschiedliche Gestalt richtete sich je nach der Phase der Staatsbildung, in der er entstand, und dem jeweiligen zur Verfügung stehenden Instrumentarium politischer Organisation. Die Beobachtung der älteren Forschung, daß kommunalistische Formen vornehmlich in Randlagen oder Krisenzeiten des Territorialstaates, gleichsam also mit subsidiärer Funktion entstanden,⁵⁰ muß insofern dynamisiert werden, um aussagekräftig zu sein. Für die weitere Auseinandersetzung mit Repräsentationskommunalismus wie mit dem Ständewesen insgesamt bleibt festzuhalten, daß eine Typologisierung auch anhand der Chronologie erprobt werden müßte.

In allen untersuchten Systemen war Landbesitz die Grundlage der Repräsentationsberechtigung. Die Kommune des Repräsentationskommunalismus darf also nicht modern egalitär mißdeutet werden. Vielmehr ist sie grundsätzlich als die Gruppe der männlichen Landbesitzer zu verstehen. Einschränkungen durch Zensusregelungen oder konfessionelle Vorbehalte erscheinen dem gegenüber zwar sekundär, für die politische Praxis jedoch durchaus bedeutsam.

3. Die Auswahl der Repräsentanten

Das Repräsentativsystem Neuenglands schuf trotz jährlicher Wahlen eine sehr stabile politische Elite. Fast alle Deputies wurden über mehrere Jahre im Amt bestätigt, einmal gewählte Magistrates häufig bis zu ihrem altersbedingten Ausscheiden wiedergewählt.⁵¹ Das Sozialprofil der Angehörigen der General Courts erlebte während der gesamten Kolonialzeit keine schwerwiegenden Veränderungen.⁵² Die Magistrates und Deputies waren religiös

50 Vgl. etwa Blickle, *Landschaften* (Anm. 2), S. 60-62; K. Krüger, *Die landschaftliche Verfassung Nordelbiens in der Frühen Neuzeit* (Anm. 39), S. 482; J. R. Major, *Representative Government in Early Modern France*, New Haven 1980, S. 108-117.

51 R. E. Wall, *The Membership of the Massachusetts Bay General Court* (Anm. 32), S. 13-47.

52 R. E. Wall, *The Membership of the Massachusetts Bay General Court* (Anm. 32), S. 13-47; Cook, Edward, *The Fathers of the Towns, Leadership and Community Structure in Eighteenth-century New England*, Baltimore 1976, passim.

orthodox⁵³, sie stammten aus angesehenen Familien und gehörten zur wirtschaftlichen Oberschicht. Bodenspekulanten und ‚Siedlungsunternehmer‘, hatten meist Sitze im General Court oder familiäre Bindungen zu Abgeordneten.⁵⁴ Die Wähler in den Gemeinden bestimmten als ihre politischen Vertreter also immer wieder Mitglieder einer ihnen sozial fern stehenden, nicht-repräsentativen Oberschicht. Zur Erklärung dieser Erscheinung wird in der amerikanischen Historiographie noch immer die Kategorie ‚deference‘ diskutiert, der unreflektierte Respekt vor sozial höher gestellten Personen, der diesen in unkritischer Weise Entscheidungspositionen einräumte.⁵⁵ Diese Deutung erscheint tautologisch. Der Hintergrund der englischen, von der allgegenwärtigen Macht der Gentry, königlichen Ernennungen, life tenure der Beamtenschaft und Kooptation von Ratsgremien geprägten politischen Kultur suggerierte sicherlich die Identität von wirtschaftlicher und politischer Elite sowie deren Beständigkeit.⁵⁶ Die Tatsache, daß die erfolgreichsten Bodenspekulanten mit der politischen Führung identisch oder eng verbunden waren, sollte man nicht mit dem modernen Interpretament ‚Korruption‘ deuten. Sie entsprach vielmehr der Systemlogik des auf Landnahme abgestellten und auf Landbesitz aufbauenden Gemeinwesens. Allerdings läßt sich für die Stabilität der neuenglischen politischen Elite auch ein positiver Grund anführen: Die meisten Delegierten hatten vor ihrer Wahl in den General Court schon eine Reihe lokaler Ämter innegehabt. Sie hatten einen cursus honorum neuenglischer Wahlämter durchlaufen, durch den die Kandidaten Ansehen, politische Beziehungen und Sachkenntnisse erwarben. Greene deutete dieses System als ‚Meritokratie‘, die diejenigen Mitglieder

53 Da die Mitglieder der General Courts Freeman sein mussten, war in Massachusetts und in New Haven Kirchenmitgliedschaft für sie Pflicht, H. Wellenreuther, *Nieder- gang und Aufstieg* (Anm. 30), S. 349, 375.

54 J. F. Martin, *Profits in the Wilderness* (Anm. 30), S. 37-45; R. E. Watl, *The Membership of the Massachusetts Bay General Court* (Anm. 32), S. 93-95.

55 Vgl. die nach wie vor scharfe Auseinandersetzung zwischen Zuckerman und den Anhängern der ‚deference‘ These: M. Zuckerman, Tocqueville, Turner, and Turds, *Four Stories of Manners in Early America*, in: *Journal of American History*, 85 (1998), S. 13-42 und Gross, Robert, *The Impudent Historian, Challenging Deference in Early America*, in: ebd., S. 92-97.

56 D. Hirst, *The Representative of the People? Voters and Voting in England under the Early Stuarts*, Cambridge 1975; M. Kishlansky, *Parliamentary Selection: Social and Political Choice in Early Modern England*, Cambridge 1986; N. Ball, *Representation in the English House of Commons, The New Boroughs, 1485-1603*, in: *Parliaments, Estates and Representation*, 15 (1995), S.117-124. Für den Transfer nach Amerika vgl. D. G. Allen, *In English Ways. The Movement of Societies and the Transferal of English local Law and Custom to Massachusetts Bay in the Seventeenth Century*, Chapel Hill 1981, S. 117-160.

der Oberschicht mit den höchsten Ämtern ausstattete, die sich als Lokalpolitiker verdient gemacht hatten.⁵⁷

Der kommunalistische Aspekt dieser ‚Meritokratie‘, der Erwerb von Verdiensten für und in der jeweiligen Gemeinde, darf aber nicht überbewertet werden. Erst 1695 setzte der königliche Governor von Massachusetts gegen den Widerstand der Gemeinden durch, daß Deputies in den von ihnen vertretenen Gemeinden ansässig sein mußten. Zu ähnlichen Regelungen kam es in den übrigen Neuenglandkolonien erst nach dem Ende der Kolonialzeit. Es war Teil der kommunalen Freiheiten, jemanden von außerhalb der Gemeinde als deren Sachwalter einzusetzen. Gewählt wurden Amtsträger aus Boston oder Personen, die als Abgeordnete anderer Town Erfahrungen gesammelt hatten. Insbesondere Dörfer im Norden und Westen von Massachusetts, für die die Entsendung eines ihrer Einwohner nach Boston erheblich Kosten bedeutet hätte, bestimmten Personen aus der Hauptstadt als ihre Vertreter. Einzelne Deputies können als professionelle Repräsentanten angesprochen werden, sie vertraten mehrere verschiedene Gemeinden gleichzeitig am General Court.⁵⁸ Weniger Verdienste um die Kommune, sondern vielmehr Sachkenntnis und politischen Einfluß erwarteten die Gemeinden von ihren Vertretern. Insofern könnte man das Repräsentativsystem Neuenglands als Klientelordnung oder eher noch als ‚Expertokratie‘ bezeichnen.

Die Verhältnisse in den beiden deutschen Vergleichsgebieten unterschieden sich von denen in der britischen Kolonie und voneinander. Auch wenn noch nicht alle Quellen zu den Landtagsteilnehmern Ostfrieslands und Schwäbisch-Österreichs ausgewertet sind, so kann doch bereits jetzt gesagt werden, daß sich in keinem dieser Gebiete eine derartig stabile Repräsentantenelite wie in Massachusetts herausbildete. Bezüglich Ostfriesland muß zunächst festgehalten werden, daß die Grundkondition des Landes, die Spaltung in Marsch und Geest bei der Beschickung des Landtages nicht überwunden werden konnte, obwohl der Zensus versucht hatte, einen Ausgleich zwischen den Regionen zu schaffen. Trotz erheblicher Schwankungen entsandten die Geestbauern weniger Repräsentanten zu den Landtagen als die Marschbauern. Das Interesse der Geestkommunen konzentrierte sich wegen der Steuerproblematik eher auf die Landrechnungstage als auf die Landtage. Als Administratoren des Hausmannsstandes amtierten in aller Regel Abgeordnete aus der Marsch. Eine weiterer Gegensatz prägte das ostfrie-

57 J. P. Greene, *Society, Ideology, and Politics*, in: R. Jellison (Hrsg.), *Society, Freedom, and Conscience: The American Revolution in Virginia, Massachusetts, and New York*, New York 1976, S. 14-76.

58 H. Phillips, *The Development of a Residential Qualification for Representatives in Colonial Legislatures*, Cincinnati 1921, S. 82-83.

sische Abgeordnetenwesen: Die Ordinärdeputierten, die zusammen mit den Administratoren das ‚Exekutivkomitee‘ der Landschaft bildeten, wurden in aller Regel jedes Jahr im Amt bestätigt. Die Extraordinärdeputierten wurden jedoch in der Regel zu nicht mehr als zwei Landtagen entsandt.⁵⁹ Die Ursache für diese Diskrepanz lag in der Machtstruktur der ostfriesischen Stände. Die Extraordinärdeputierten hatten nur geringen politischen Einfluß. Der Zugewinn an Macht und Ansehen, den man in dieser Position gewinnen konnte, wog den Aufwand für diese Tätigkeit – insbesondere angesichts der hohen Frequenz der Landtage – nicht auf. Eine reale Aufstiegschance in den Kreis der Ordinärdeputierten bestand für die wenigsten. Entsprechend scheint das Amt des Extraordinärdeputierten wie eine Last breit verteilt worden zu sein. Bezeichnend ist, daß nur Wahlen zum Administrator oder Ordinärdeputierten, nicht aber zum Extraordinärdeputierten angefochten wurden und daß die passive Wahlfähigkeit offenbar nie Anlaß zu Konflikten gab.⁶⁰ Die insgesamt vergleichsweise große Zahl von Extraordinärdeputierten brachte es mit sich, daß Inhaber kommunaler Ämter zwar deutlich unter den Deputierten des Hausmannsstandes vertreten waren, insgesamt aber in der Minderheit blieben.⁶¹ Auf der anderen Seite wurde besonders erfolgreichen Ordinärdeputierten gelegentlich die Vertretung von mehr als einer Kommune angetragen: Die Verteilung der Macht innerhalb des ständischen Systems erlaubte es, daß sich ‚Berufspolitiker‘ etablierten.⁶² Stichproben ergeben weiter, daß bei den Ordinärdeputierten der Anteil derjenigen, die neben ihrem Abgeordnetenmandat ein weiteres öffentliches Amt inne hatten, signifikant höher war als bei den Extraordinärdeputierten.⁶³

Daß sich in Schwäbisch-Österreich keine stabile Repräsentantenelite ausbildete, kann nicht weiter überraschen. Die Macht der Landschaft bündelte sich in der Ordinarideputation. Landtage fanden häufig mit mehrjährigem zeitlichem Abstand statt.⁶⁴ Abgesehen von dem kleinen Kreis der Mitglieder der Ordinarideputation bot sich hier keine Chance für die Etablierung einer mit den Repräsentationsorganen verbundenen Funktionselite. Die Intervalle zwischen den Landtagen waren zu lang und zu wenig berechenbar, als daß sich ein Abgeordnetenmandat sinnvoll in eine Ämterlaufbahn hätte einbauen

59 S. Heißler, Die „ostfriesische Singularität“ (Anm. 38), S. 95-100, 112-119.

60 Staatsarchiv Aurich, 15,937, fol. 84v.

61 S. Heißler, Die „ostfriesische Singularität“ (Anm. 38), S. 95-100.

62 B. Kappelhoff, Absolutistisches Regiment (Anm. 14), S. 69-70.

63 S. Heißler, Die „ostfriesische Singularität“ (Anm. 38), S. 98-100.

64 Quarthal verzeichnet dreizehn Landtage zwischen 1588 und 1769, Quarthal, Landstände (Anm. 40), S. 430-453.

lassen. Nach den neuesten Untersuchungen Claudia Moceks⁶⁵ zur Prosopographie der Abgeordneten der Landvogtei Schwaben und der Grafschaft Hohenberg ergibt sich bezüglich der Auswahl der Repräsentanten folgendes Bild: 62 der 69 namentlich bekannten Hohenberger Deputierten, die im 16. bis 18. Jahrhundert amtierten, hatten neben ihrer Deputiertentätigkeit nachweislich weitere öffentliche Ämter inne, in einigen Fällen sogar eine ganze Reihe von Ämtern. In der Landvogtei ist das Bild sehr ähnlich: Hier sind uns bisher 41 Abgeordnete insgesamt namentlich bekannt. Von ihnen waren 38 Amtsträger. Im Untersuchungszeitraum wurden in Hohenberg insgesamt 104 Deputationen ausgesprochen. In 46 Fällen hatten die Deputierten das Amt eines Bürgermeisters inne, in 30 Fällen das eines Stadtschreibers. In der Landvogtei wurden insgesamt 74 Mandate vergeben. Dabei waren die Abgeordneten in 11 Fällen Ammänner, in 8 Gerichtsschreiber und in nicht weniger als 49 Fällen nahmen sie Ämter innerhalb der Finanzverwaltung der Landschaft selbst wahr. In Hohenberg gab es sechs Orte mit Stadtrecht und Ratsgremien, in der Landvogtei besaß nur der Flecken Altdorf städtische Ratsstrukturen. Die Auswahl der Repräsentanten bildete also die administrative Organisation ab: Im vergleichsweise städtereichen Hohenberg wurden städtische Amtsträger Deputierte. In der Landvogtei, wo die von den Dörfern gebildete Landschaft das Gebiet organisierte, erschienen landschaftliche Amtsträger als Abgeordnete. Obwohl die Landschaft auch in Hohenberg eigene Amtsträger hatte, kamen diese gegenüber den Vertretern der Städte bei der Vergabe von Deputiertenmandaten nicht zum Zuge. Bevorzugt entsandt wurden also jeweils Vertreter der einflußreichsten lokalen Selbstverwaltungsinstitution. Eine Episode aus dem Jahr 1687 wirft ein Schlaglicht auf das Verhältnis der Abgeordneten zur Landbevölkerung. Habsburgische Beamte hatten sich über Abgeordnete schwäbisch-österreichischer Landgemeinden und deren vermeintlich mangelnde Bildung mokiert. Die Deputierten bekannten sich daraufhin offensiv zum Bauernstand:

„Dan ein Paur zuesein ist khein schand... und khan der Ambstman ebenso wenig Adelsbrüef aufweisen alß wûr, auch khünden wûr ehrliche Pauren disem entgegenhalten: Meum Genus a me incipit. Tuum in te desinit ... Nobilitat virtus hominem, virtute remota migrat in exilium nobilitatis honor.“⁶⁶

Sich in die Tradition eines idealisierten ‚Bauerntums‘ einzuordnen, war hier bereits Teil der Identitätskonstruktion einer ländlichen Elite geworden.

65 Die folgenden Angaben wurden einem Vorabbericht von Frau Claudia Mocek über ihre Dissertation entnommen. Sie beruhen vornehmlich auf den Quellen Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 38, B 38 I, Stadtarchiv Rottenburg B 10, B 25, Stadtarchiv Friedrichshafen, Deposita Wieland.

66 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 30 Bü 372.

Diese Konstruktion war für die Abgeordneten ebenso wichtig wie ihre lateinische Bildung, so daß sie beide zusammen, ohne Rücksicht auf ihre Kompatibilität, gegen die Anwürfe der Beamten ins Feld führten.

Die personale Struktur der hier untersuchten Gruppen von Abgeordneten scheint somit in allen drei Systemen wesentlich von der Konstruktion der Repräsentationsgremien determiniert worden zu sein. Nicht nur die Wähler, sondern das Repräsentationssystem selbst ‚machten‘ die Deputierten. Vergleichsweise stabil blieb der Kreis von Abgeordneten dort, wo das System Anreize in Form der Möglichkeit, persönliche Macht zu akkumulieren, bot. Hier bemühten sich Personen mit guter sozialer und ökonomischer Ausgangslage um die entsprechenden Mandate. Wenn sie diese erhielten, nutzten sie sie dazu, um weiter im Amt bleiben zu können. Eine hohe Fluktuation der Abgeordneten entstand dort, wo diese Position unattraktiv war. Die mangelnde Attraktivität wiederum ergab sich daraus, daß das Repräsentationssystem wenig Chancen für gesellschaftlichen Aufstieg und politischen Machtgewinn bot. In keinem der Untersuchungsgebiete waren die Diäten bzw. Aufwandsentschädigungen der Deputierten attraktiv genug, um das Mandat lukrativ zu machen.

Diese Entwicklungen wurden freilich erst durch das jeweilige Wählerverhalten ermöglicht. Hier ist in allen drei Vergleichsterritorien ein Hang nicht zur ‚deference‘, wohl aber zur Anerkennung von Expertenkenntnissen zu beobachten. Wo die Struktur der Repräsentation das nicht behinderte, wurden als Deputierte Personen entsandt, die über Erfahrung und Sachkenntnis in Administrationsfragen verfügten. Ob sich diese Kenntnisse der Tätigkeit als landschaftlicher, kommunaler oder sogar – wie das Beispiel Schwäbisch-Österreichs zeigt – landesherrlicher Amtsträger verdanken, war offenbar nicht von entscheidender Bedeutung. Bei der konkreten Auswahl scheint vielmehr Pragmatismus geherrscht zu haben: Entsandt wurde stets derjenige, der vor Ort als der beste Experte angesehen wurde. In besonders strukturschwachen Gebieten gab es in dieser Hinsicht vielfach wohl gar keine ernsthaftere Alternative zu den Lokalbeamten der Landesherrschaft. Selbst was die Auswahl von Landtagsdeputierten angeht, ist es also falsch, einen Gegensatz zwischen Repräsentationskommunalismus und Landesherrschaft zu konstruieren: Paradoxerweise konnte sich gerade eben die genuine Initiative der Kommune darin äußern, einen herrschaftlichen Amtsträger abzuordnen. Anders gewendet: Das Mikrosystem Kommune sah seinen Vorteil darin, einen Abgeordneten auszuwählen, der gute Kontakte zum Makrosystem Territorialstaat entweder bereits hatte oder mit hoher Wahrscheinlichkeit etablieren konnte. Der Deputierte war somit gleichsam ein Repräsentant im doppelten Sinn: Als Repräsentant der Kommune wurde er gewählt, weil er für die Ge-

meindemitglieder das größere System ‚Staat‘ repräsentierte. Es sei kurz ein Blick über die hier näher besprochenen Gebiete in eine weitere Kernzone von Repräsentationskommunalismus erlaubt: In den Territorien Nordelbiens wurden im 16. bis 18. Jahrhundert bei Weiterbestehen von Repräsentation und kommunaler Selbstverwaltung tendenziell Wahlen von Kooperationen abgelöst. Man wird diese Entwicklung durchaus nicht nur auf den Druck der vergleichsweise starken Landesherrschaft zurückführen dürfen: Der Zug zur Abschließung von Machteliten lag im System. An die Führungsgruppe schließlich auch das aktive Wahlrecht selbst abzugeben widersprach zwar der theoretischen Verfassungsordnung, entsprach aber der Entwicklung der Verfassungsrealität.⁶⁷ daß sich Kooperationen in anderen Formen von Repräsentationskommunalismus nicht durchsetzten, dürfte in erster Linie auf organisatorische Schwierigkeiten zurückzuführen sein – Kooperation setzte faktisch Permanenz oder mindestens hohe und regelmäßige Frequenz der Sitzungen des Vertretungsgremiums voraus.

Republikähnliche Strukturen und Wahlen im Repräsentationskommunalismus tendierten dazu, Macht zu konzentrieren, nicht sie zu streuen. Die Vertretung der Landgemeinden in den jeweiligen Repräsentationsgremien glich vielfach einem Kongreß kommunaler und regionaler Amtsträger. Die Tendenz der untersuchten politischen Ordnungen, Entscheidungsbefugnisse jeweils in einem kleinen Gremium – dem Oberhaus, den Administratoren, der Ordinarideputation – zu bündeln, entsprach durchaus der Systemlogik dieser Repräsentationskommunalismen: Es erscheint folgerichtig, daß aus Expertokratien Machteliten erwachsen. Dieser Zug zur Ausbildung von Funktionseleiten mit der Möglichkeit zu deren Professionalisierung als ‚Berufspolitiker‘ macht das frühneuzeitliche Abgeordnetenwesen zur Parallele des Beamtenwesens. Insofern erscheint es als integraler Bestandteil des Staatsbildungs- und des Territorialisierungsprozesses, zu dem notwendig der Aufbau professioneller und spezialisierter Funktionsgruppen gehörte. Daß die Verfassungswirklichkeit von Ständewesen und Repräsentationskommunalismus den Weg in die Republik oder gar in die Demokratie geebnet hätte,⁶⁸ wird man kaum behaupten können.

67 K. Krüger, Die landschaftliche Verfassung Nordelbiens in der Frühen Neuzeit (Anm. 39), passim.

68 P. Blickle, Politische Landschaft Oberschwaben (Anm. 2), passim.

Adina Lieske

Gesang – Gemeinschaft – nationaler Gleichklang. Lokale Arbeiterbewegungskulturen in Leipzig und Pilsen im Vergleich

Näherte sich der 6. Juli und damit die Jan-Hus-Feier im deutsch-tschechischen Pilsen vor 1914, bereiteten sich auch die durchschnittlich 40 Mitglieder des 1896 gegründeten tschechischen Arbeitergesangsvereins Pilsen (Dělnický pěvecký spolek v Plzni) auf ihren Auftritt vor. Jährlich nahmen die im Arbeitervereinshaus „Peklo“ verorteten und mit zahlreichen sozialdemokratischen Arbeitervereinen vernetzten Arbeitersänger an dieser Veranstaltung zu Ehren des böhmischen Predigers teil.¹ Sie sangen tschechisch-nationale Lieder wie das „Husitenlied“ („Husitská“) und „Wer sind Gottes Kämpfer?“ („Kdož jsou boží bojovníci?“). Auch an Unterhaltungsabenden zu Ehren national wie lokal bedeutungsvoller Personen der tschechischen Kultur, wie Bedřich Smetana, wirkten die Arbeitersänger voller Eifer und Stolz mit.² Ein oft gesungenes Lied der fast ausschließlich tschechischen Arbeiter Pilsens³ war die spätere tschechische Staatshymne „Wo ist mein Heim?“ („Kde domov můj?“), die schon im 19. Jahrhundert als heimliche Nationalhymne der Tschechen galt.⁴ Bei den verschiedenartigsten Veranstaltungen, meist bei gemeinsamen Aktivitäten mit dem tschechischen Bürgertum, aber auch zur Eröffnung der selbstorganisierten Arbeiterausstellungen stimmten die Sänger sie an. Gleichzeitig war es durchaus möglich, daß sie anschließend die Ar-

1 Dieser Chor war lange Zeit ein reiner Männergesangsverein, was ihn nicht von den ersten Arbeitergesangsvereinen in Leipzig unterschied. Erst im 15. Jahr seines Bestehens, im Jahre 1911, gründete sich ein Frauenchor. Siehe Tricet let dělnického pěveckého spolku, 1926, str. 7. (Dreißig Jahre Arbeitergesangsverein in Pilsen 1896–1926.)

2 Ebd., str. 13, 15.

3 Die Arbeiterschaft Pilsens bestand zu 95 Prozent aus tschechischen ArbeiterInnen, die restlichen 5 Prozent verteilten sich auf meist deutsche ArbeiterInnen. Siehe J. Havránek, Plzeň a její obyvatelé v roce 1910, in: Minulostí západočeského kraje 21 (1984), str. 108. (Pilsen und seine Einwohner im Jahre 1910.)

4 Vgl. V. Štěpánek/ B. Karásek, Zur Geschichte der tschechischen und slowakischen Musik, I. Teil, Prag 1964, S. 41. Das Lied „Kde domov můj“ wurde nach 1918 Bestandteil der tschechoslowakischen Nationalhymne.

beiterhymne „Zu Ehren der Arbeit“ („Bud' práci čest“) sangen.⁵ Dieses „Lied der Arbeit“, welches 1868 entstanden war und das Harald Troch als „gesungene Kulturgeschichte der Arbeit und des Fortschritts“⁶ bezeichnet, hatte sich rasch zur Hymne der österreichischen Arbeiterbewegung entwickelt. Es gehörte auch schon bald zum Repertoire der tschechischen Arbeiterbewegung. Insofern schlossen die Pilsner Arbeitersänger weder national eindeutige Lieder, noch zeittypische sozialistische Arbeiterlieder oder den Kaiser besingende Melodien aus ihrem Repertoire aus.

Das Repertoire gestaltete sich deshalb vielfältig. Das Spektrum der Auftritte, der Veranstaltungsarten sowie der Gastspielorte des Arbeitergesangsvereins (Dělnický pěvecký spolek v Plzni) waren dementsprechend groß. Es reichte von der Teilnahme an einer Feier zu Ehren der 1848er Gefallenen über nationale (oder slawische) Abende bis hin zum Treffen des Arbeitersängerbundes im Arbeitervereinshaus.⁷ Diese Bandbreite spiegelt deutlich die „doppelte Perspektive“, die sozialdemokratische wie die nationale, der Pilsner Arbeiterorganisationen wieder. Bei einem Treffen des Arbeitersängerbundes in Pilsen beispielsweise trug der Verein typische Arbeiterkampflieder, wie die „Internationale“, „Proletáři, spojte se!“ („Proletarier, vereinigt Euch!“) und „Bud' pozdraven!“ („Sei begrüßt!“) vor. Außerdem gehörten zum Repertoire des Vereins Lieder wie „Marné výstrahy“ („Warnung“), „Směs“ („Mischung“), „Marseillaisa“ („Marseillaise“) und „Pochod socialistů“ („Marsch der Sozialisten“), welche die Arbeitersänger beispielsweise beim Sommerfest des sozialdemokratischen zentralen Bildungsvereins Jarost 1907 anstimmten.⁸

Wie die tschechischen Arbeitersänger wußte auch der „Arbeitersängerbund für den Gan Leipzig und Umgebung“, der 1907 mehr als 2.700 Mitglieder hatte⁹, geschickt auf den Gesang großer Chöre zu setzen, der auf großen, prestigeträchtigen Veranstaltungen seine Wirkung nicht verfehlte. Seit der Gründung der ersten Pilsner Arbeitervereine war wie in der sächsischen auch in der westböhmisches Stadt eine starke Verbindung zwischen

5 Siehe Amp, Arbeiterverein Pilsen (Dělnická beseda v Plzni), 6b 19, č. inv. 859; 6c 109, č. inv. 1351, str. 3b. Vgl. V. Träger, Pamětní spis Dělnického spolkového domu v Plzni 1885–1907, Plzeň 1907, str. 17f. (Erinnerungsschrift des Arbeitervereinshauses in § 1907).

6 H. Troch, „Quelle der Belehrung und Veredelung“. Die Arbeiterbildungsvereine als Keimzelle, in: H. Troch (Hrsg.), Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit, Wien 1997, S. 24.

7 Třicet let dělnického pěveckého spolku (Anm. 1), str. 8ff.

8 Ebd., str. 13, 15, 11.

9 Vgl. T. Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1871–1933, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 118.

den unterschiedlichen Veranstaltungen und politischen Ansprüchen entstanden. Die Auftritte der Arbeitergesangsvereine gestalteten zahlreiche Festveranstaltungen der Pilsner und Leipziger Arbeiterbewegung und dienten der Vermittlung sozialistischer Ideen und des Gemeinschaftssinns.

So kamen im Chorgesang einige wichtige Aspekte der Arbeiterbewegung zusammen. Sie waren einerseits Ausdruck von Selbstbewußtsein, Stolz, Gemeinschaftsempfinden und Kraft,¹⁰ andererseits dienten sie der Geselligkeit, der Erholung nach der anstrengenden Arbeit des Tages und als Medium der politischen Botschaften. Insbesondere auf Stiftungsfesten, die einmal jährlich die Gründung des Vereins feierten und dabei die Ziele und Aktivitäten Revue passieren ließen, „überlagerten sich die Propaganda- und Geselligkeitsfunktionen des Gesangs in komplexer Weise.“¹¹ Er trug auf diese Weise mindestens zur „politischen Aufmunterung“ bei, weshalb ihn viele Funktionäre als „gefühlsmäßige Propaganda“ schätzten.¹² Nicht nur durch ihre spezifischen Aufführungspraktiken in einem primär politischen Rahmen, sondern insbesondere durch ihre politischen Inhalte und Zielvorstellungen unterschieden sich die Lieder der Arbeiterbewegung von bürgerlichen Musikwerken. Wichtig war jedoch nicht nur der Inhalt, der „eine eindeutige Zuordnung der Sänger erlauben“ mußte, sondern entscheidend war, daß „Charakter und Stimmung des Liedes den unterschiedlichen Funktionen gerecht wurden, die der Gesang auf dem Feld der politischen Auseinandersetzung einnehmen konnte.“¹³

Außerdem hatte das gemeinsame Singen von Liedern eine weitere Seite. Es gab den Akteuren Freude und vermittelte einen Anspruch auf ein menschliches Leben. Hinzu kam, daß die zahlreichen Chortreffen und Sängerfeste das „Wir-Gefühl“ und Selbstbewußtsein stärkten, nicht zuletzt auch durch die große, öffentlich wirksame Ausstrahlungskraft des gemeinschaftlichen Gesangs.¹⁴ Auch die zahlreichen Versammlungen im Vereinsjahr klangen meist mit einem gemeinsam gesungenen Lied aus. Dies war eine fest verwurzelte Praxis der Mitgliedschaft, denn so „komten die aufgewühlten

10 M. Lippold, *Kunst im Arbeiterleben. Den Traditionen der Arbeiterchorbewegung in Leipzig verpflichtet*, Leipzig 1985, S. 7.

11 Vgl. B. Hitzer, *Schlüssel zweier Welten, Politisches Lied und Gedicht von Arbeitern und Bürgern 1848–1875*, Bonn 2000, S. 44 ff., bes. S. 49.

12 Siehe K. Duncker, *Bildungsbestrebungen der Sozialdemokratie (1901)*, in: J. Olbrich, *Arbeiterbildung nach dem Fall des Sozialistengesetzes (1890–1914)*, Konzeptionen und Praxis, Braunschweig 1982, S. 74.

13 Hitzer, *Schlüssel zweier Welten* (Anm. 11), S. 40.

14 In den 1920er Jahren nahm dieser „gemeinschaftliche Gesang“ noch stärker Massencharakter an. Siehe D. Klenke/P. Lilje/F. Walter, *Arbeitersänger und Volksbühnen in der Weimarer Republik*, Bonn 1992.

Emotionen in einer gemeinsamen Aktion entladen und gleichzeitig besänftigt werden.“ Außerdem machte „der Gesang die Gemeinschaft der Anwesenden noch einmal sinnlich erfahrbar und gab ihr durch das Medium der Musik eine besondere Weihe.“¹⁵ Besonders durch das Singen auf politischen Versammlungen oder bei Kundgebungen und Protestmärschen wirkten die Lieder als „Identifikations- und Kampfsymbole“.¹⁶

Auf festlichen, die gesamte Arbeiterfamilie einbeziehenden Veranstaltungen wiederum, wie Sommer- und Jahresfesten, hatte die Musik vor allem eine durch Eigeninitiative und Selbstbetätigung erzeugte unterhaltende und das Festprogramm zusammenhaltende Funktion. Insofern waren die Anwesenden oftmals sowohl Ausführende, Mitwirkende als auch Rezipienten. Das hatte ein neuartiges Verhältnis zwischen Bühne und Publikum zur Folge und stärkte das soziale wie politische Gemeinschaftsbewußtsein.

Die sozialdemokratischen Sänger stimmten klassenkämpferische Töne an, propagierten in Liedern die Vorstellung einer proletarischen Solidar- und Kampfgemeinschaft, aber dies nicht ausschließlich. Der Gesang, dem ohne Zweifel die Funktion eines politischen Ausdrucksmittels zukam und durch den Zukunftsvorstellungen vermittelbar waren, diente in Pilsen zur Artikulation der „nationalen Gefühle“ der tschechischen sozialdemokratischen Akteure. Die Vereins- und Sommerfeste bis hin zu den Stiftungsfeiern und Konzerten folgten deshalb nicht nur dem Jahresfestkalender der sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen, sondern auch dem der tschechischen Nation. Durch die „Einbettung“ in die nationale Kultur verfügten die Mitglieder daher neben einer sozialdemokratischen ebenso über eine nationale Festtradition.¹⁷ So wie Lieder als Symbole von Identität und Einheit „die Herauslösung der Angehörigen der Arbeiterbewegung aus der übrigen Gesellschaft“¹⁸ betonten, konnten sie in Pilsen ebenso nachhaltig die nationale Gemeinschaft unterstreichen.¹⁹ Während in Leipzig die Vereinslieder der sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen oftmals bekannte Melodien übernahmen (zum Beispiel des Vaterlandsliedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ von Ernst

15 Hitzer, Schlüssel zweier Welten (Anm. 11), S. 20.

16 Siehe dazu auch A. Körner, Das Lied von einer anderen Welt, Frankfurt a. M. 1997.

17 Zur eigenständigen Festtradition der deutschen Arbeiterbewegung U. Schneider, Politische Festkultur im 19. Jahrhundert: die Rheinprovinz von der französischen Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1806–1918), Essen 1995, S. 263–318.

18 V. Lidtke, Lieder der deutschen Arbeiterbewegung 1864–1914, in: Geschichte und Gesellschaft 1 (1979), S. 56. Eigene Lieder hatten Bedeutung für Identität und Rituale. Siehe Körner, Das Lied von einer anderen Welt (Anm. 16), S. 13.

19 Siehe AmP, Volksbildungsverein Jarost (Občanskovzdělávací spolek Jarost), 6e 114, č. inv. 1361, str. 3.

Moritz Arndt)²⁰ und den Text austauschten, hatten Pilsner Arbeitersänger entsprechend weniger Probleme mit der Übernahme sowohl von Melodie als auch von Text. Das bekannte „Wo ist mein Heim?“ („Kde domuv můj?“) beispielsweise ist ein solches „eins zu eins“ übernommenes Lied.

Den Leipziger Arbeitersängern dagegen war per Statut vorgegeben, bürgerliche Veranstaltungen zu meiden und nur rein sozialdemokratische Feiern mitzugestalten. Von Seiten der Führungsebene gab es zahlreiche Versuche, die Arbeitersänger vom bürgerlichen Sängerbund fernzuhalten²¹ und sie untereinander stärker zu binden. So verpflichtete das Statut der „Arbeitersänger des Gaues Leipzig und Umgegend“ die Organisationen, „bürgerliche Vereine durch Mitwirkung bei irgendwelchen Veranstaltungen“ nicht zu unterstützen. Außerdem forderten sie, die „Übungsstunden und Vergnügungen nur in den der Arbeiterschaft auch zu Versammlungen zur Verfügung stehenden Lokalen abzuhalten“ und die Sänger zusammen-zufassen, „um dadurch den Zusammenhalt unter dem Gesang liebenden Proletariat zu fördern, die Lust am freien Liede sowie das Kunstverständnis seiner Mitglieder zu wecken und zu vertreten.“²² Die politische Führungsebene legte auf von bürgerlichen Gesangsvereinen getrennte Strukturen Wert und damit auf feste Außengrenzen des Milieus, inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Repertoire der Arbeitersänger waren weniger erkennbar.

Im Gegensatz zu den Leipziger Arbeitersängern grenzten sich die Pilsner Arbeitervereine von tschechischen bürgerlichen Vereinen und Unternehmungen nicht ab. Ihre Beteiligung an national konnotierten Veranstaltungen tschechischer bürgerlicher Kreise im binationalen Pilsen ließ das Gefühl kultureller Gleichberechtigung entstehen und die Vorstellung davon, sich in die nationale Kulturgeschichte der Stadt eingeschrieben zu haben.²³ Die Mitglieder konnten auf diese Weise ein Selbstbewußtsein aufbauen, das seine Herkunft der nationalen Polarisierung der Gesellschaft und den daraus hervorgehenden kulturellen Zugangs- und Beteiligungsmöglichkeiten verdankte. In den zahlreichen Umzügen der tschechischen Bevölkerung, im Singen nationaler Lieder bis hin zur Beteiligung an national definierten Denkmälern und den mit ihnen verbundenen Festen manifestierten die Mitglieder der Arbeitervereine wie die der bürgerlichen Assoziationen ihre nationalen Gefüh-

20 Vgl. Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Fortbildungsverein für Arbeiter, Bl. K. A1, Pos. 219.

21 Denn ein Großteil der Mitglieder im bürgerlichen Deutschen Sängerbund gehörte zur Arbeiterschaft. Vgl. dazu G. L. Mosse, *Die Nationalisierung der Massen, Politische Symbolik und Massenbewegung in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich*, Frankfurt a. M./Berlin 1976, S. 193.

22 Siehe dazu Lippold, *Arbeitermusiktradition*. 1984, S. 66-67.

23 *Tricet let dělnického pěveckého spolku* (Anm. 1), str. 7.

le. Für die tschechischen wie deutschen Einwohner war dies stets öffentlich wahrnehmbar. Insbesondere die Festumzüge, die einer Besetzung des städtischen Raumes gleichkamen, waren Erscheinungen, die das öffentliche Bild in Pilsen stärker prägten als in Leipzig. Hier führten nicht nur sozialpolitische Gründe Menschengruppen auf die zentralen Straßen und Plätze der Stadt, sondern vor allem nationale Beweggründe. Sowohl deutsche als auch tschechische bürgerliche Vereine, letztere oft gemeinsam mit Arbeitervereinen, bedienten sich dieser provokanten öffentlichen Demonstration und Präsentation. Musik stellte dabei eines der wesentlichen Elemente dar, oftmals verbunden mit imposanten Festen wie Fahnenweihen. Der gemeinsame Gesang war dabei das zentrale Mittel der Identifikation mit der eigenen nationalen Gruppe sowie gleichzeitig der Abgrenzung gegenüber der anderen Nation. Auf diesen Festen fungierten die Lieder als nationale „Erkennungszeichen“, sie wirkten an zentraler Stelle als nationale Identifikationssymbole innerhalb der Pilsner Einwohnerschaft. Indem sie jeweils der nationalen Selbstvergewisserung dienten, fand eine Differenzierung nach sozialen Kriterien nicht statt. Das schloß aber nicht aus, daß Pilsner Arbeitervereine diesen Schritt auf anderen, auf innersozialdemokratischen Veranstaltungen vollzogen. Während die Arbeiterbewegung in Leipzig nach 1871 die „nationale Identität“, das heißt eine großdeutsche bzw. antipreußische Intention immer seltener artikulierte und bei ihr später das Bekenntnis zur internationalen Solidarität hervortrat,²⁴ hielten sich die Pilsner Organisationen im Grunde beide Wege offen, ohne Widersprüche darin zu thematisieren.

Mikrostudien und Makrobezüge

Der einführende Teil dieses Beitrages stellte zunächst Leipziger und Pilsner Akteure der Arbeiterbewegung und ihre kulturellen Aktivitäten am konkreten Beispiel des Gesanges vor. Ganz im Sinne des Konzeptes der Mikrostudie²⁵ näherte er sich dem unmittelbaren Handlungskontext der zeitgenössischen Akteure und legte „kleine Gemeinschaften unter das historische Mikroskop“.²⁶

Der mikrohistorische Blick schärfte hierbei die Betrachtung spezifischer, die jeweilige Lokalstudie repräsentierender kultureller Praktiken, wodurch

24 Vgl. dazu auch die Liedtextanalyse von Hitzer, Schlüssel zweier Welten (Anm. 11), S. 189.

25 Zur theoretischen Diskussion H. Medick, Mikro-Historie, in: W. Schulze (Hrsg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53. Vgl. auch C. Ginzburg/C. Poni, Was ist Mikrogeschichte? in: Geschichtswerkstatt 6 (1985), S. 48-52.

26 P. Burke, Soziologie und Geschichte, Hamburg 1989, S. 154.

sich der Erkenntnishorizont erweitern läßt.²⁷ Die Aufwertung der Akteure als „Produzenten der Verhältnisse, denen sie umgekehrt unterworfen sind“²⁸, verlangt aber gleichzeitig nach einer notwendigen Verbindung zur politischen, sozialen oder kulturellen Makrogeschichte. Diesem viel diskutierten Anspruch folgend können konkrete, mikrohistorische Falluntersuchungen mit Hilfe des lokalhistorischen komparatistischen Ansatzes und hinreichender Primärquellen zur Tiefenschärfe sowie übergeordneter Typisierung in der Geschichtswissenschaft – hier speziell in der Arbeitergeschichtsschreibung – beitragen.

Eine Untersuchung kultureller Praktiken wie der des Gesangs, die die Bedeutung von Kultur für das sozialdemokratisch geprägte städtische Sozialmilieu verdeutlicht,²⁹ löst ein mikrohistorischer komparativer Zugang ein. Er betont die konkrete kulturelle Praxis der historischen Akteure. Dabei hat die auf diese Weise angelegte Analyse ein dreifaches Anliegen.

1. Zum einen kann ein lokalgeschichtlicher Zugang einen von Forschungskonjunkturen unabhängigen Ertrag liefern. Er bietet die Möglichkeit, die lokale Forschungslage neu zu definieren oder gar Neuland auf unerforschem Terrain zu betreten.

Für die Fallbeispiele Leipzig und Pilsen zeigen sich dabei unterschiedliche Voraussetzungen. So ist die lokale Forschungslage für Leipzig ungleich besser als für Pilsen, da beispielsweise Arbeiten zur Arbeiterschaft, zur Geschichte der sozialdemokratischen Partei, zu deren Lage während des Sozialistengesetzes, ihrer Presse und zum sozialdemokratischen Milieu ab 1871 vorliegen.³⁰ Jedoch fehlt es noch immer an einer umfassenden Studie über die im Leipziger sozialdemokratischen Vereinsnetz, über die im sozialdemokratischen Milieu praktizierten vielfältigen kulturellen Aktivitäten. Von einer Studie zur sozialistischen Bildungsarbeit und vereinzelt Darstellungen zur Arbeitersängerbewegung bzw. zum frühen Arbeitertheater abgesehen, bestand hier bisher eine Lücke.³¹ Die Forschungslage zur Arbeiterbewegung der Stadt Pilsen ist bis auf mehr oder weniger knappe Einzeldarstellungen

27 Am Problem der Repräsentativität setzt die Kritik am mikrohistorischen Herangehen an. Hierzu wie zum Verhältnis zur Makrogeschichte siehe H. Medick, Mikro-Historie, in: W. Schulze (Hrsg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S.40-53, besonders S. 46 f.

28 T. Welskopp, Erklären, in: H.-J. Goertz (Hrsg.), Geschichte: ein Grundkurs, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 157f.

29 Zum Begriff „kulturelle Praxis“ V. Lidke, *The Alternative Culture, Socialist Labour in Imperial Germany*, Oxford 1985, p. 4 ff.

30 Zum Beispiel H. Zwahr, *Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse, Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution*, Berlin 1978. Siehe auch Adam, *Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung* (Anm. 9).

recht dürftig. Bisher existiert beispielsweise weder eine Gesamtdarstellung zur sozialdemokratischen Partei noch zu ihrem sozialen Hintergrund. Letztlich bestimmen knappe Überblicksdarstellungen über die Grundtendenzen der Pilsner Arbeiterbewegung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts die Arbeitergeschichtsschreibung der westböhmisches Stadt. Kulturgeschichtliche Darstellungen, die die Akteure und ihre konkreten Aktivitäten in den Blick nehmen, fehlen aber fast völlig.³²

2. Zum anderen ermöglicht die Untersuchung kleinräumiger, überschaubarer Welten die konkrete Beantwortung allgemeiner makrohistorisch, relevanter Fragestellungen. Sie berücksichtigt damit Strukturen und langfristige Entwicklungsprozesse, ohne die Perspektive der historischen Akteure, der sozialdemokratischen Kulturvereinsmitgliedschaft und ihres Milieus zu vernachlässigen.

Für detaillierte Aussagen über Aktivitäten rund um die kulturellen Praktiken und die damit verbundenen Kontakte und Konflikte bietet sich der lokalgeschichtliche Zugriff an. Er ermöglicht Aussagen über die spezifischen Merkmale der jeweiligen Arbeiterbewegungskultur,³³ das heißt ihre Ausformungen, inhaltlichen Angebote, Schwerpunkte und Funktionen vor dem Hintergrund unterschiedlicher sozialer, wirtschaftlicher, politisch-rechtlicher und im Besonderen ethnisch-nationaler Unterschiede zwischen Leipzig und dem binationalen Pilsen.³⁴ Die ganz konkreten Wertvorstellungen und Bedürfnisse auf kulturellem Gebiet der im Umfeld der Sozialdemokratie akti-

31 Zum Beispiel G. Schröder (Hrsg.), Friedrich Bosse, Frühes Leipziger Arbeitertheater, Berlin 1972.

32 Z. Ungerman, K počátkům organizované činnosti plzeňského dělnictva, in: *Minulostí Plzně a Plzeňska 2* (1959), str. 175-185. (Zu den Anfängen der organisierten Tätigkeit der Pilsner Arbeiterschaft.) M. Bělohávk, Dělnictvo a kultura v příměstských obcích Plzně, in: *České dělnictvo. V kulturní zájmy dělnictva. Díl 1*, Praha 1989, str. 21-33. (Arbeiterschaft und Kultur in den Pilsner Vororten.)

33 Mit diesem Begriff ist die Vielfalt der im Umfeld der Sozialdemokratie meist aus Eigeninitiative entstandenen Organisationen gemeint. Vgl. zu den Definitionen G. A. Ritter, Einleitung, in: G. A. Ritter (Hrsg.), *Arbeiterkultur*, Königstein 1979, S. 1. Siehe auch J. Kocka, Arbeiterkultur als Forschungsthema, Einleitende Bemerkungen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5 (1979), S. 9.

34 Ethnie wird hier als ein „Typus von kultureller Gemeinschaft“ verstanden. Diese verfügt über „gemeinsame Abstammungsmymthen und historische Erinnerungen“ und unterscheidet sich durch „Merkmale wie Sprache, Gebräuche und Religion von ihrer Umgebung“. Nationen besitzen gemeinsame kulturelle Symbole. Sie sind gekennzeichnet durch eine „Vermischung von ethnischen Elementen mit politischen, territorialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Komponenten“. Zur Diskussion der Begriffe C. Mick, Nationalisierung in einer multiethnischen Stadt. Interethnische Konflikte in Lemberg 1890–1920, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 40 (2000), S. 113-146, bes. S. 115f.

ven Akteure geraten auf diese Weise ins Blickfeld. Der mikrogeschichtliche Ansatz erschließt ebenso ein differenziertes Bild des Berührungsfeldes „Kultur“ zwischen den Aktiven. Außerdem bietet er neue Erkenntnisse über gegenseitige Beeinflussung und Abgrenzung zwischen proletarischer und bürgerlicher Bevölkerung im 19. Jahrhundert. Diese Aspekte untersuchte die deutsche Forschung, von einer gewissen Verstärkung entsprechender Ansätze in den letzten Jahren abgesehen,³⁵ getrennt voneinander. Auf diese Weise können die jeweiligen Ergebnisse und Betrachtungsweisen für das entsprechend andere Forschungsgebiet überaus hilfreich und lohnend sein. Die wechselvollen Beziehungen zwischen Bürgern und Arbeitern im Hinblick auf die Rolle kultureller Intentionen thematisierte auch die tschechischsprachige Forschung bisher nicht. Gerade das Beispiel Böhmen in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Deutschland bietet jedoch breite Vergleichsmöglichkeiten für die Erforschung dieses Verhältnisses.³⁶ Insbesondere die Ausformung der kulturellen Praktiken waren oftmals Kontaktstellen wie auch Reibpunkte zwischen Arbeiterbewegungskultur und bürgerlicher Gesellschaft. Nicht nur der frühe deutsche Arbeiterbildungsverein stellte solch eine Kontaktstelle und Begegnungsstätte, den „Ort dichtester Berührung“³⁷ zwischen diesen beiden gesellschaftlichen Gruppen dar. Auch weitere Erscheinungen des kulturellen Lebens nahmen vor 1914 diese Position ein. Bei ihrer Analyse auf der lokalen Ebene werden die Sozialstrukturen und Machtverhältnisse sichtbar; die Wechselbeziehungen zwischen den sozialen Gruppen, ihren Kulturen und politischen Einflüssen können nachvollzogen werden.

3. Neben dem lokalgeschichtlichen Zugriff, der ein differenziertes Bild ermöglicht, bietet die Methode des historischen Vergleichs die Chance, in diesem Fall speziell der Arbeitergeschichtsforschung neue Ansätze, Fragestellungen und damit neue Ergebnisse zuzuführen.

Über Möglichkeiten und Aufgaben komparatistischer Arbeitsweisen ist in der Geschichtswissenschaft bisher oft nachgedacht und diskutiert, und ihre

35 Frühe Vorstöße finden sich bei H. Zwahr, *Proletariat und Bourgeoisie in Deutschland. Studien zur Klassendialektik*, Köln 1980. Siehe J. Kocka/E. Müller-Luckner (Hrsg.), *Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich*, München 1986. Vgl. auch J. Schmidt, *Erfurts Arbeiter und Bürger im Kaiserreich 1870–1914*, phil. Diss. Berlin (Ms.) 2002.

36 Diese Forschungslücke betont J. Kořalka, *Arbeiteremanzipation und Bildung in einer aufsteigenden Nationalgesellschaft, Das Beispiel Böhmen*, in: Kocka/Müller-Luckner (Hrsg.), *Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert* (Anm. 35), S. 65.

37 H.-U. Wehler, *Das Problem der Klassenbildung 1800–1870. Deutschland im internationalen Vergleich*, in: Kocka/Müller-Luckner (Hrsg.), *Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert* (Anm. 35), S. 22.

Methode als notwendig und erkenntnisträchtig empfohlen worden.³⁸ Eine Analyse lokal/national verschiedener sozialdemokratischer Arbeiteraktivitäten aus vergleichender Perspektive heraus beinhaltete die Möglichkeit, das Wissen über Arbeiter, ihre kulturellen Ansprüchen und ihre Bewegungen vor 1914 in unterschiedlichen Regionen Europas, in unterschiedlichen nationalen Umfeldern zu vervollständigen. Eine solche Herangehensweise eröffnet neue Wege, da international vergleichende Studien seltener sind, auch wenn über deren Aufgaben nachgedacht wird.³⁹ Denn erst der „historische Vergleich läßt genau erkennen, was wirklich anders war und wie stark die Andersartigkeit wiegt.“⁴⁰ Folgerichtig bietet der lokalgeschichtliche Vergleich die Möglichkeit zur Beantwortung von Fragen, die die Arbeitergeschichtsforschung geraume Zeit beschäftigen. So gehörte beispielsweise zu ihren bisherigen Erkenntnissen die Feststellung, daß es eine homogene deutsche oder tschechische Arbeiterkultur nicht gegeben hat. Aus der Literatur ist bekannt, daß eine Vielzahl von Arbeiterkulturen meist nebeneinander existierte. Unterschiede bis hin zu Gegensätzen sind für die Lebenswelten und Gruppenkulturen von Industrie-, Berg- und Hafendarbeitern ausgemacht worden.⁴¹

Im Gegensatz dazu bzw. hier ansetzend, kann die komparative Lokalstudie makrohistorische Fragestellungen wie die nach einer Arbeiterbewegungskultur einbinden, die sich möglicherweise von regionalen, nationalen Unterschieden abhebt bzw. als einheitliche „Klassenkultur“ auch Grenzen überschreitet. Eine solche Ausgangsfrage hat Einfluß auf die Wahl der Vergleichsobjekte. Diese müssen sich, trotz dieses primären Unterschiedes in den wesentlichen Strukturmerkmalen ähneln. Insofern folgt die mikrohistorische Herangehensweise keinem willkürlichen, sondern einem methodisch durchdachten Vorgehen. Die Kombination eines zentralen variablen Mo-

38 Unter anderem F. Hampf/I. Weiler, *Vergleichende Geschichtswissenschaft*, Darmstadt 1978, S. 243-283. Vgl. auch J. Kocka, *Historische Komparatistik in Deutschland*, in: J. Kocka/ H.-G. Haupt (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 47-60.

39 T. Welskopp, *Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1850er bis zu den 1930er Jahren*, Bonn 1994. Siehe F. Boll (Hrsg.), *Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik. Beiträge zum europäischen Vergleich in der Zwischenkriegszeit*, Wien 1986.

40 H. Kacble, *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 65.

41 Zum Beispiel N. Englisch, *Braunkohlenbergbau und Arbeiterbewegung. Ein Beitrag zur Bergarbeitervolkskunde im nordwestböhmischen Braunkohlenrevier bis zum Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie*, München 1982.

ments – die ethnisch-nationale Situation – mit konstanten Faktoren ergibt deshalb einen individualisierenden historischen Vergleich zwischen den Fallstudien Leipzig und Pilsen.⁴² Die Rückbindung der Ergebnisse auf die makrohistorische Ebene ermöglicht letztlich auch eine Aussage hinsichtlich von Arbeiterbewegungstypen.⁴³

Zum Erkenntnisgewinn von Mikro- und Makroperspektiven

Die mikrohistorische Untersuchung der kulturellen Praxis Gesang brachte Gemeinsamkeiten, Differenzen und unterschiedliche Strategien der sozialdemokratischen Akteure in Leipzig und Pilsen zum Vorschein. Beide lokale Arbeiterbewegungen hatten die Kraft und das Potential, trotz differierender, spezifisch nationaler und politisch-rechtlicher Ausgangslagen, ihre kulturellen Aktivitäten organisatorisch selbstständig aufzubauen. Neben dem Musikvergnügen, der Geselligkeit, der Kommunikation, der Freude und der Erholung nach anstrengender Arbeit dienten ihre zahlreichen Arbeiterchöre sowie ihre Chortreffen und Sängereisen der Stärkung des Selbstbewußtseins der Arbeitersänger und dem Gemeinschaftsempfinden, wobei Letzteres vor allem auf die große Ausstrahlungskraft der großen Chöre zurückzuführen ist. Während jedoch in Leipzig der Gesang spätestens seit 1871 neben der Unterhaltungsfunktion einer sozialen Differenzierung und politischen Ansprüchen folgte, paßte er sich in Pilsen entsprechend der jeweiligen Situation einer nationalen oder einer sozialen bzw. politischen Interessenslage an.⁴⁴ So bestimmte die national-homogene wie die national-heterogene Konstellation den Gebrauch von Musik in beiden Städten. In der westböhmischen Stadt gewannen weitere Aspekte an Bedeutung und beeinflussten die Bewegung, die sie von der übrigen Gesellschaft nicht trennten. Die ethnisch-nationale Heterogenität der Pilsner Gesellschaft und die in den nationalen Gegebenheiten befangene Arbeiterbewegung wirkten sich auf die Bedeutungszumessung und Funktion der kulturellen Praxis aus. Sie erfuhren eine andere Ausprä-

42 Zu den Arten des historischen Vergleichs H. Kaelble, *Der historische Vergleich*. (Anm. 40), S. 25 ff.

43 Zu anregenden Typisierungsvorschläge auf sozialgeschichtlicher Grundlage siehe K. Tenfelde, *Typen der Arbeiterbewegung – Erträge und Grenzen sozial geschichtlicher Forschung*, in: J. Gerhard (Hrsg.), *Struktur und Dimension*, Stuttgart 1997, S. 350-368.

44 Zur Vermengung von nationalen und sozialen Inhalten in Arbeiterkulturvereinen im multinationalen Triest siehe auch S. Rutar, *Arbeiterkulturvereine und die Entwicklung städtischer Öffentlichkeit in Triest vor dem Ersten Weltkrieg*, in: A. R. Hofmann/A. V. Wendland (Hrsg.), *Stadt und Öffentlichkeit in Ostmitteleuropa*, Beiträge zur Entstehung moderner Urbanität zwischen Berlin, Charkov, Tallinn und Triest, Stuttgart 2002, S. 205.

gung als die einer im national homogenen Umfeld agierenden Arbeiterbewegung. So gaben die deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikte in Pilsen musikalisch-vokalischen Veranstaltungen einen gesteigerten Wert. Damit favorisierten die Akteure kulturelle Praktiken, durch die sie nationale Haltungen in besonderem Maße öffentlich wirksam darstellen konnten. Mögliche unterschiedliche kulturelle Traditionen spielten hier weniger eine Rolle. Die nationalstaatliche Situation dagegen – Sachsen als ein Teil des 1871 begründeten deutschen Nationalstaates und die böhmischen Länder als Bestandteil des Vielvölkerreiches der Habsburgermonarchie – stellte sich grundverschieden dar. Vor allem die spezifische lokale Situation hatte zentrale Auswirkungen auf die Kulturaktivitäten der tschechischen Pilsner Arbeiterschaft und verhinderte weitgehend die Konstituierung eines durchgängig geschlossenen sozialdemokratischen Milieus, eines so dichten internen Netzwerkes wie es in Leipzig existierte. Die Pilsner Arbeiterbewegung konnte sich dem zunehmenden nationalen Konstitutionsprozeß und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Spannungen sowie Widersprüchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht entziehen. Die sozial- und kulturemanzipatorischen Ansprüche vermischten sich mit nationalemanzipatorischem Denken, was eine durchgängig haltbare Verbindung zu tschechischen bürgerlichen Gruppen eröffnete. Unter diesen Bedingungen nahm auch die kulturelle Praxis der tschechischen Arbeiterbewegung teilweise nationale Züge an. Es kam nicht nur zur Vermischung bürgerlicher und sozialdemokratischer Kulturinhalte, sondern auch zu gemeinsamen Kulturaktivitäten.

Anders als in Leipzig strukturierte und differenzierte sich die kulturelle Topographie in Pilsen nicht allein nach sozialen, sondern vor allem nach nationalen Kategorien. Die auf kulturellem Gebiet ausgetragenen Konflikte um die nationale und politische Hegemonie entwickelten sich zu wichtigen, einflußreichen Faktoren bei der Gestaltung des kulturellen Systems in Pilsen. Insbesondere die kulturelle Praxis war ein Gegenstand bzw. das Instrument eines Wettbewerbs in der ethnisch-national fragmentierten Pilsner Gesellschaft. Sie diente dem „Kampf“ um mobile Ressourcen und um politischen wie gesellschaftlichen Einfluß. Da die gesellschaftlichen Gruppen ihre Interessen über politische Prozesse meist nicht in dem Maße umsetzen konnten, dienten ihre national definierten Kulturvereine diesem Zweck. Dazu gehörten die kulturellen Teilbereiche wie Sprache und Musik. Die Praktiken, die sich um diese entwickelten, manifestierten den Streit um den Einfluß und die Repräsentanz der jeweiligen Nationalität.

Die westböhmische Stadt macht als ein Typ einer Arbeiterbewegung im national-heterogenen städtischen Milieu deutlich, daß hier eine sich vom deutschen, national-homogenen Fall Leipzig unterscheidende Entwicklungs-

variante vorliegt. Pilsen zeigt im Vergleich zu Leipzig, daß die Entstehung und Wirkungsweise einer sozialdemokratischen bzw. sozialistischen Solidargemeinschaft von einer Reihe von Komponenten abhängig war und sich dementsprechend mehr oder weniger stark entfaltete. Die national-heterogene Situation hatte dabei zentrale Bedeutung für die Ausprägung der kulturellen Praxis.⁴⁵ Sie führte in dem hier vorgestellten Kulturbereich, der in besonderem Maße eine Verknüpfung mit emotionalen sowie nationalen, identitätsstiftenden Momenten zuließ, zu Priorität gegenüber anderen Aktivitäten. Die nationalen „Stimmungen“ waren insofern keinesfalls losgelöst von der kulturellen Praxis der Pilsener Arbeitervereine.

Wie die Zusammenführung verdeutlicht, bietet die Mikroperspektive die Chance, ihre Forschungsergebnisse zu einem größeren, zusammenhängenden Bild der kulturellen Praktiken im 19. Jahrhundert zu fügen. Auf diese Weise können Mikro- und Makrobezügen mit Erkenntniswert kombiniert werden.⁴⁶ Die oben vorgestellten Lokalstudien mit ihren spezifischen Fragestellungen leisten mit ihrem Blick auf das Detail einen Beitrag für das Wissen um die Strukturen und Zusammenhänge des Ganzen. So zeigte der Vergleich zwischen zwei lokalen Arbeiterbewegungen z. B. hinsichtlich der Typologierungsfrage, daß nicht von *der* Arbeiterbewegungskultur die Rede sein kann. Vielmehr ist von Arbeiterbewegungskulturen auszugehen, auch wenn Elemente einer die lokalen Unterschiede übersteigenden „internationalen Klassenkultur“ existierten. Eine einheitliche Arbeiterbewegungskultur hat es jedoch nicht gegeben. Unterschiedliche Entwicklungsvarianten der kulturellen Praktiken verhelfen zu einer Typologisierung, die der Arbeitergeschichtsschreibung insgesamt neue Perspektiven und Verständnis für das breitere Spektrum an Strategien zur Gemeinschaftsbildung der Akteure aufzeigt.⁴⁷

45 War die nationale Konstruktion der Gesellschaft der primäre Einflußfaktor, kam ein Bündel weiterer Faktoren, wie politische und rechtliche Bedingungen sowie die sozioökonomischen Verhältnisse hinzu, die die kulturelle Praxis sowie die Mobilisierung an sich beeinflussten. Vgl. A. Lieske, Arbeiterbewegung, Bürgertum und kulturelle Praxis in Leipzig und Pilsen vor 1914, phil. Diss. (Ms.) 2003, S. 43 f.

46 Zum „fruchtbaren Ergänzungsverhältnis“ von Mikro- und Makroperspektive siehe H. Medick, Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie, in: Historische Anthropologie 9 (2001), S. 87 ff.

47 Zur Methode der Typenbildung, um dem Prozeß der Differenzierungen und der „zerfaserten“ Einzelergebnisse entgegenzuwirken siehe K. Tenfelde, Typen der Arbeiterbewegung (Anm. 43), S. 350-368.

Ein altmärkisches Modell medizinischer Versorgung im europäischen Kontext der Jahrhundertwende

1. Familienpflege vs. Asylisierung

In der deutschsprachigen Psychiatrie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde kaum ein Thema so kontrovers und aggressiv diskutiert, wie die Frage der sog. Asylisierung.¹ Zentraler Bestandteil und Streitpunkt in diesen Debatten um die Unterbringung psychiatrischer Patientinnen und Patienten, die auf das Engste verknüpft war mit der Professionalisierung der Psychiatrie als medizinischer Subdisziplin,² war der Stellenwert sogenannter Familienpflege. Ihre Anfänge in Deutschland liegen zwischen 1880 und 1914.³ In diesem Zeitraum entwickelten sich in Deutschland zwei Typen von Familienpflege: eine städtische, sowie eine in eher ländlicher Umgebung etablierte Form.⁴

Die Anzahl solcher Einrichtungen in Frankreich erscheint im zeitgenössischen Vergleich zwar geringer. Dort wurden aber unter dem Namen einiger Orte deutlich größere Einzugsbereiche zusammengefaßt, teilweise ganze Gemarkungen und Verwaltungsdistrikte.⁵ Dieser Typ psychiatrischer Fami-

-
- 1 P.-O. Schmidt, *Asylierung oder familiäre Versorgung. Die Vornähe auf der Sektion Psychiatrie der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte bis 1885*, Husum 1982; A. Pernice, *Die Kontroversen über Familienpflege und Anstaltspsychiatrie in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie in der Zeit von 1844 bis 1902*, Lübeck 1991. Zu Frankreich im Überblick u. a. H. Schüller/M. Wetsch-Benqué, *Familienpflege in Frankreich*, in: J. Becker (Hrsg.), *Familienpflege in Europa*, Hasselt 1997, S. 44f.
 - 2 D. Blasius, *Der verwaltete Wahnsinn. Eine Sozialgeschichte des Irrenhauses*, Frankfurt 1980, sowie ders., *Einfache Seelenstörung. Geschichte der Psychiatrie 1800–1945*, Frankfurt a. M. 1994.
 - 3 H.-W. Janz, *Hundert Jahre Ilten – Hundert Jahre Psychiatrie*, in: *Würzburger medizinhistorische Mitteilungen* 2 (1984) S. 147–203; K. Alt, *Über familiäre Irrenpflege*, Halle 1899, S. 31 f.; P.-O. Schmidt-Michel, *Geschichte der psychiatrischen Familienpflege in Deutschland*, in: M. Konrad/ders. (Hrsg.), *Die zweite Familie. Psychiatrische Familienpflege. Geschichte, Praxis, Forschung*, Bonn 1993, S. 50–51.
 - 4 Vgl. Schmidt-Michel, *Geschichte Familienpflege* (Anm. 3), S. 44.
 - 5 Die französischen Initiativen der Familienpflege wurden in den Départements Cher und l'Allier 1892 und 1898 gegründet, und umfaßten die Dörfer Ainay-le-Château und Dun-sur-Auron, bald ein Reihe weiterer Dörfer. Weiterhin die Initiativen des Psychiaters J. Bonnet aus der Anstalt Saint-Robert, Val d'Isère, im Dauphiné, dieje-

lienpflege, der sich beispielsweise in den zentralfranzösischen *Départements Cher* und *l'Allier* finden läßt, ähnelt den beiden großen belgischen Einrichtungen, in denen jeweils circa zwanzig benachbarte Dörfer in die Versorgung eingebunden sind wesentlich mehr als in deutschen Varianten der psychiatrischen Familienpflege.

In der Nähe des Dörfchens „Modderkuhl“ in der Altmark, an der Chaussee von Gardelegen nach Stendal gelegen, wurde im Jahr 1894 eine „Landes Heil- und Pflege-Anstalt“ gegründet. Die Entscheidung für die Wahl dieses Geländes direkt an der Bahnstrecke Berlin-Hannover war aufgrund finanziell günstiger Kaufbedingungen gefallen. Noch in der Bauphase berief man Konrad Alt (1861–1922) zum Direktor der Anstalt, der sich in Halle an der Saale nach seiner Assistentenzeit bei Eduard Hitzig (1838–1907) mit der Gründung einer Privatklinik bereits Expertise in der Organisation und Leitung einer Krankenanstalt erworben hatte.⁶ Alt wurde in den nächsten Jahren für seine Bemühungen um die Reformierung der psychiatrischen Versorgung, und insbesondere aufgrund seines Eintretens für die Etablierung der *psychiatrischen Familienpflege* in Fachkreisen außerordentlich bekannt.

Mit seinem Dienstantritt konzipierte Alt die zunächst für sog. epileptische Kranke vorgesehene Anstalt noch während der Bauphase um und schnitt sie auf eine Form zu, die nach seinem Dafürhalten den Anforderungen eines modernen Krankenhauses eher genügen würde. Entsprechend dem Quellgebiet des Fließchens Uchte erhielt diese Einrichtung der Provinz Sachsen den Namen „Uchtsprünge“.⁷ Uchtsprünge stand in der Zeit des Direktoriums von Alt für vielgestaltige Reformen in der Versorgung psychiatrischer Patienten. Die *heterofamiliale* psychiatrische Pflege, die Versorgung psychisch Kranker in anderen als den eigenen, leiblichen Familien und gegen Entgelt stellt den Kern dieser Reformansätze dar.

Den Initiativen Konrad Alts wurde bereits in zeitgenössischen Debatten hohe Bedeutung beigemessen. Alt selbst formulierte zu der von ihm selbst mit angestoßenen Dynamik:

nigen in der Anstalt l'Antiquaille im Département Rhône, sowie eine weitere Initiative in der Vendée.

6 Zu Hitzig: A. Kreuter, *Deutschsprachige Neurologen und Psychiater*. München 1996, S. 581; zu Alt, S. 25.

7 Das Fachkrankenhaus gleichen Namens war und ist für die Region von hoher Bedeutung, siehe H. Troelenberg, *Die Entwicklung des Bezirkskrankenhauses für Psychiatrie und Neurologie Uchtsprünge, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Psychiatrie des 20. Jahrhunderts*, Leipzig 1969. Für eine Reihe von Hinweisen zu Konrad Alt und Uchtsprünge danke ich Christfried Tögel und Margaret Lucas, Uchtsprünge.

„Das zur Neige gehende neunzehnte Jahrhundert wird in der Geschichte der Irrenpflege allezeit als ein besonders geseignetes gepriesen werden, weil mit seinem Anfang das Erwachen einer zielbewußten, geordneten *öffentlichen* [Hervorhebung K. A.] Irrenfürsorge zusammenfällt, weil bei seinem Ende nahezu allerorten ein werktätiger Wettkampf darüber entbrannt ist, wie am besten für die Geisteskranken gesorgt werden könne [...]“.⁸

In diesen Debatten galt Konrad Alt als Fürsprecher einer *ärztlich kontrollierten* psychiatrischen Familienpflege.⁹ Sein Eintreten für das ärztliche Entscheidungsmonopol war dezidiert und ohne dokumentierte Ansätze von Selbstkritik. Er wurde so einer der bedeutendsten deutschen Akteure im Feld der Familienpflege. In Uohtspringe etablierte Alt z. B. eine kinderpsychiatrische Abteilung, eine Röntgen-Einrichtung, einen Turnsaal sowie ein medicomechanisches Institut. Was uns oberflächlich betrachtet als „sein Modell“ gegenübertritt, ist bei genauerem Blick geeignet, mikrogeschichtlichen Transferelemente der Medizinalgeschichte der vorigen Jahrhundertwende exemplarisch offenzulegen. Gezeigt werden kann so, wie vermittelt internationaler Zusammenhänge die kohärente Außenwahrnehmung eines „Modells“ im einzelnen etabliert wurde.¹⁰

Betrachtet man die im deutschsprachigen Raum in der Tat herausragenden Initiativen Alts im internationalen Vergleichsfeld, so stehen sie beileibe nicht allein: Die im Rahmen des übergeordneten Forschungsprojekts¹¹ durchgeführte Auswertung einer großen Zahl an Reiseberichten zur Familienpflege im deutsch-französischen Kontext zeigen, daß man sich durchweg eng aufeinander bezog.¹² Darüber hinaus konnte ein dritter kultureller Hin-

8 K. Alt, Über familiäre Irrenpflege, Halle 1899a, S. 7.

9 „Die Einführung und regelrechte Durchführung der freien Behandlung [der sog. Irren, T.M.] setzt besondere irrenärztliche Ausbildung und Kenntnisse voraus. Sie ist ausschliesslich Werk der Irrenärzte [...]“, ebenda, S. 10.

10 Diesen Begriff mitgeprägt hat C. Ginzburg, *Microstoria. Due o tre cose che so di lei*, in: *Quaderni storici* 86 (1994) S. 511-539, sowie ders., *Mikro-Historie*, in: *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag* (1993) S. 169-192. E. Grendi, *Micro-analisi e storia sociale*, in: *Quaderni storici* 35 (1977) S. 506-520, sprach seinerzeit noch von Mikro-Analysen, vgl. H. Medick, *Weben und Überleben in Laichingen, 1650-1900, Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte*, Göttingen 1996, S. 22.

11 Dieser Beitrag entstand im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojekts des Verfassers, mit dem Titel „Zu Debatte und Institutionalisierung der psychiatrischen Familienpflege im 19. Jahrhundert. Ein Vergleich der Therapiesysteme Deutschlands und Frankreichs“.

12 Dies ist ein Prozeß, der komparativ und transferanalytisch bearbeitet werden kann. Vgl. J. Patilmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998) S. 649-685.

tergrund, und die dort bereits existierende Familienpflege herausgearbeitet werden: Flandern. Gegner wie Befürworter der Familienpflege¹³ waren in der Anerkennung des älteren Dritten im Einvernehmen. Espagne und Werner haben bereits vor einiger Zeit darauf hingewiesen, daß bei internationalen, zunächst als binationale Beziehung wahrgenommenen Transfers häufiger als erwartet Dreiecksanstellungen auszumachen sind, mit jeweils verschiedenen Winkeln und Bewegungsrichtungen.¹⁴

Ein solches, ungleichschenkliges Beziehungsgeflecht, dessen Teilnehmer nationale Grenzen durchaus hinter sich ließen, gewinnt auch hier greifbare Konturen: In Deutschland wie in Frankreich richteten sich die im Untersuchungszeitraum auftretenden, jeweiligen Debatten um die psychiatrische Familienpflege am Modell des frühen Vorläufers Gheel im flämischen Kempenland aus.¹⁵ Konrad Alt war selbst ein ausgezeichnete Kenner dieses auf einen mittelalterlichen Pilgerort zurückgehenden flämischen Modells wie auch des später gegründeten wallonischen Pendantes in Liernex, bei Liège.¹⁶

2. Die Ursprünge des Transfers: ausländische Modelle in Alts Perspektive

Konrad Alt hat in seiner Berufslaufbahn eine Reihe von Einrichtungen für die psychiatrische Versorgung in Europa besucht. So überrascht beispielsweise nicht, daß sich Alts Name gleich mehrmals in der bis heute archivier-

13 Zu den Arbeiten W. Griesingers (1817–1868), der ein adaptiertes Modell befürwortete, siehe K. Sammet, „Ueber Irrenanstalten und deren Weiterentwicklung in Deutschland“. Wilhelm Griesinger im Streit mit der konservativen Anstaltspsychiatrie, Münster u. a. 2000. Beispielhafte Stellungnahmen von Gegnern sind H. P. A. Damerow, Zur Irrencolonie Gheel, in: Allgem. Zschr. Psychiatr. 12, 1855, S. 488-491. C. F. W. Roller, Die Irrencolonie Gheel von Jules Duval, in: Allgem. Zschr. Psychiatr. 15, 1858, S. 412-425. Sehr differenziert: R. v. Krafft-Ebing, Ein Besuch in Gheel vom 27.-29.11. 1866, in: Allgem. Zschr. Psychiatr. 24 (1867), S. 665-688.

14 M. Espagne/M. Werner, Deutsch-Französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze, in: dies. (Hrsg.), Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace Franco-Allemand. XVIIIe et XIXe siècle, Paris 1988, S. 11-34, hier S. 13.

15 A. Liégeois, The historiography of psychiatry in Belgium, in: History of Psychiatry 2 (1991) S. 263-270; E. Roosens, Geel, een unicum in de psychiatrie, Antwerpen u. a. 1977; L. Camps, Gezinsverpleging te Geel 1850–1965. Institutionele, organisatorische en economische Aspecten, Leuven 1972.

16 Zur Geschichte dieser Einrichtung siehe Province de Liège (Hrsg.), L'Institut Psychiatrique Provincial de Liernex 1884–1984, Liernex 1984. Alt veröffentlichte auch eine Beschreibung der norwegischen Verhältnisse: K. Alt, Die Entwicklung der familiären Irrenpflege Norwegens. Eine Übersicht, in: Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 32 (1911/12) S. 317-318.

ten Besucher-Registratur im flämischen Gheel findet, in der sich zeitgleich einige der einflußreichsten Psychiater der Zeit, bei weitem nicht nur Deutsche, sozusagen die Klinke in die Hand gaben.¹⁷

Alt hat Gheel bis 1899 drei Mal besucht. Sein veröffentlichter Bericht lohnt, ebenso wie der zur Familienpflege im wallonischen Lierneux bei Liège, eine genauere Lektüre.¹⁸ Für zeitgenössische deutsche Nervenärzte oder französische *aliénistes*, die sich mit der Versorgung von Patienten in Heil- und Pflegeanstalten beschäftigten, wurde ein Besuch im flämischen Gheel spätestens mit den Fachdebatten seit den 1860er Jahren üblich.

„Es gibt kaum ein anderes Thema in der irrenärztlichen Literatur, das in früherer Zeit, zumal in den sechziger und siebziger Jahren, so häufig abgehandelt und so widersprechend beurteilt wurde, als Gheel und die dortige, in das vorige Jahrtausend zurückreichende Irrenkolonie“,

so Alt selber.¹⁹ Bei einem Wiederholungsbesuch kam er in Gesellschaft des Alt-Scherbitzer Arztes und Direktors Albrecht Paetz nach Gheel. In den Folgejahren unternahm Paetz selber in diesem Zusammenhang weitere Studienreisen, unter anderem auch ins *Département Cher*.²⁰

Alt beginnt seinen Bericht mit der Feststellung, daß der Status sowie die Qualität der Versorgung, die die Gheeler Familien den bei ihnen untergebrachten Patientinnen und Patienten zukommen ließen, in Deutschland zu Unrecht unterschätzt würden, obwohl den „Forderungen der heutigen Irrenpflege“ in Gheel durchaus Rechnung getragen werde:

„[...] Kommt einmal die Rede auf die Gheeler Familienpflege, so hört man meist abfällige, ja recht harte Urteile [...] Dreimaliger Besuch Gheels, eine eingehende Besichtigung der meisten, auch der abgelegensten Quartiere [...] hat mich eines andern belehrt [...]“²¹

17 Siehe T. Müller, Vergleich und Transferanalyse in der Medizingeschichte? Eine Diskussion anhand von Reiseberichten als Quelle, in: *Medizinhistorisches Journal* 39 (2004), im Druck.

18 Beide Berichte (1899) wurden im 1. Jahrgang der *Psychiatrischen Wochenschrift* publiziert. K. Alt, Die Kolonie für familiäre Irrenpflege in Lierneux, in: *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift* 1 (1899) S. 11-12 sowie ders., Das heutige Gheel, ebenda, S. 1-4.

19 K. Alt, Das heutige Gheel, in: *Psychiatrische Wochenschrift* 1 (1899). Hier im Sonderdruck, Halle 1899, S. 1.

20 A. Paetz, Die Familienpflege in Dun-sur-Auron, in: *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift* 2 (1900) S. 1-7, 19-22. Paetz war bereits international bekannt für sein Konzept der sog. *agricolen Colonie*, einer ebenfalls eher freien Versorgungsform für psychisch Kranke, beschrieben in der eben erwähnten Monographie von 1893.

21 Alt, Gheel (Anm. 18), S. 1-2.

Beginnend mit der Legende, die sich um diesen Ort der „Heilung“ von vor allem *psychisch* Kranken rankt, erläutert Alt deshalb die Entwicklung der Familienpflege Gheels, über die *Säkularisierung* mit der Französischen Revolution und die späten Exorzismen der 1860er und 1870er Jahre, hin zum zeitgenössischen Stadium, das durch eine inzwischen eingeleitete, beträchtliche *Medikalisierung* gekennzeichnet war. Zentrale Figur dieser Entwicklung war für Alt

„[...] Dr. Peeters, der dann auch durch unausgesetzte Bemühungen eine gründliche Reform des ärztlichen Dienstes im Jahre 1883 erreichte. Seit diesem Jahr datiert die psychiatrische Epoche Gheels, wo seitdem nach Kräften mit den alten Missständen aufgeräumt wurde [...]“.²²

Alt entgegnet so einer Reihe von Experten, die Gheel noch vor den 1870er Jahren besucht hatten.²³ Der 1856 für die Familienpflege eingesetzte Arzt Dr. Bulkens, der erste Arzt der Kolonie, sowie seit 1876 sein Nachfolger Dr. Peeters, hatten – spätestens nach Peeters' Reform der Organisation von 1883 – die Versorgung nach Alts Darstellung in allen wesentlichen Aspekten erfolgreich auf den Stand der Medizin ihrer Zeit gebracht.

Die naturwissenschaftliche Orientierung und medizinische Expertise der in Gheel angestellten Ärzte und der zunehmende Status der ärztlichen Tätigkeit in der Kolonie aus der Sicht der Ärzte selbst, der mit ansehnlichem Salär und Pensionsberechtigung einhergehe, all dies nennt Alt für Gheel ein.²⁴ Sein Reisebericht handelt von Funktion einzelner Einrichtungen der Familienpflege wie beispielsweise einer sog. *Infirmierie*. Auch der Modus der Auswahl der Gastfamilien bzw. die Zuordnung der Patienten zu diesen, die rechtlichen Vorgaben und Rahmenbedingungen der Gheel'sehen Familienpflege sowie deren ökonomische Grundlagen, vor allem hinsichtlich der Vergütung des Pflegeaufwands wurden von ihm in Deutschland bekannt gemacht. Die für sog. Pfleglinge vorgesehenen Räumlichkeiten beschrieb er ausgesprochen präzise. Alt zeigt ein Gespür dafür, daß der Erfolg der Neuerungen wesentlich auf ökonomischen Vorteilen der Gastfamilien durch die Vergütung ihrer Pflege-Leistung beruhte. Angesichts der eher beiläufigen Bemerkung hinsichtlich des Freiheitsgrades der in „offener Familienpflege“ lebenden Patienten und Patientinnen wird plastisch deutlich, daß der ‚Erfolg‘ des Modells teilweise dadurch zustande kam, daß neben therapeutischen Zie-

22 Ebenda, S. 3-9, für das Zitat S. 8.

23 Dies zeigt Alt in der Folge überzeugend an einem bisher eher armen und sozial schwachen Teil des Kempenlands bzw. seiner Bevölkerung. Gheel (Anm. 18), S. 19-21.

24 Alt, Gheel (Anm. 18), S. 10-11, im Folgenden S. 11-16.

len auch ökonomische Interessen bedient wurden.²⁵ In diesen wie in anderen Passagen spürt man, daß Alt, bei allem Engagement für eine in seiner Zeit recht umstrittene Versorgungsform, dennoch weit davon entfernt ist, etwa anti-psychiatrische Positionen zu teilen.²⁶ Das Primat der Kontrolle vor dem Hintergrund eines paternalistischen Arztbildes ist für ihn Garant von Qualität:

„[...] Erst mit dem durch die Ärzte angeregten Erwachen einer richtigeren Krankheitserkenntnis sind die Gheelaner zu rechten, berufsfrohen Krankenpflegern geworden.“²⁷

Sein Bericht mündet in die Beschreibung später entstandener Einrichtungen der Familienpflege wie z. B. in Frankreich und auch im wallonischen Teil Belgiens, Orte ohne Heilslegende aber mit Gheel'schen Methoden:

„[...] Daß es zur Einführung einer guten Familienpflege nicht einer durch vielhundertjährige Tradition vorgebildeten Bevölkerung bedarf, beweist das Beispiel von Liernaux in Belgien und Dun-sur-Auron im französischen Département Cher [...]“

wirbt Alt.²⁸ Und im Schlußwort dann kommen die Alt'sehen Ambitionen selber zur Sprache, freilich ohne daß dabei Roß und Reiter benannt würden:

„Auch in Deutschland ist ja schon mancherorten ein befriedigender und verheißungsvoller Anfang gemacht, geeigneten Kranken die Wohltat des Familienlebens zu Teil werden zu lassen. Eine zahlenmässig zu Buche schlagende Entlastung der Anstalten durch die Familienpflege werden wir erst dann zu gewärtigen haben, wenn, wie ich an vorerwähnter Stelle des Näheren ausgeführt, in geeigneten ländlichen Gegenden kleine Centralen als Ausgangspunkte für diese freieste Verpflegungsform gegründet werden. Denn die Bevölkerung in der Nähe der grossen Anstalten ist meist wenig geeignet und gewillt zur Ausübung dieser praktischen Bethätigung werkfreudiger Nächstenliebe, und die Directoren der grossen Anstalten sind meist zu sehr mit Arbeiten aller Art überladen, um auf die Einführung und Ueberwachung einer grösseren Familienpflege genügende Zeit und Sorgfalt verwenden zu können.“²⁹

Mit seinem Bericht aus dem wallonischen Liernaux liegt eine Gegennarration durch denselben Autor vor, die genauere Aussagen über die Absichten

25 Alt, Gheel (Anm. 18), S. 11.

26 Die Einschränkung auf die maskuline Form des Substantivs ist hier gerechtfertigt.

27 Zum sog. Unglücksfall der Schwangerschaft einer Patientin siehe Alt, Gheel (Anm. 18), S. 11, für das Zitat S. 24. Zur Kritik an der (zeitgenössischen) Psychiatrie siehe H.-P. Schmiedebach, Eine „antipsychiatrische Bewegung“ um die Jahrhundertwende, in: M. Dinges (Hrsg.), *Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich* (ca. 1870–1933), Stuttgart 1996, S. 127–159.

28 Alt, Gheel (Anm. 18), S. 31. Auch die Einrichtung im *Cher* kannte Alt persönlich.

29 Ebenda, S. 32.

Alts erlaubt. Die Etablierung der psychiatrischen Familienpflege war in Lierneux aus ethnischen Gründen gefordert worden.³⁰ Vieles, was von Alt über die Einrichtung der Wohnungen für Pfleglinge, über den administrativen Rahmen oder die Kosten der Versorgung, wie auch über den positiven ökonomischen Effekt der Etablierung der Familienpflege für die Region gesagt wurde deckt sich mit seiner Beschreibung von Gheel. Aber mit vergleichbar offenem Ton spricht er in Lierneux die Schwierigkeiten mit potentiellen Gastfamilien an, gerade in der Gründungsphase:

„[...] Man hielt es [vor der erfolgreichen Gründung, T. M.] für ausgeschlossen, daß die auch dazu etwa bereitwilligen Familien auf die Dauer sich die ständige Controle und Besichtigung ihres Heims und Haushaltes gefallen liessen, die allerdings nicht zu umgehen seien im Interesse der Kranken, für welche man sogar mit Recht einen besseren Schlafraum, bessere Ernährung und grössere Sorgfalt beanspruche, wie für die eigenen Familienmitglieder [...]“.

Die Psychiatrie wird von außen offensichtlich nicht als Wissenschaftspraxis wahrgenommen, sondern vielmehr als wohlfeile Projektionsfläche für Vorstellungen von Aberglauben und verklausulierten, sozialen Ängsten.

„[...] Die wohlhabenderen und gebildeteren Leute der Gemeinde erhoben – wie das übrigens später auch bei der Gründung der französischen Kolonie Dun sur Auron geschah – energisch Protest gegen die Zuziehung von Kranken, von denen sie eine Störung ihrer Behaglichkeit befürchteten, und der Bürgermeister der Gemeinde erklärte anlässlich des erstmaligen Orientierungsbesuches der mit der Beaufsichtigung und Regelung des Irrenwesens der Provinz betrauten, sogenannten *Députation permanente* auf das bestimmteste: „Nichts ist ansteckender als Geisteskrankheit und so lange ich Bürgermeister bin, kommt kein Geisteskranker nach Lierneux“ [...]“.

Erst als Geldzahlungen und patriarchale Medizinalautorität entschieden ins Spiel gebracht werden, gestaltet sich das Planungsverfahren gegen den Widerstand begüterter Anwohner realisierbar:

„[...] Selbst manche der vordem heftigsten Gegner schrieben sich in die Anwärterlisten zur Erlangung von Pfleglingen ein und konnten die Zeit kaum erwarten, bis ihnen Kranke zugeführt wurden. Gewiss ein überraschend schneller Erfolg, der allerdings nicht zum wenigsten der von Dr. Peeters geübten Vorsicht zu danken war [...]“.³¹

30 Für die Zitate hier, sowie in den folgenden beiden Absätzen siehe Alt, Lierneux (Anm. 18), S. 1,2,6-7.

31 Peeters, wie erwähnt Direktor in Gheel, wählte die ersten wallonischen Patientinnen und Patienten in Gheel aus und überwies sie nach Lierneux. Für das Zitat siehe Alt, Lierneux (Anm. 18), S. 8.

Hinsichtlich des Maßes der Medikalisierung von Patientinnen und Patienten beziehungsweise der Dimension ärztlicher Kontrolle und Machtausübung bedeutete die Unterbringung in Familienpflege nach dem Modell in Gheel, in Lierneux und in einem Teil der Versorgungsstrukturen in Uchtspringe eine Einbuße, die Alt formuliert. Die Ausübung von Macht und die Herstellung öffentlicher Ordnung waren dem Reformier regelrecht ein persönliches Anliegen, könnte man argumentieren. Im Vergleich zum zeitgenössisch vorherrschenden Modell „Irrenanstalt“ deutet die zeitgenössische Charakterisierung der Familienpflege als „offene psychiatrische Pflege“ allerdings auf graduelle Unterschiede hin, die nicht außer acht gelassen werden sollten.³²

Angesichts der hohen Suizidrate in Liernieux führt Alt seine Kontrollvorstellungen genauer gewichtend aus.

„[...] Ohne die Wohltat der Familienpflege irgendwie gering anzuschlagen, muss man doch auch die Erfolge einer geordneten klinischen Behandlung und Pflege in acuten Fällen, sowie bei hochgradiger Hilflosigkeit nicht unterschätzen. Die Psychiatrie darf eben nicht einseitig *ein* [Hervorhebung K. Alt] System bevorzugen und darüber andere vernachlässigen, sondern sie hat jedem Kranken den gerade für seinen Zustand bekömmlichsten Aufenthalt zu verschaffen. Wer die Segnungen guter, moderner Anstalten aus eigener Erfahrung kennt, wird die Ansicht des dortigen Direktors daß 60 % aller der öffentlichen Fürsorge bedürftigen Geisteskranken in Familienpflege sein können, nicht ganz teilen [...]“³³

3. Das Transferziel: Konrad Alts Initiativen in der Provinz Sachsen

Wo immer Alt tätig wurde, ob in Gardelegen, Jerichow oder Wilhelmseiche, ist eine Annäherung an die belgischen Vorbilder erkennbar. Der Lebensraum der jeweiligen Patienten dieser Einrichtungen glich im Vergleich immer deutlicher dem einer ländlichen Siedlung bzw. immer weniger der durch eine Zentralanstalt vorgegebenen Umwelt industrieller Organisationslogik. Entsprechend nahmen Bedeutung und vor allem Wirkmacht der zentralen Anstalt und ihr Einfluß auf das tägliche Leben der Familienpfleglinge ab, ohne freilich je ganz aufzuhören. Sowohl das spezielle Bauprogramm³⁴, als

32 Siehe T. Müller, Reisende Psychiater. Zum Transfer medizinischen Wissens unter europäischen Ärzten im späten 19. Jahrhundert, in: A. Banerkämper/H.-E. Bodeker/B. Struck (Hrsg.), Die Welt erfahren. Reisen als Kulturkontakt, Frankfurt a. M. 2004, S. 265-292.

33 Diesen Beschreibungen ist zu entnehmen, daß in Lierneux neben den katholischen Pfleglingen auch evangelische und jüdische Pfleglinge aufgenommen wurden, was auch für Gheel bekannt ist; Alt, Lierneux (Anm. 18), S. 21.

34 Hier und im Folgenden siehe K. Alt, Allgemeines Bauprogramm für ein Landesasyl zur ausgedehnten Einführung der familiären Irrenpflege nebst Bemerkungen über

auch die Gestaltung der Krankenpflege-Ausbildung,³⁵ besonders aber die zusammenhängende Entwicklung einer dauerhaften Ansiedlung von Pflegern mit der Professionalisierung ihrer Arbeit sind Altsche Transfers und in Deutschland Neuerungen. Bis hin zum Verfahren des Anwerbens neuer Pflegefamilien und deren Vergütung wurden dafür nachweislich ausländische Erfahrungen genutzt.

In Uchtspringe selbst brachte Alt zunächst nur Männer in Familienpflege unter, dies ab 1896, also in einer an ein Krankenhaus gebundenen Familienpflege-Form (Familienpflege vom sog. Adnextyp). In Gardelegen, das 14 Kilometer entfernt ist, wurden ab 1898 Patienten zur Familienpflege an eine sogenannte Ambulanz abgegeben, zunächst nur Frauen. Diese Aufteilung nach dem Geschlecht der Patienten, die später auch in Ostpreußen übernommen wurde, stellte gleichzeitig eine Abwandlung von belgischen „Vorbildern“³⁶ mit eine Parallele zu den Neu-Etablierungen der Familienpflege in Zentral-Frankreich dar. Bei der Dépendance im 30 Kilometer von Uchtspringe entfernten Jerichow wiederum handelte es sich um ein sog. Landasyl. Neben der Kernanstalt in Uchtspringe und dem Ableger in Gardelegen gestaltete sich die Familienpflege in Jerichow am ehesten wie im flämischen Gheel, deren Familienpflege-Form in der Literatur hin und wieder als „Konzentrationsstyp“ bezeichnet wurde.

4. Konrad Alts Position im internationalen Zusammenhang und seine Initiativen in der Perspektive ausländischer Akteure

Alt hielt am 5. September 1907 einen Lichtbild-Vortrag in Amsterdam, Auftritte in Antwerpen,³⁷ Mailand³⁸ und Berlin³⁹ sind dokumentierbar. Eine

die erstmalige Organisation derselben und Bestimmungen für die Pfleger, Halle 1900, S. 43-69.

35 K. Alt, Beitrag zur Wärterfrage mit Berücksichtigung der familiären Irrenpflege, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 1 (1897) S. 435-455, sowie Alt, Bauprogramm (Anm. 18), S. 43-69.

36 Vgl. Alt, Lierneux, Gheel (Anm. 18).

37 K. Alt, Die familiäre Verpflegung der Kranksinnigen in Deutschland. Vortrag gehalten 1902 zu Antwerpen (Anhang: Erster amtlicher Bericht über das provisorische Landesasyl zu Jerichow und die dortige Familienpflege), Halle, 1903, sowie ders., Zum Antwerpener Kongreß, in: Die Irrenpflege 6 (1902) S. 133-138.

38 K. Alt, Weiterentwicklung der familiären Verpflegung der Kranksinnigen in Deutschland seit 1902. Referat erstattet auf dem internationalen psychiatrischen Kongreß in Mailand 1906, Halle, 1907.

39 K. Alt, Vortrag (o. T.) anlässlich der Eröffnung des internationalen Kongresses zur Fürsorge für Geistes-, Gemüts- und Nervenranke zu Berlin, 2.-10. Oktober 1910, Berlin 1910.

quantitative Auswertung des überlieferten Publikationsbestands Konrad Alts zeigt, daß sich circa 70 Veröffentlichungen mit der Unterbringung bzw. der psychiatrischen Versorgung beschäftigen, vordringlich in Form der Familienpflege.⁴⁰ Andere Wortmeldungen betreffen pharmakologische und nosologischen Fragestellungen. Alt fungierte als Herausgeber einer Fachbuch-Reihe, der Zeitschrift „Die Irrenpflege“ sowie Mitherausgeber der namhaften „Psychiatrischen Wochenschrift“. An dem Willen, von sich reden zu machen kann es Alt demnach nicht gefehlt haben. Und seine Anstrengungen blieben nicht ohne Wirkung.

Nach Uchtspringe wurde die Familienpflege auch im ostpreußischen Tappiau⁴¹ in einer ländlichen Umgebung etabliert.⁴² In Berlin und Leipzig entstanden dagegen Varianten im städtischen Umfeld. Nach Konrad Alts Plänen für Uchtspringe wurden – zumindest aus heutiger Lokalperspektive betrachtet – Anstalten im Elsaß, in Rußland bzw. später der Sowjetunion, und anderen Orten gebaut.⁴³

Bei aller Internationalität war Alt dennoch im Sinne des zeitgenössischen deutschen Bürgertums stets betont deutschnational in jenen vorbereitenden Jahren des Ersten Weltkriegs:

„[...] In der That hat die freie Behandlung in den modernen deutschen Irrenanstalten, zumal denen mit colonialem Charakter, eine geradezu erstaunliche Ausdehnung und Vollkommenheit erlangt, wie dies auch von den Ausländern neidlos anerkannt wird. Und diese weitgehende Durchführung der freien Irrenbehandlung in Deutschland bedeutet einen culturellen Fortschritt, der zur Würdigung deutscher Geistes-Arbeit im Ausland nicht wenig beigetragen hat.“⁴⁴

Selbst die Tatsache, daß in den Therapiesystemen anderer Länder bereits deutlich vor dem des Deutschen Reiches Familienpflege-Konzepte erarbeitet und umgesetzt wurden, erfährt in Alts Schriften eine nationale Wendung, auch wenn dadurch der deutsche Rückstand bei der Einführung von Familienpflege – gelinde gesagt etwas überraschend – als u. U. notwendige Folge allgemeiner deutscher Überlegenheit erklärt wird:

40 So gab Alt beispielsweise auch ein Reglement für die sogenannten Gastfamilien heraus. Die „Anweisung für Pfleger“ findet sich nachgedruckt in: Schmidt-Michel, *Geschichte Familienpflege* (Anm. 3), S. 53-55.

41 K. Thomas/W. Masser, *Landesheilanstalt Uchtspringe (Altmark)*, in: *Kranken-, Heil- u. Pflege-Anstalten der Provinz Sachsen, Düsseldorf*, 1929, S. 57.

42 Schmidt-Michel, *Geschichte Familienpflege* (Anm. 3), 1993, S. 45-49.

43 H. Wendt, *Gedanken zu 100 Jahre Uchtspringe*, in: *100 Jahre Landeskrankenhaus, Uchtspringe 1994*, S. 3-13.

44 Hier und für die beiden folgenden Zitate siehe Alt, *Weiterentwicklung* (Anm. 38), S. 11.

„Vielleicht gerade deshalb, weil die freie Behandlung in vielen unserer Anstalten eine ziemlich vollkommene ist, da ihre denkbar weitgehende Ausbildung und Durchführung in den Anstalten unserer besten Irrenärzte Lebensaufgabe wurde, wollte eine Form der freien Irrenverpflegung in Deutschland nicht recht an Boden gewinnen, obwohl sie in Belgien und Schottland schon lange in grossem Umfange eingeführt ist und auch bei uns an einigen Orten aner kennenswerte Bewährung gefunden hat, die sogenannte familiäre Irrenpflege oder kurzweg die Familienpflege“.

Frankophone wie österreichische Reisende machten nichtsdestoweniger Uchtsprünge wie vormalig Gheel zum Pilgerort einer als modern verstandenen Psychiatrie. Einem französischen Reisebericht verdanken wir denn auch die schillernde Beschreibung der durch Alt kreierten ländlich-wissenschaftlichen Kontrollidylle:

„Das Gebäude für allgemeine Versammlungen umfasst einen großen Saal für Feste und Repräsentationen, Konzerte etc. [...] im Sommer begeben sich die Kranken, begleitet durch das Wartepersonal, zu einem Umzug, die Gedanken bei der Musik, hin zu einem Waldfest, wo verschiedene Spiele bereits vorbereitet sind, wie Tauziehen, Marionettenspiele, Holzpferde, von Eseln gezogene Kutschen für die Kinder. Die Apotheke, die Laboratorien der Chemie, der Bakteriologie, der Serologie [...] sind besonders gut eingerichtet. Bevor ich in Uchtsprünge ankam, verbrachte ich einige Tage in der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik von Professor Ziehen, in Berlin [...] und, ich war wirklich überrascht, in der agricolen Kolonie von Uchtsprünge Installationen und eine Organisation der wissenschaftlichen Forschung und Therapie vorzufinden, die absolut nichts zu wünschen übrig ließ [...].“

so der Schweizer Ladame.⁴⁵ Der niederösterreichische Fachreferent Gerényi entwickelte angesichts von Alts Vorbild schließlich die – zunächst für seinen Zuständigkeitsbereich formulierte – Vision, „mit der Errichtung neuer grosser Irrenanstalten zu brechen und die Zukunft des Irrenwesens ausschliesslich auf die Familienpflege zu begründen“. Das war im zeitgenössischen Kontext nichts weniger als ein Paukenschlag. Die Familienpflege sollte demnach die 1902 noch allerorten im Bau befindlichen Grossanstalten glattweg ersetzen. Das ging weit über alles hinaus, was die Mehrheit deutschsprachiger Psychiater der Zeit unter ihnen auch Alt selber der Familienpflege an Bedeutung zumaßen bzw. zumessen wollten. Andererseits war sich Alt auch nicht für den minderen Affront zu schade, zumindest vor der Errichtung immer größerer Anstalten,⁴⁶ deutlich zu warnen.⁴⁷

45 P.L. Ladame, Une visite à la colonie agricole d'Uchtsprünge, *Annales médico-psychologiques* 69 (1910), S. 230-249, für die Zitate S. 231, 233-234, 236 (Übersetzungen durch den Verfasser).

46 Blasius, Seelenstörung (Anm. 2), S. 80-116.

5. Restüme

In Überblicksarbeiten zur Entwicklung der Familienpflege nach Alt wird die in deutschsprachigen Ländern etablierte Form der Familienpflege häufig als „Adnextyp“ bezeichnet.⁴⁸ Andere Typen der Familienpflege werden ebenso formelhaft Nationen oder Ländern zugeordnet, wie beispielsweise „Konzentrationstyp“ zu Belgien oder „Dispersionstyp“ zu Schottland. Im Vergleich mit Einrichtungen im deutschsprachigen Raum handelt es sich bei Konrad Alts Initiativen in Uchtspringe jedoch um charakteristischerweise unterschiedliche Modelle und variierende Beiträge. Ihre heterogene, sich dynamisch entwickelnde Konzeption entzieht sich einer starren Typologie. Sie weist schlicht Charakteristika aller drei unterschiedenen Familienpflege-Typen auf.

Angesichts der Skizze zu Alts Rollenverständnis in dieser Entwicklung erscheint es angemessener, den internationalen professionellen Kontakten bzw. Netzwerken größere Aufmerksamkeit zu schenken. Nationale Muster sind dabei für ein adäquateres Verständnis von Wandel im Medizinalbereich kaum hilfreich. Das könnte anhand der Kollegen Alts Albrecht Paetz, Psychiater in Alt-Scherbitz, oder des Wiener Arztes Jaromir Freiherr von Mundy ähnlich deutlich gemacht werden.⁴⁹ Der persönliche Kontakt, der Besuch vor Ort und überregionale Elemente der beruflichen Fortbildung führten zu einer Entwicklung von Wissen, das charakteristischerweise aus Kontexten über nationale Grenzen hinweg entstand. Nach der Phase forcierter Umsetzungsversuche der Familienpflege in Deutschland bis 1910, und einem erneuten quantitativen Zuwachs dieser Versorgungsform, bis 1934⁵⁰ verursachte die ‚Gesundheitspolitik‘ des Nationalsozialismus einen völligen Niedergang der Familienpflege.⁵¹ Tausende von Menschen wurden anhand psychiatrischer

47 K. Alt, Wie groß sollen neue öffentliche Gehirnkrankenanstalten gebaut werden?, in: Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 4 (1902) S. 41-48.

48 So zum Beispiel E. Bufe, Die Familienpflege Kranksinhiger. Geschichte, Wesen, Wert und Technik, Halle 1939, S. 12-13. Auch in der jüngeren Sekundärliteratur findet sich diese Typologie, wie bei T. Held, Psychiatrische Familienpflege, Stuttgart 1989, S. 4-10.

49 T. Müller, Jaromir von Mundys (1822–1894) Beitrag zur Debatte um die psychiatrische Familienpflege – und die Folgen, in: G. Nissen/B. Holdorff (Hrsg.), Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für die Geschichte der Nervenheilkunde, Bd. 9, Würzburg 2003, S. 179-196.

50 T. Beddies/H.-P. Schmiedebach, Die Diskussion um die ärztlich beaufsichtigte Familienpflege in Deutschland, in: Sudhoffs Archiv 85 (2001) S. 82-107.

51 Zu Uchtspringe siehe bei K. Synder, Patientenschicksale 1933 bis 1945 in der Landesheilanstalt Uchtspringe oder Wie sich erinnern?, in: 100 Jahre Landeskrankenhaus Uchtspringe, Uchtspringe 1994, S. 14-25.

Diagnosen wieder zusammengefaßt, zunächst sterilisiert und später ermordet.

Die Wirkung auf die Familienpflege in beiden deutschen Staaten ist bis weit in die 1980er Jahre hinein dokumentierbar. Die Entwicklung im deutschsprachigen Raum unterscheidet sich dabei grundsätzlich von der im belgischen oder französischen, wo an einigen Orten sogar ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag das System der Familienpflege weiterentwickelt werden konnte. In das Konzept der im heutigen Geel angewendeten psychiatrischen Familienpflege wurden auf diese Weise erfolgreich umfangreiche Erkenntnisse aus Medizin, Psychotherapie wie auch aus den Sozialwissenschaften integriert, die in den letzten Jahren wiederum vermehrt in Deutschland zur Anwendung kommen.⁵²

Ein erklärtes Ziel der familienpflegerisch engagierten Psychiater und anderer Beteiligter bestand zur ersten Gründungszeit in der Verbesserung der Versorgung psychiatrischer Patienten. Durch eine Reihe von psychiatrie-historischen Forschungsbeiträgen seit den 1970er Jahren, wie u. a. den Arbeiten Michel Foucaults, ist deutlich geworden, daß dies nicht etwa eindimensional als „Fortschritt“ gelesen werden kann. Normierung wurde durch Ansätze der Familienpflege nicht ausgesetzt, aber sie wandelt sich. Die Abschaffung der sog. Zwangsjacke in der Psychiatrie – im Untersuchungszeitraum beileibe noch nicht flächendeckend – bedeutet keineswegs das Ende von Disziplinierungsmaßnahmen. Ein weiterer Anstoß der Arbeiten Foucaults⁵³ besteht in einer durchaus angebrachten Vorsicht gegenüber den „Heilungsversprechen“ der Psychiatrie, und dem schonungslosen Aufdecken von Eigeninteressen therapeutisch Handelnder. In diesem Sinne war die Medizin im Nationalsozialismus nicht einfach ein „Rückfall“.

Die psychiatrische Familienpflege stellt keine fehlerlose, makellos humane Verpflegungsform dar. Gewalttätige Übergriffe auf die sog. Pfleglinge, auch – jedoch nicht nur – in Form sexueller Übergriffe, die Ausbeutung ihrer billigen Arbeitskraft, wie auch Nachteile durch mitunter unzureichende medizinische Versorgung, konnten weder durch ihre Gründungsväter, noch in der späteren Praxis ausgeschlossen werden.

An vielen Orten in Europa ergänzte die Familienpflege seinerzeit die „Versorgung zu Tausenden“ in sog. „Irrenanstalten“, an einigen Orten löste

52 J. L. Goldstein/M. M. L. Godemont, The Legend and Lessons of Geel, Belgium: A 1500-Year-Old Legend, a 21st-Century Model, in: *Community Mental Health Journal* 39 (2003) S. 441-458; H. G. Matheussen, Familienpflege Ende des 20. Jahrhunderts, in: J. Becker (Hrsg.), *Familienpflege in Europa*, Hasselt 1997, S. 40-43.

53 M. Foucault, *Histoire de la Folie à l'Age classique*, Paris 1961. Dt.: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt a. M. 1969, 11. Aufl. 1995.

sie diese regelrecht ab. Das historische Beispiel Familienpflege verdeutlicht, in welchem Maße politische Absichten in der Entwicklung der Psychiatrie ausschlaggebend waren. Erst in den späten 1980er Jahren wurde beispielsweise die Familienpflege in Deutschland wieder in größerem Stil eingeführt und weist seitdem im internationalen Vergleich wieder erhebliche Zuwachsraten auf.⁵⁴ Während der Jahre gewaltsamer Auflösung und des nachfolgenden Stillstands in Deutschland haben sich die belgischen und französischen Einrichtungen bezeichnenderweise kontinuierlich weiterentwickeln können, obwohl sie in der Kernperiode der deutschen PatientInnenmorde unter deutscher Besatzung und Verwaltungsaufsicht standen.

Kontextualisierende Untersuchungen, wie der hiesige Versuch einer Mikrostudie von Alts Rollenverständnis können unser Wissen über Transfers, ihre Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der *longue durée* wesentlich präzisieren – gerade im Hinblick auf jene noch kaum verstandenen „Nacibargesellschaften, die sich ununterbrochen gegenseitig beeinflussen“.⁵⁵

54 Siehe u. a. P. Stolz, Psychiatrische Familienpflege – nur ein kostengünstiger Versorgungsbaustein?, in: Fontane-Klinik Motzen (Hrsg.), Zehn Jahre Psychiatriereform in den neuen Bundesländern, Motzen 2001, S. 56-64. M. Konrad/P.-O. Schmidt-Michel, Psychiatrische Familienpflege-Überblick in der BRD. Stand der Forschung, in: Nervenheilkunde 6 (1987) S. 265-273.

55 M. Bloch, Pour une histoire comparée des sociétés européennes (1928), in: ders., *Mélanges historiques*, Bd. 1, Paris (1983). Dt. in M. Middell/S. Sammler (Hrsg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der «Annales» in ihren Texten 1929-1992*, Leipzig 1994, S. 121-167, für das Zitat S. 125.

Martin Krämer-Liehn

Werkstätten der Transformation – eine Problemskizze zu Arbeitskultur und Entscheidungsgewalt in revolutionären Belegschaften (Char'kov 1917–1927, ČSR 1945–1948, Kuba 1959–1962)¹

„I do not see class as a ‘structure’, nor even as a ‘category’, but as something which in fact happens (and can be shown to have happened) in human relationships. [...] Class is defined by [wo]men as they live their history [...]. Their communitarian ideals may have been fantasies. Their insurrectionary conspiracies may have been foolhardy. But they lived through these times of acute social disturbance, and we did not. Their aspirations were valid in terms of their own experience [...].

Causes which were lost in England might, in Asia or Africa, yet be won.“

E. P. Thompson, Making the English working class, New York 1963, S. 9, 11 und 13.

Zucker...

... sei ein kaum zu überschätzender Faktor im körperlichen Niedergang der englischen Arbeitsklasse, konstatiert George Orwell in bemerkenswert bitterem Ton 1936. „Run out and buy us a twopenny ice-cream“, sei der billige Traum von ausreichender Ernährung, der in der Praxis der englischen Vorstadtslums letztlich auf sein Gegenteil hinauslaufe. „Unemployment is an endless misery that has got to be constantly palliated, and especially with [sugared] tea, the English man’s opium. [...] Sugared tea doesn’t nourish you to any extent, but [it is] nicer. [...] The most obvious sign of under-

1 Der hier erläuterte Projektansatz wurde am 8. Mai 2003 bei Klaus Tenfelde am Institut für Soziale Bewegungen in Bochum diskutiert, am 12. Mai 2003 bei Jürgen Kocka am Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas der FU Berlin und am 12. Juli 2003 bei Hans Medick am Max Planck Institut für Geschichte in Göttingen. In allen drei Gesprächsrunden sind wichtige neue Fragen und Aspekte deutlich geworden, auf die im hier vorliegenden Text ausführlich eingegangen wird. –

Zusätzlich zum Comparativstandard werden in diesem Beitrag bisweilen die Verlage mit angegeben, um grau: Literatur und diesbezügliche Graustufen besser kenntlich zu machen, die eine wichtige Rolle bei den hier behandelten Fragen von Publikationsinteresse und Erkenntnis spielen. Wo immer eine Wissenschaftlerin durch die seriellenübliche Abkürzung ihres Autorinnenvornamens im männlichen mainstream unterzutauchen droht, wird im folgenden versucht, mit vollen Namen im Text die genderinclusiveness der zitierten Lektüre angemessen zu dokumentieren.

nourishment is the badness of everybody's teeth", konstatiert der Chronist in „The Road to Wigham Pier“.²

Warum scheint in der Arbeiterbewegung und bei ihren wenigen gewissenhaften Beobachtern, zu denen George Orwell wohl zu zählen ist, schon vor dem Beginn der Moskauer Prozesse ein Zustand eingetreten zu sein, dem Wilhelm Raabe ein halbes Jahrhundert vorher für die bürgerliche Welt in Form eines eindringlichen Stoßseufzers Ausdruck verliehen hatte: „unsere tägliche Illusion gib uns heute“?³

Fragen an die Weltgeschichte der ArbeiterInnenbewegung

Die Untersuchungen, die es im folgenden vorzustellen gilt, handeln von russisch-ukrainischen (1917 ff.), tschechischen (1945 ff.) und kubanischen (1959 ff.) Belegschaften, die offensichtlich ihre Zähne nicht verloren hatten mit billigem Ersatz. Drohende Beschäftigungslosigkeit und die materielle Verelendung innerhalb ihrer alten Arbeitsverhältnisse provozierten sie zur sozialen Initiative. Oft war es nicht mehr als der Mut der Verzweiflung, der es ihnen ermöglichte die Umstände ihrer Arbeitsstätten in die eigene Hand zu nehmen. War es aber soweit gekommen fanden sie sich inmitten eines kreativen Dilemmas, von dessen Ausgang ihr Überleben abhängen konnte. Der tödliche Ernst der Lage mit dem sie sich konfrontiert hatten, war ihnen aus dem vorhergehenden Fabrikregimen in der Regel vertraut. Nicht vertraut dagegen waren ihnen die neuartigen Notwendigkeiten, Prioritäten der Produktion, Regelungen – meist eher Stillhalteabkommen – über die Fragen von Entscheidungsgewalt und Arbeitskultur in ihrem Betrieb auf scheinbar eigene Faust festzulegen. Fassen wir die Verlaufsformen dieser Arbeitskonflikte, deren soziale Kreativität bisweilen verblüfft, in unterschiedlichen Konstellationen und Situationen des 20. Jahrhunderts ins Auge, drängt sich eine grundsätzliche Frage auf: Warum treten z. B. an drei entscheidenden Wendepunkten der WeltarbeiterInnengeschichte des 20. Jahrhunderts, zu ihrem Beginn mit der russischen Revolution,⁴ bei deren Übergreif bis nach Mitteleuropa 1945 und weiter in die westliche Hemisphäre, genauer nach Kuba 1959, stets Selbstverwaltungsräte als betrieblich-gesellschaftliche Organisa-

2 Aufsatz von einer Reise durch Lancashire und Yorkshire vom 30. Januar bis 2. April 1936; E. A. Blair [*Pseudonym*: George Orwell], *The Road to Wigham Pier*, London (Left Book Club [Penguin]) 1937 [Neuausgabe 1989, S. 88-89].

3 Ernst Bloch bezog sich auf diesen Wendepunkt im Gespräch mit Theodor W. Adorno über die soziale Utopie nach dessen Übersiedlung von Leipzig nach Tübingen, im Tondokument H. Krüger [Gesprächsleiter], „Etwas fehlt ...“ – Über die Widersprüche der utopischen Sehnsucht. Ernst Bloch im Gespräch mit Theodor W. Adorno, 1964; in Schriftform von R. Traub/ H. Wieser (Hrsg.), *Ein Gespräch mit Theodor W. Adorno* 1964, in: *Gespräche mit Ernst Bloch*, Frankfurt a. M. 1978, S. 58.

tionsform in Erscheinung, die in den entscheidenden Wochen und Monaten entgegen allen externen Rollenzuschreibungen selbst zu einem Subjekt der gesellschaftlichen Umwälzung avancieren? Ob *FabZavKom* im revolutionären Char'kov, *Závodný Rady* im Gebiet des tschechischen Aufstands oder *Comités de taller* auf Kuba, in der sozialen Revolution, die die militärischen Machtwechsel asynchron begleitet und im wesentlichen überlagert, spielen sie entscheidende Rollen. So unterschiedlich ihre Vorgeschichte, ihre historischen und sozialen Grundlagen und Entstehungsanlässe auch sind, so erlangen sie im Höhepunkt ihrer gesellschaftlichen Definitionsmacht doch eine verblüffende Parallelität. Wiederum gehen die weiteren Entwicklungsverläufe in schwerlich vergleichbare, unterschiedliche Richtungen: ihre nachfolgenden Einbindungen, Umbildung oder Zerschlagung im Anschluß an die revolutionäre Machtkonsolidierung ist wie ihre Vorgeschichte ein dialektisches Spottlied auf vermeintlich geradlinige materialistische Tendenz. Für die Zwischenzeit aber, die gesamtgesellschaftliche Werkstattssituation, entsteht das Bild einer strukturell konvergenten Analogie, die unsere auf Dissonanz geschulten Sinne in mehrerer Hinsicht aufhören läßt.⁵

Die Wiederentdeckung des Materiellen

Wäre also – nach mehr als einem Jahrzehnt „Krise der Paradigmata“ – die Frage zu stellen nach einer materiellen Tendenz in der Entwicklung kapitalistischer Produktionsverhältnisse des einen Weltmarkts, über alle Kulturalismen und berechtigten Dekonstruktionsübungen hinaus? In seinem programmatischen Aufsatz für „New Labor History“ wagte der US-Amerikaner Wil-

4 Zugrundegelegt wird hier das Konzept eines langen 19. Jahrhunderts bis in die russischen Ereignisse 1917, vgl. deren Bedeutung nach M. Hildermeier, *Die Russische Revolution, 1905–1921*, Frankfurt a. M. 1989, S. 307.

5 Beispiel für eine Analogie oder Konvergenz in der biologischen Evolutionstheorie ist z. B. die formale Ähnlichkeit der Grabschaukeln von Maulwurf und Maulwurfsgrielle: unterschiedliche Entwicklungswege bringen für dieselbe Aufgabe ähnliche formale Lösungen hervor. Konvergente Merkmale (z. B. die Flossen von Wal und Hai) werden in der klassischen Evolutionstheorie als das Ergebnis der Anpassung an gleichartige Umweltbedingungen verstanden und erklärt. Eine Entscheidung, welche Merkmale Homologien verkörpern und welche konvergent entstanden sind, läßt sich dieser Konzeptionalisierung nach interessanterweise „oft nur durch theoretische Überlegungen und Merkmalsgewichtungen entscheiden, nicht aber durch bloße ‚theoriefreie Beobachtungstatsachen‘“ (G. Osche, *Evolution. Grundlagen, Erkenntnisse, Entwicklungen der Abstammungslehre*, Freiburg 1979, S. 53-56). In keiner Weise soll hier Analogien zwischen Biologie und Gesellschaftsentwicklung das Wort geredet werden, vielmehr interessieren uns Erfahrungen mit der Operationalisierbarkeit ordnender Konzeptionen in einem entfernten aber empirisch ebenfalls hochkomplexen globalen Feld geschichtsförderiger Phänomenologie.

liam Rosenberg jüngst auf diese Frage ein vorsichtiges, diskursanalytisch gegen ahistorische Essentialismen gewissermaßen durch langjährige Exerzitionen gefeites „Ja“, auch wenn seine eigene Quellenbasis dafür zunächst nur die Selbstverwaltungsorgane Russischer EisenbahnerInnen von 1917 einbezieht.⁶ An anderen „cutting edges“ ist man weniger zaghaft, den Schrott des Kalten Krieges beiseite zu räumen. Weltgeschichte der ArbeiterInnenemanzipation macht als Forschungsgebiet seit Seattle 1999 nunmehr jährlich registrierbare Fortschritte. Weniger owenistisch inspirierte Ansätze als der von Rosenberg und mir über Selbstverwaltungsrealitäten scheinen im Augenblick sogar schneller zum gemeinsamen Ziel zu kommen. Es gilt, anhand des Quellenreichtums kompromißlos global und kosmopolitisch denken zu lernen, d. h. witzigerweise, unseren ProtagonistInnen selber ähnlicher zu werden. Es gibt mittlerweile weltweite Untersuchungen zur Streikbewegung unter maritimen Arbeitern chinesischen Hintergrunds.⁷ Der maßgebliche US-Historiker der ArbeiterInnenbewegung David Montgomery erwartet wesentliche Neuerungen durch laufende Studien von Dockarbeitern im Globalen Zusammenhang.⁸ Methodisches Neuland wurde anhand von US-Emigration und Reimmigration⁹ für finnische¹⁰ und jugoslawische Weltgeschichte der ArbeiterInnenbewegung erschlossen.¹¹ Zur finnischen Migration zwischen

-
- 6 W. Rosenberg (Ann Arbor) persönliche Mitteilung vom 7. April 2004; vgl. W. G. Rosenberg: Some Observations on the Question of „Hegemonic Discourse“: Language and Experience in the Scripting of Labor Roles, in: M. Melancon/A. K. Pate (Hrsg.), *New Labor History: Worker Identity and Experience in Russia, 1840–1918*, Bloomington-Indiana 2002, hier S. 197 ff.
- 7 Vgl. dazu das Vorläuferprojekt des dazu recherchierenden New Yorker Historikers J. Kuo Wei Tchen, *Curating Local/Global Interventions: Liberating Spaces to Reimagine the New (Improved!) World Order*, in: *Museums and Global Public Spheres*, Bellagio (CSPS) 2002.
- 8 D. Montgomery (New Haven), persönliche Mitteilung vom 2. April 2004; Vgl. auch dazu das Vorläuferprojekt des in dieser Richtung recherchierenden indischen Historikers D. Menon, *Caste, Nationalism and Communism in South India: Malabar 1900–1948*, Cambridge 1994.
- 9 S. die Vielfalt an AutorInnen und Vorformen heute aktueller Ansätze bei D. Hoerder (Hrsg.), *Struggle a Hard Battle. Essays on Working Class Immigration*, DeKalb 1986.
- 10 Z. B. V. Lindstrom[-Best], *Defiant Sisters: A Social History of Finnish Immigrant Women in Canada*, Thunder Bay 1992.
- 11 Für den italienischen Remigrationskontext Donna Gabaccia/ F. Ottanelli (Hrsg.), *Italian Workers of the World*, Champaign 2001; in Frankreich s. Patrick Fridenson (Hrsg.), *Le Mouvement Social*, in: *CLIO, revue francophone d'histoire des femmes* 16 (2002) numéro 200; seit Jahren in innovativer Zusammenarbeit mit Madeleine Rébérioux, s. dies., *Notre nouvelle place dans l'atelier de l'histoire économique et sociale. Parcours engagés dans la France contemporaine*, Paris 1999.

Kanada, den USA und der UdSSR gibt es weitreichende Ansätze zur Charakterisierung ihrer Initiativen und Transfers in der Kooperativenbewegung.¹² SoziologInnen, die sowieso meist schneller in wichtigen neuen Thematiken und Methodiken heimisch sind als HistorikerInnen (oft aber auch wieder schneller die Brennpunkte verlassen), haben globale Fabrikarchäologie in beispielhaften Fällen regelrecht zu ihrem zweiten Zuhause werden lassen.¹³

Der hier vorgestellte Ansatz ist ein Versuch unter vielen, weniger bescheiden gesagt: er ist bloß ein Teil einer neuen Bewegung und entspricht ihren durchaus anspruchsvollen und neuen Erkenntnisbedürfnissen. Wenn er sich als unfruchtbar erweisen sollte werden andere Wege auf ein ähnliches Ziel hin bereits prominent erschlossen sein.

Versuch einer Zielbestimmung

Das Vorhaben scheint nach wie vor einen Versuch wert. Der interregionale und intertemporale historische Vergleich, so unsere Erfahrung in der Forschungspraxis der letzten Monate, bietet für eine methodisch angemessene Verifizierung oder Falsifizierung materialistischer Weltgeschichtsschreibung ein Mittel der Wahl.

Die einzelnen im hier vorgestellten DFG-Projekt untersuchten Belegschaften – jeweils vier Betriebe in den drei Feldern der Untersuchung¹⁴ – haben dem eingangs zitierten Konsumenten kubanischen und char'kover Zuckers in den englischen Arbeitersiedlungen (wie auch der aktuellen Bewegung gegen kommerzielle Globalisierung) genau genommen wesentliche Erfahrungen voraus. Unter anderem jene, die die Diskussionen der nennziger

12 Zur Kooperativenbewegung in finnisch-amerikanisch-sowjetischen Interferenzen, s. den Kreis um M. G. Karmi, z.B. A. Kostiainen, *Life Cycle History of Finnish Canadians*, in: *Journal of Finnish Studies*. Univ. of Toronto, Finnish Studies Program, No. 4 (2000), S. 63-65.

13 Leslie Salzinger wählte 4 Exportfabriken im Norden Mexikos und berichtet anschaulich von ihrem Ringen um analytische Einheit in der so provozierten phänomenologischen Vielfalt, dies. *Genders in Production. Making Mexico's Global Factories*, Berkeley/Los Angeles/London 2003, S. 10.

14 Die Felder der Untersuchung als Cluster: 1. CHAR'KOV 1917–1927: a) ChPZ: Lokomotivenfabrik, b) Gel'ferich-Sade: Landmaschinenfabrik, c) SachZav.: Rübenzuckerfabrik, d) städtische typographische Werkstätten; 2. westl. ČSR 1945–1948, a) Třinecké Železářny: Metallurgie Ostgrenze, b) Kladenské Železářny: Metallurgie Westteil, c) Baťa, Schuhfabrik, d) Textilwerke Varnsdorf; 3. KUBA 1958–1962, a) Central Soledad/Pepito Tey, Rohrzuckerwerk und –plantage, b) Bekleidungsindustrie Guanabacoa (werbl. Arbeitskraft), c) Imprenta Nacional (ehem. El País-Excelsior, Diario de la Marina): typographischer Komplex, d) Puerto de la Bahía de la Habana, Hafenanlagen von Havanna.

Jahre bis hinein in unsere gegenwärtigen Forschungsdesigns geradezu obsessiv dominierte: daß nämlich mit der konsequenten Übernahme ihrer Arbeitsstätten gleichzeitig eine neue Dimension von Rückschlägen möglich wird. Die hier vorgestellte Arbeit geht davon aus, daß keine Rückkehr zu den süßen, täglichen Illusionen des Hungerpastors und kein Aufgehen in ihren bürgerlichen Sublimationen, kein ahistorischer Essentialismus („Stalin hat dieses Kapitel ein für allemal geschlossen.“) und kein quellenferner diskursanalytischer Jargon („Im besten Fall können Sie sich selbst repräsentieren. Also machen Sie das bitteschön so elegant wie möglich.“) diesen Erfahrungen wirklich gerecht werden kann. Quellenvermittelte Zeugnisse aus dem Ringen um Selbstbestimmung im Arbeitsprozeß gehören im Gegenteil nach allen derzeitigen methodischen Errungenschaften einer in globalem Maßstab vergleichenden materiellen Geschichtsschreibung – einschließlich ihrer entangled histories und histoires croisées¹⁵ – aufgearbeitet. Sie gehören jenen verantwortlich vermittelt, die für unsere Existenz als gelehrte Schwätzer im Spätkapitalismus materiell aufkommen und nicht nur deswegen einen berechtigten Anspruch auf die ungeschminkten Früchte unserer Arbeit in verdaulicher Form haben.¹⁶

Ausgangspunkt

Das 21. Jahrhundert in dem, anhand dessen und für das wir unsere subjektive Beurteilungsfähigkeit erlangen, beginnt mit einer offenkundigen Krise im Selbstverständnis bürgerlicher Demokratie. Nach der Okkupation des Irak erwägen die neuen Besatzungstruppen ernstlich, ob man zum Aufbau eines Systems westlicher Volksherrschaft im Land überhaupt Iraker heranziehen sollte.¹⁷ Im Gegenzug wird nicht nur auf dem alljährlichen Weltsozialforum die Forderung nach umfassender Demokratisierung *aller* gesellschaftlichen

15 S. Zimmermann B., Institutions du travail et registres de l'action publique, in: B. Zimmermann/C. Didry/P. Wagner (Hrsg.), *Le travail et la nation. Histoire croisée de la France et de l'Allemagne*, Paris 1999, S. 147-152; B. Zimmermann, Work and Politics: Towards the End of National Hegemony?, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Entangled Histories and Negotiated Universals. Centers and Peripheries in a Changing World*, Frankfurt am Main/New York 2003, S. 236-259.

16 S. zur Praxis des savoir engagé im Vermächtnis P. Bordieus, *Interventions (1961–2001) Sciences sociales et action politique*, Marseille 2002. Adorno hatte aus der Perspektive Nachkriegsdeutschlands bereits bei Sartres Rückgriff auf das entsprechende französische Gelehrtenverständnis der Aufklärung mit harter Kritik zu bedenken gegeben: „Engagement als solches, sei's auch politisch gemeint, bleibt politisch vieldeutig, solange es nicht auf eine Propaganda sich reduziert, deren willfähige Gestalt alles Engagement des Subjekts verhöhnt.“ T. W. Adorno, *Zur Dialektik des Engagements*, Frankfurt a. M. 1973, S. 8.

Bereiche zunehmend auch für die Sphäre der Wirtschaft eingefordert; schon allein deshalb, weil diese nunmehr mit ungeschminkter Aggressivität Bereiche der klassischen *polis* durchdringt und ökonomistisch als ihr Privatinteresse vereinnahmt,¹⁸ von der Wasserversorgung über die EU-Verfassung bis zur Kriegsführung.¹⁹ Die Praxis selbstverwalteter Betriebe in Argentinien zeigt, daß Wirtschaftsdemokratie einhergeht mit der Einschränkung der privaten Verfügungsgewalt über Produktionsmittel.²⁰ Die vermeintlich alte Debatte zwischen bürgerlichem und proletarischem Demokratiebegriff²¹ ist damit neu eröffnet. Der im folgenden vorgestellte Ansatz für eine historische Kontextualisierung der Auseinandersetzung zielt, im Unterschied zu vergangenen publizistischen Konjunkturen, besonders der 70er Jahren, nicht auf eine erneute politik- und ideengeschichtliche,²² sondern vielmehr eine erste umfassend sozialgeschichtliche Aufarbeitung. Ausgangspunkt ist die betriebliche Empirie und ihr prosopographischer Hintergrund. Verständigungstendenzen zwischen verschiedenen geschichtswissenschaftlichen Innovationssträngen der letzten Jahre erlauben, einen experimentellen Bogen von Mikrostudien über die Entflechtung von *histoires croisées* bis zu jenem Versuch zu spannen, die Weltgeschichte der ArbeiterInnenbewegung als kompa-

17 Parallel dazu sind noch aus der Zeit des vorhergehenden Golfkriegs durchsetzungsfähige Fälle betrieblicher Selbstverwaltung dokumentiert, so C. Mc Loughlin unter <http://www.geocities.com/WestHollywood/2163/bolintro.html>

18 S. dagegen I. Nordmann/ I. Pilling (Hrsg.), Hannah Arendt und Kurt Blumenfeld. '... in keinem Besitz verwurzelt'. Die Korrespondenz, Hamburg (Rotbuch-Verl) 1995.

19 S. z.B. <http://www.alternet.org/story.html?StoryID=15985>

20 Vgl. D. Pereyra, *Argentina Rebelde – Crónicas y Enseñanzas de la Revuelta Social*, Madrid 2003. Der Autor illustriert, daß Selbstverwaltungen in Betrieben nur ein Teil umfassender Demokratisierungsabsichten in der allgemeinen Pauperisierungstendenz sind. Ebenso wie Betriebsbesetzungen kennzeichnen Stadtteilversammlungen und Blockaden durch *piqueteros* einen umfassenderen und dringlicher umgesetzten Begriff von Wirtschaftsdemokratie als ihn die bundesrepublikanische Debatte in Folge des Grundgesetzartikels zur Sozialbindung des Eigentums hervorbrachte.

Inzwischen liegen erste Arbeiten vom militanten Untersuchungsfonds des kollektivisierten Wirtschaftssektors selber vor, G. Fajn/A. Petriella, *Fábricas y empresas recuperadas. Protesta social, autogestión y rupturas en la subjetividad*, Buenos Aires 2003.

21 Vgl. J. Kocka, *Europäische Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert – Deutschland, Österreich, England und Frankreich im Vergleich*, Göttingen 1983 [Einleitung].

22 Vgl. Carmen Siriannis beeindruckend unorthodoxe aber rein politikwissenschaftliche Erkundungen in der Sowjetunion 1917-1936, dies., *Workers' control and socialist democracy*, London 1982; oder V. Arnold, *Rätebewegung und Rätetheorien in der Novemberrevolution – Räte als Organisationsformen des Kampfes und der Selbstbestimmung*, Hamburg 1985 [2., überarb. Neuauflage].

ratives und ideologiekritisches Projekt²³ dem gegenwärtigen inflationären Gebrauch von Globalität entgegenzustellen.

Zusammenhang und Einzelfall

Dabei erscheint es nicht mehr angemessen, die Grundlagen und Konflikte um betriebliche Autonomie in den drei historischen Untersuchungsfeldern als Varianten jeweils nationaler Arbeitergeschichte, sprich Unterkapitel von Nationalgeschichten, abzuhandeln.²⁴ Die wesentlichen gesamtgesellschaftlichen Selbstverwaltungsoffensiven des 20. Jahrhunderts nahmen bemerkenswerterweise die Globalisierungskompetenzen ihrer kapitalistischen Gegner strategisch voraus. Sie bezogen sich auf eine Weltbewegung, die letztlich erst mit durch diesen Bezug ihre das 20. Jahrhundert prägende normative Präsenz erlangte.

Die drei Untersuchungsfelder weisen in der Tat unterschiedlichste Bedingungen auf. Diese fundamentalen Unterschiede erklären sich aus weitgehend abweichenden Vorgeschichten, strukturellen Verhältnissen und daraus kompensativ entstandenen Arbeitskulturen. Dennoch ist die revolutionäre Situation durchgehend – nicht zuletzt für die beteiligten Akteure selber – erklärbar als Situation von Kolonialgebieten in einer Abhängigkeit globalen Maßstabs. Dies gilt nicht nur für die ukrainische Peripherie des untergehen-

23 Vgl. Antonio Gramsci in den „Gefängnisheften“: „Per la filosofia della praxis le ideologie sono tutt'altro che arbitrarie; esse sono atti storici reali, che occorre combattere e svelare nella loro natura di strumenti di domino non per ragioni di moralità ecc. ma proprio per ragioni di lotta politica [...] (Für die Philosophie der Praxis sind die Ideologien alles andere als willkürlich; sie sind reelle historische Handlungen die bekämpft und eingebeht gehören, nicht aus moralischen Erwägungen oder ähnlichem, sondern schlicht aus Gründen der politischen Auseinandersetzung“, ders., *Quaderni del carcere. Decimo quaderno*, in: A. A. Santucci (Hrsg.), *Antonio Gramsci – Le opere*, Roma 1997, S. 271-302, hier S. 295 [§41].

24 Eine nüchterne Zusammenfassung des derzeitigen Forschungsstand zu russischen Arbeitererräten 1917f bietet S. Smith, *Factory Committees*, in: W. Rosenberg/ Autorenkollektiv (Hrsg.), *Critical Companion to the Russian Revolution 1914–1921*, New York 1997, S. 346-358. Einen außergewöhnlich hellsehtigen Überblick zur tschechischen Entwicklung referiert auf der Grundlage umfassender Kenntnis grauer tschechischer Fachliteratur des Prager Frühlings M. R. Myant, *Socialism and democracy in Czechoslovakia 1945–1948*, Cambridge 1981. Der Forschungsstand zum kubaischen Feld jenseits aktueller orthodoxer Setzungen beiderseits des Eisernen Vorhangs wird teilweise angesprochen bei G. Tennant, *The Hidden Pearl of the Caribbean. Trotskyism in Cuba*, in: *Revolutionary History*, London, Vol. 7 (2000) no. 3, für eine überzeugendere Quellenarbeit s. Helen Safas bemerkenswerte soziologische Untersuchungen im historischen Fabrikumfeld, dies., *The Myth of the Male Breadwinner: Women and Industrialization in the Caribbean*, Boulder 1995.

den russischen Reiches, sondern auch für die tschechischen Waffenschmieden im militärisch-industriellen Komplex des faschistischen Europa im Zweiten Weltkrieg²⁵ sowie im besonderen für die klassisch periphere Ökonomie Kubas. Die internationalistische Ausrichtung ihrer Befreiungsbewegungen haben sich nicht zufällig in dem Maße vom vermeintlich alternativen globalen Hegemoniezusammenhang der UdSSR in Beschlag nehmen lassen, wie sie sich nach der nominellen Übernahme der Entscheidungsgewalt zunächst in den Abhängigkeiten eines globalen Kapitalismus wiedergefunden hatten. Betriebliche Selbstverwaltung, lokale Reallokation in Folge des Revolutionsgeschehens und die Organisationsinteressen der fragmentierten Sozialistischen Internationale, d.h. ihrer Arwärer auf die Rechtsnachfolge instrumentalisierten sich demnach wechselseitig. Im betrieblichen Entscheidungsprozeß tritt diese Konstellation deutlich zutage.

Um dem Verständnis einer derart diffus fundierten und konträr intendierten Weltbewegung näher zu kommen, brauchen wir ein dichtes Netz empirischer Vergewisserungen auf Betriebsebene, das sich dann im weltweiten Zusammenhang kontextualisieren ließe. Es griffe um ein wesentliches zu kurz, sich bei dieser Aufgabe an dem uns überlieferten Papierskettt der III. Internationale entlangzutasten – zumal deren instrumentelles Kaderwerk ja weder zum Tschechischen Aufstand 1945, noch zur Kubanischen Revolution 1959 mehr als solches betrieben wurde. Auch ihre Kadersurrogate sind in den Betrieben wie in den relevanten Zentren der städtischen Rätebildung nicht so erkennbar präsent wie es die gängige Konspirationstheorie für eine reelle Überlebenschance gebrauchen könnte. Dennoch gibt die frühe Sowjetunion und ihre III. Internationale mit ihrem Universalismus von betrieblichen Emanzipationsversprechen eine Richtung vor, der gewissenhafte analytische Durchdringung nur unter Aufbietung innovativer und zum Teil experimenteller Wissenschaftspraxis gerecht werden kann. Daß die landeseigenen Gegenparts der Sovietology wenig Publiziertes zur Illustration dieser Widersprüche in den Betrieben beigetragen haben, ist nicht weiter verwunderlich. Betriebshistorische Sozialuntersuchungen, selbst wenn sie nur für die limitiert zugänglichen Schränke der Dissertations- und Examensarbeiten bestimmt waren, hielten sich mit einer institutionell in Archivwesen und Wissenschaftsbetrieb festgeschriebenen Rigorosität an die vorrevolutionären Arbeitskämpfe.²⁶ Um so mehr erstaunt, daß es nach 1989 in keinem der drei

25 Das Versicherungsgeschäft im sog. „Protectorat Böhmen und Mähren“ teilten sich beispielsweise die vom italienischen Faschismus protegierte Generali mit der vom deutschen Nationalsozialismus protegierten Allianz-Gruppe.

26 Beispielfhaft nach dem XX. Parteitag: M. P. Abduševa/ AutorInnenkollektiv, Istorija Char'kovskogo Paravozostroitel'mogo zavoda ChPZ, Char'kov (Obl. UZD) 1956.

Felder²⁷ zu Untersuchungen der Arbeitswelt kam, die sich von althergebrachten politikhistoriographischen Vogelfluglinien hinweg über allerdings nun zugängliche serielle Daten und Selbstzeugnisse zu emanzipieren gewußt hätten.²⁸ Die in anderen Feldern erfolgreiche Entwicklung von der Institutions- und Rechtsgeschichte über ein politisches Geschichtsverständnis hinaus zur modernen Sozialgeschichtsschreibung und weiter zur kontextualisierenden Wahrnehmung antinormativer Akteure ist für die „Internationale der Arbeiterselbstverwaltung“ noch gewissermaßen von der Pike auf zu leisten. Zentrales Moment der dafür zur Diskussion gestellten Geschichtswerkstatt ist die Kombination von Welt- und Mikrogeschichte, von internationalen Bezügen und umfassenden Quellen zur Lebenswelt der Belegschaften.

Arbeitskultur der Entscheidungsgewalt

In der Tat wurde seit den achtziger Jahren wesentliches zu einer Kulturgeschichte von Arbeiterbewegungen zusammengetragen.²⁹ Dies geschah meist

27 Auch im geschichtswissenschaftlichen Betrieb Kubas kam es um 1989 zu einem von oben inszenierten Paradigmenwechsel, in dem der vormalige revolutionäre Internationalismus behutsam aber deutlich durch z.T. erstaunlich hergeholte Kontinuitätslinien eines „nationalen Befreiungskampfes“ ersetzt wurden. In der Auseinandersetzung um die neue Leitlinie der nationalen Geschichtsschreibung firehten sich dementsprechend auch viele der z. T. harten offiziellen Auseinandersetzung mit dem Autor des Beitrags bei der Diskussion des hier skizzierten Forschungsprojekts vor der historischen Kommission des Zentralkomitees der Kubanischen KP am 14. März 2003 und in der Folge. Als demnach überholtes Referenzwerk zur offiziellen internationalistischen ArbeiterInnenengeschichtsschreibung gilt E. P. Guerra/ AutInnenkollektiv (Hrsg.), *Historia del movimiento Obrero Cubano 1865–1958*, La Habana (Editora Política) 1985.

28 Tanja Penter zeichnet in ihrer lokalen Untersuchung zu Odessa einen möglichen Einstieg für eine beispielhafte Betriebsuntersuchung der Landmaschinenfabrik Höhne, dies., *Odessa 1917 – Revolution an der Peripherie*, Köln/ Weimar/ Wien 2000, S. 128–132. Aufgrund der Anlage der Gesamtstudie bleibt der Einblick jedoch episodenhaft. Ausnahmen bestehen interessanterweise in bemerkenswert detaillierten Untersuchungen zum revolutionären Bankwesen der drei Länder, s. D. Jančík/ T. Kalina, *Organizace penežnictví při přechodu k directivnímu řízení národního hospodářství a její odraz na česko-slovenském poměru*, in: *Česko-Slovenská historická ročenka 1998*, 181–188. In Kuba fallen die genauen betriebssoziologischen Arbeiten von Carmen Maria Díaz García (Las Villas) aus dem üblichen Schema. Ihre Untersuchungen zum revolutionären Bankwesen und Vorstößen gegen kubanische tripple oppression sind bezeichnenderweise nicht publiziert.

29 Vgl. für die sowjetrussische Nachbarregion von Char'kov beispielsweise G. Gorzka, *Alltag der städtischen Industriearbeiterschaft in Sowjetrußland 1918–1921. Die Funktion der Fabrik für Arbeit und Freizeit*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. XXV, 1985, S. 137–157; und dies., *Arbeiterkultur in der Sowjetunion – Industriearbeiterklubs 1917–1929. Ein Beitrag zur sowjetischen Kulturgeschichte*, Berlin 1990, sowie die

in bewußter Abgrenzung zum ökonomistischen Determinismus und der politikgeschichtlichen Formelhaftigkeit gängiger historisch-materialistischer Begriffe, deren Erklärungskraft zu Recht als beschränkt erkannt wurde. Im vorgestellten Projekt wird im Gegensatz zu Untersuchungen jener „Arbeiterkultur“, deren traditionell klassischer Öffentlichkeitsbegriff vor den Werkstötoren halt macht, ein Konzept von Arbeitskultur an den Quellen geprüft, das dem Begriff einer proletarischen Öffentlichkeit nachgeht, mit dem z. B. Negt und Kluge in der westdeutschen Debatte gegen die Habermas'schen Setzungen experimentiert haben.³⁰ Die Untersuchungen konzentrieren sich auf die Verschränkungen von Arbeitskultur und Entscheidungsgewalt im Betrieb. Kulturtheoretische Vorbehalte gegen die Dominanz klassischer Politikgeschichte haben im letzten Jahrzehnt sowohl in der Osteuropaforschung³¹ als auch in der Lateinamerikanistik³² wesentlich an Terrain gewinnen können. Im hier zur Diskussion gestellten Vorgehen, werden ihre Dekonstruktions- und Verifikationszugänge aus der ihrerseits eher klassischen Gebundenheit an die Texte von Wortführern („master narratives“) gelöst und anhand der politisierten Werkstattssituationen erprobt. Arbeitskultur und Entscheidungsgewalt lassen sich mitunter als zwei Aspekte eines Konfliktes verstehen. Nicht zwischen kulturellen Identitätsangeboten, sondern zwischen Kapital und Arbeit ließe sich demnach treibender Widerspruch ausmachen.³³ Damit erlangt das Bild alles andere als Eindeutigkeit: die ins Visier genommenen Akteure changieren zwischen beiden Polen der Auseinandersetzung in historischer Einmaligkeit spätestens sobald die Eigentumsverhältnisse selbst in Transformation geraten, im kubanischen System co-optierender Repression sogar oft schon zu einem früheren Zeitpunkt. Der hieran u. U. entwickelbare neue dialektische Materialismus entstünde aus Texturen des Konkretten, des kondensierbaren Materiellen in jedem kognitiven Schritt aufs neue, stets

bemerkenswerte vergleichende Arbeit von R. Kössler, *Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata*, Münster 1990.

30 S. O. Negt, *Öffentlichkeit und Erfahrung*, Frankfurt a. M. 1972; sowie experimenteller in: A. Kluge/O. Negt, *Geschichte und Eigensinn*, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1993.

31 Einen guten Überblick gibt Tanja Penta in der Einleitung zu dies. 2002, *Öffentlichkeit und Rechtsprechung unter der frühen Sowjetmacht, der Prozeß gegen den „Južnyj Ra-bočij“ in Odessa 1918*, in: *Jahrbuch für Ges. Osteuropas* 4/50, S. 538 ff.

32 Vgl. E. Torres-Cuevas (Hrsg./AutorInnenkollektiv [Colectivo de autores franceses y cubanos], *La Historia y el oficio de historiador*, La Habana 2002, 283-307.

33 Tanja Penta konstatiert anhand des Sozialisierungsgeschehens der Fabrik Höhn in Odessa den Widerspruch ihrer Befunde zu ihrer am cultural turn geschulten identitätsgeschichtlichen Erwartungshaltung: „Bemerkenswert [...] : Soweit die Quellen erkennen lassen spielte die Tatsache, daß Johannes Höhn ein deutscher Unternehmer war, für das Verhalten seiner Beschäftigten keinerlei Rolle“; dies., *Odessa 1917 (Anm. 28)*, S. 132.

eingedenk des Scheiterns seiner einstmals rezepturpflichtigen Vorläuferversuche. Keine neue Verschreibungspraxis wäre davon zu erwarten, sondern vielmehr eine eher handwerkliche Fertigkeit im Umgang mit dem überlieferten Resten verschütteter Emanzipationspfade. Walter Benjamin, z.B. schlug das Bild vor, im Material sei jenes revolutionäre Licht zum Leuchten zu bringen, das einzig die Szenerie zu erhellen Imstände wäre.

Drehen am Kaleidoskop der Weltmikrogeschichte

Im Kriegsjahr 1917 schlägt hörbar der Ton um in der Landmaschinenfabrik Geferich-Sadé im Arbeitervorort der ostukrainischen Industriemetropole Char'kov. Im Sommer 1917 landet der Werkstattleiter Karpenko als betrieblich greifbare Incarnation der Autokratie auf der Schubkarre, zweifellos eine pragmatische Anleihe aus dem traditionellen Repertoire an öffentlichen Schmähungen der dörflichen Kultur im russischen Reich. In dieser Position wird er mit einem Zuckerguß aus dem benachbarten Rübenwerk versehen und aus den Werkhallen gefahren.³⁴ Den folgenden bürgerkriegsbedingten Zusammenbruch der Nachfrage nach Landmaschinen darf die Belegschaft nunmehr selber verwalten. In der städtischen Rätebewegung von Char'kov treffen wir derweil auf einen Mambi Ruso. 20 Jahre zuvor hatte er sich mit sozialrevolutionären Jugendfreunden und einem Boot voll Waffen illegal auf Kuba eingeschifft, um dort unter Anleitung einer Majorin am Unabhängigkeitskrieg gegen die Spanische Kolonialherrschaft teilzunehmen.³⁵

Eine Reise anderen Charakters für die Zukunft der Zuckerindustrie in Char'kov unternimmt ein sowjetischer Arbeiterdelegierte 1927.³⁶ Getragen von der über alle Systemunterschiede hinweg panslawistischen Sympathie der jungen Tschechoslovakischen Republik bereist er das Brüderland, um dessen Rübenfabriken zu studieren. Sein Bericht liest sich wie ein Protokoll aus der erträumten Zukunft des technisch Machbaren im sozialistischen Wirtschaften.

Nicht nur in der Verarbeitungstechnologie verfügt die tsehechische Industrie-Landschaft über ein knappes Jahrhundert mehr an Akkumulation und Erfahrung, sondern auch in der Praxis der Arbeiterbewegung. 18 Jahre nach

34 Deržavnyj Archiv Charkivs'koj Oblasti, DACHO [hier: Abt. ehem. Parteiarhiv ChO-PA], FP 10, sowie FP 10417; vgl. die nach dem XX. Parteitag zur Veröffentlichung gebrachte Darstellung bei A. N. Lisicki/ G. A. Loza/ B. G. Sicharulidze, Vo glave Metallistov Char'kova, in: N. K. Kaljužnaja, Char'kov v 1917 godu [Vospominanija], Char'kov (Char'kovskoe oblastnoe izd.) 1957, S. 21-33, hier S. 29.

35 Vgl. dazu das ukrainisch-kubanische Autorenkollektiv A. Garcia/ P. Mironchuk, Raíces de las relaciones cubano soviéticas, La Habana 1988.

36 S. sein Bericht in ChDNB, 1927.

der Reise des Sowjetgenossen tritt der im Grunde paradoxe Fall ein, daß sowjetische Militärs und Berater aus Char'kov den sozialistischen tschechischen Wiederaufbau mitbestimmen wollen. Dazu müssen sie den dortigen Betriebsräten in ihre faktische Fabrikleitung hineindirigieren.

1959 geht aus dieser Konfrontation eine neue Generation von Emigranten hervor: tschechische Freiwillige für den sozialistischen Aufbau in Kuba. Angezogen von den unverhohlenen anarcho-syndikalistisch gestützten Frontfiguren der kubanischen Revolution,³⁷ lernen sie den Arbeitsalltag eines patriarchal und rassistisch durchformten Kolonialgebietes kennen, in dem die de-jure-Liquidierung der Sklaverei um ein gutes halbes Jahrhundert jünger ist als die industrielle Streikkompetenz tschechischer Arbeitervereine.³⁸ Die Dominanz der Zuckerindustrie – sie realisiert 90 Prozent der kubanischen Außenhandelserlöse zum Zeitpunkt der Revolution – ist sinnfälliges Symptom dieses ungleichen kolonialen Erbes der Habsburger Peripherien um Prag und Havanna.

Im zweiten Jahr der kubanischen Revolution, dem sogenannten „año de la educación“ findet die widersprüchliche Zusammenarbeit zu einen vorläufigen Höhepunkt. In einer Beerdigungsprozession wird die SOLEDAD Sugar Company zu Grabe getragen, die einstmals erste Gesellschaft US-amerikanischen Kapitals in der Sklavenwirtschaft der kubanischen Zuckerindustrie und über 70 Jahre tonangebender Stichwortgeber ihrer technologischen wie sozialtechnischen Effizienzsteigerung.

In den Aufzeichnungen und seriellen Erhebungen des US-Amerikaners Maurice Zeitling – wie die zeitgenössische Frontfigur der kubanischen Kommunisten Abraham „Fabio“ Grobart ein Nachkomme osteuropäischer jüdischer Einwanderer und in betont kritischer Distanz zu letzterem aktiv in einer Solidaritätsbewegung mit dem Unorthodoxen an Kubas Sozialisie-

37 Die ansonsten rückhaltlos kritische Zeitschrift der spanisch-kubanischen Anarcho-syndikalistInnen stützt die neue Regierung in ihren entscheidenden Aktionen gegen die herrschende Klasse der alten Gesellschaft, z. B. bei der Enteignung der bürgerlichen Presse, auch wenn sie von den so geschaffenen Resultaten bald selbst in Bedrängnis gerät, s. Ausgabe vom 25. November. Marcelo Salinas (Hrsg.), *El Libertario*, Año I Epoca II (1959), H. 9, S. 1.

38 Rebecca J. Scott dokumentiert auf der Basis von Wirtschaftsbüchern der Zuckerfabriken, daß jene Gesetzgebung vom 8.5.1880, „die Sklaverei abschaffte und Patronatsverhältnisse einsetzte“, keine Veränderung auf der Zuckerplantage bewirkte: „Die Arbeitskraft sank nicht, die Arbeit verlagerte sich nicht, der Rhythmus des Lebens scheint sich gar nicht verändert zu haben“ (Dies., *La emancipación de los esclavos en Cuba, la transición al trabajo libre 1860–1899*, La Habana 2001, S. 189). Geld wird in der Folge offensichtlich gar nicht als regulärer Lohn, sondern eher als eine Art Bonus vergeben.

runpfungsfad³⁹ – wird deutlich, daß die Auseinandersetzung um Inhalte sozialer Emanzipation innerhalb der Betriebe trotz der symbolischen Beerdigungen des Alten erst begonnen hat. In welcher Arbeitersiedlung er auch fragt, Zeitling wird allenthalben erklärt, das neue Kind in der Familie sei *die* Errungenschaft der Revolution, man könne sich halt einen Esser mehr am Tisch leisten. Der Besucher aus Amerika kennt allerdings einen zweiten Hintergrund „for Kubas latest baby boom“. Anstatt wie bestellt 40.000 Lieferungen von Verhütungsmitteln in die Antillen zu senden, hatte die tschechoslowakische Wirtschaft in einem der zahlreichen Mißverständnisse transatlantischer Solidarität 40.000 Autofilter nach Kuba verschifft.⁴⁰

Le Opere cadono con le sue Ouverture⁴¹

In allen drei Entwicklungen der internationalen sozialen Revolution folgen auf die Jahre der betrieblichen Transformation weithin beachtete industrielle Aufbauleistungen: in Char'kov ab 1927 mit dem Traktorenwerk als sichtbarem Symbol der Reindustrialisierungsambitionen für die Landwirtschaft. In den Tschechischen Industrierevieren 1948 ist die Neuorientierung auf den osteuropäischen Bedarf zentrales Motiv, also eher ein Um- und Wiederaufbau. Kuba wandelt sich in den siebziger Jahren erstmals in seiner Geschichte tendenziell zu einem Nettoexporteur von HochschulabsolventInnen wie andererseits Waffen und exportiert 2004 Zuckertechnologie nach Venezuela und Jamaika. Diese Folgestappen liegen außerhalb des zeitlichen Untersuchungsrahmens im hier vorgestellten Projekt. Dennoch sind sie als Ergebnis und Leistung spezifisch formierter und disziplinierter Gesellschaften zentrales Motiv der Forschung zu ihren Entstehungsgeschichten, den sprichwörtlich entscheidenden ersten Schritte der neuen Gesellschaften. Mich interessieren gerade die frühen Jahre des produktiven Chaos, in denen die Niederlagen und Erfolge um die Auseinandersetzungen in den Werkstätten die Verwertungsbedingungen der späten Außenhandelsgesellschaften⁴² überhaupt erst absteckten. Hier liegen die strategischen Interessen und Er-

39 Vor allem aber protegiert durch den zeitweiligen Nationalbankdirektor Ernesto „Che“ Guevara, der sich in den Folgejahren demonstrativ mit dem Trotzlisten und Aktivisten der 4. Internationale Ernest Mandel traf, um eine Vision sozialistischer Ökonomie zu erarbeiten, die wesentlich von dem Leitbild der sozialistischen Berater abwich, s. die beeindruckend unkonventionelle aber gleichzeitig in besserwisserischer Organisationsmechanik befangene Darstellung durch G. Tennant, *The Hidden Pearl of the Caribbean. Trotskyism in Cuba* (Anm. 24), S. 36-37.

40 Vgl. I. M. Zeitlin, *Labor in Cuba*, in: *The Nation* vom 20 Okt. 1962.

41 Die Opern/ die Werke fallen mit ihren Ouvertüren.

42 Zum Begriff vgl. S. Meuschel, *Legitimation und Parteiherrschaft: zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR-1945–1989*, Frankfurt a. M. 1993.

fahrungen auf eine unvermittelte und ungelente Art offen. In den ersten Monaten nach der Übernahme der Fabriken werden die Bahnen geprägt, ihre unbekannteren Möglichkeiten und Untiefen erkundet, in denen sich der zu einem als „real existierend“ geronnene Sozialismus dann bewegen kann – bzw. zum Stillstand kommt. Die Untersuchung endet daher jeweils mit den wesentlichen Zäsuren gesellschaftspolitischer Formierung, in Char'kov 1927, im tschechischen Feld 1948, in Kuba mit dem Ende des sogenannten „año de la planificación“ 1961.

Transforměšn?

Transformation ist zu einem zentralen Begriff der aktuellen neoliberalen Politikoffensive avanciert, der in dieser Funktion oftmals alle inhärenten Ecken und Kanten eingebüßt hat. Den im gängigen Betrieb unter „Transformationsgesellschaft“ subsumierten Befunden fehlt regelhaft ein Begriff von Fallspezifität und methodikgestützter erkenntnistheoretischer Heuristik. In dem Maße wie die immergleiche Strukturanpassungspolitik des Internationalen Weltwährungsfonds auf immer neue Art und Weise Schiffbruch erleidet, hat die ihr zugrundegelegte Konzeption von Transformation eine Universalität der Verwendbarkeit erlangt, die aus sozialgeschichtlicher Perspektive in der Regel nurmehr eine Leerformel darstellt. Es ist deshalb eine besondere Herausforderung, seine phänomenologisch beschreibbaren Folgeprodukte (Privatisierung, Entsolidarisierung, Dominanz bürgerlicher Öffentlichkeit oder ihrer jeweils praktikablen Substitute, Hochrüstung und Angriffskriege) gerade anhand historischer Gegenbewegungen in ihrem Zusammenhang zu erschließen.

In Abgrenzung zur subjektneutralen Setzung des Transformationsbegriffs, die in neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftslehren vorherrscht, besteht das erkenntnisleitende Interesse der hier vorgestellten Arbeit gerade darin, die Arbeiterklasse⁴³ als Subjekt ihrer Transformationsgeschichte zu beschreiben. Dafür wären mit quellenkritischer Sorgfalt alle dokumentierbaren immanenten Brechungen, Mehrschichtigkeiten und im Material geborgenen Falsifikationslinien von Transformationsparadigmen aufzuspüren. Die Untersuchung begibt sich in diesem Sinne abseits von den Allgemeinplätzen politischer Geschichtsschreibung an die Arbeitsorte, die Werkstätten der Transformation, die Niederungen mikroschichtlicher Quellendichte zur Erkundung ihrer immanenten Kontextualisierungsmöglichkeiten. Damit ist ein reduktives, funktionalistisches oder gar utilitaristisches Klassenverständnis bereits vom Forschungsdesign her ausgeschlossen. Simone Weil behauptet

43 Vgl. aktuell S. Aronowitz, *How class works. Power and social movement*, New Haven/London (Yale University Press) 2003, S. 141 ff.

tete ja 1936, Lenin selber sei nie in einer Fabrik gewesen.⁴⁴ Was der Schreibtischpatriarch sich leisten konnte zu versäumen, können wir TurnschuhhistorikerInnen uns als Versäumnis kaum mehr leisten wenn uns ernst mit der Sache ist. Zumindest Verlauf und Widersprüchlichkeit der u. a. von Lenin vorgeschlagenen betrieblichen Praxis⁴⁵ lassen sich kaum an zentralerer Stelle ausloten als an den Arbeitsorten.

Die Exklusion und Inklusion verschiedener Arbeitsverhältnisse in den gesellschaftlich wirkmächtigen Leitbegriff von Arbeit erweist sich dabei gerade in den Umschwungsperioden als Politikum, als Bruchkante von Definitionskonflikten um die Gestalt der neuen Gesellschaft. In den Auflösungserscheinungen des Ersten Weltkriegs entstehen im deutschen Sprachraum bezeichnenderweise die „Räte der Kopfarbeiter“. Ihre vorwegnehmende Defensivbezeichnung antizipiert bereits die in Formierung begriffene „Arbeitermacht“. ⁴⁶ In Char'kov gingen die betrieblichen und gewerkschaftlichen Auseinandersetzungen bereits ein gutes Jahr vorher wesentlich um die Frage, wie und in wessen Interesse der traditionell gültige Arbeiterbegriff zu erweitern sei, z.B. um die Beschäftigungsverhältnisse von ungelerten Zugewanderten, den sog. Černorobočie, aber auch um aktuell Arbeitslose, die

44 S. Weil, *La condition ouvrière*, Paris 1951; die offizielle Gesamtausgabe Lenins (4. Aufl., Registerband von 1955) verzeichnet allerdings 92 publizistische Bezüge zu einzelnen Fabriken Rußlands und Sowjetrußlands. Jenseits dieser auf ihre Weise beschränkten Personenkultfragen hat William Husband eine eindrucksvolle Dokumentation zum industriellen Wiederaufbau im Textilsektor vorgelegt. Demnach habe die bolschewistische Planung aus ihrer produktionstechnischen Inkompetenz keinen Hehl gemacht und in den charakteristisch peripheren und dispersen Belegschaften erfolgreich die Expertise von Arbeiterräten kooptiert für einen aus angelsächsischer Perspektive erstaunlich schnellen Wiederaufbau nach den Bürgerkriegswirren, ders., *Revolution in the Factory: The Birth of the Soviet Textile Industry, 1917–1920*, New York/Oxford 1990.

45 U. a. die Rechtfertigung des Streiks im Sozialismus als notwendiges Korrektiv gegen die Übergriffe des Verwaltungsapparats auf die Produktionsverhältnisse, s. I. M. Zeitlin, 1962, *Labour in Cuba* (Anm. 30); vgl. V. I. Lenin, *K Istorii voprosa o diktature*, in: *Sočinenija 1920* [Werkausgabe 1952, 4. Aufl.], Bd. 34, S. 314–334, hier S. 315, sowie 322.

46 Zum Zeitpunkt, als die Umkehrungstendenzen in der Legitimationspflicht die deutschsprachigen Militärverbände erfaßt, belagern sie sowohl Char'kov als auch Prag. Gegenüber den Ereignissen in den benachbarten Zivilgesellschaften, sind sie jedoch eher Getriebene als Treibende, gleiches gilt für die folgenden Diskussionen um die Arbeiterselbstverwaltung. „Weit gefährlicher wird die Sache noch, wenn Arbeiterräte als Betriebsräte die Leitung der Betriebe in die Hand nehmen, wie dies in Rußland der Fall war,“ warnt z. B. Heinrich Schäfer in ders., *Russische Erfahrungen*, in: *Reichsverfassung und Räteystem. Diktatur oder Demokratie?*, Köln: (SPD Bezirksverband Ober-rhein) [1918], S. 9–11, hier S. 9.

Gruppierung größten Wachstums über die Wochen. Dabei jedoch bleibt die Entwicklung nicht stehen. Mit dem erstmaligen Scheidungsrecht für Frauen in Folge der russischen Revolution ist auch der Bereich unbezahlter Hausarbeit der feudalförmigen Determination enthoben und zum Verhandlungsobjekt geworden. Einer gewissenhaften sozialhistorischen Analyse sind Fabrikzusammenhänge ohnehin nur verständlich als Inseln bezahlter und zu einem gewissen Grad formal geregelter Arbeitsverhältnisse in einem sie tragenden Umfeld aus generell unbezahlten, subjektiv unbezahlbaren Arbeitsverhältnissen. Zuarbeit und Subsistenzzusammenhänge sind meist deutlicher als im Fabrikgeschehen selber durch vormoderne Vermittlungsformen geprägt.

Aneignung menschlicher Arbeitskraft und die Forderung nach ihrer Emanzipation ist dementsprechend für die Akteure nicht nur im Fabrik- oder Werkstattgeschehen lokalisierbar. Bezeichnenderweise prägten sie ebenso jene Beziehungen, die industrielle Arbeitsfähigkeit überhaupt erst hervorbringen. Industriearbeit hat durch die 200 Jahre ihrer bis heute ungebrochenen Wirkmächtigkeit hindurch die vielschichtigen gesellschaftlichen Fähigkeiten, derer sie bedarf,⁴⁷ aus protoindustriellen⁴⁸ Vorformen rekrutiert, aus landwirtschaftlicher Urproduktion, handwerklicher Zuarbeit, der Auslagerung wesentlicher Produktionsvoraussetzungen in Heimarbeit, insbesondere in sogenannte reproduktive Arbeitsbereiche (Haushalt, Garten, persönlich zu vermittelnde Disziplinierungen).

Urproduktion

Arbeiterklasse bestimmt sich in den zu untersuchenden Feldern 1917, 1945, 1959 sinnfällig zunächst aus dem Verhältnis zu ihrer landwirtschaftlichen Umgebung – sonst wären die Belegschaften in den Revolutionsmonaten schlicht verhungert. Wenn aber eine Anlehnung an Befunde der Agrargeschichte nötig ist, dann mit dem emanzipativen Verständnis jener zentralen Bedeutung von Ernährungssouveränität, wie ihn die aktuelle Bewegung gegen kommerzielle Globalisierung als Grundforderung artikulierbar gemacht hat („food sovereignty“). Die in der Fachrichtung tradierten obrigkeitsstaatlich fixierten Rechenmodelle zur Armenspeisung erscheinen in diesem Licht als Akademismus, der sein vorgebliches Untersuchungsfeld weit verfehlt.

47 Diese Fertigkeiten bringen gleichzeitig ihre kapitalistische Organisationsform auf vielfältige Weise in Gefahr, vgl. Kluge/Negt, Entstehung der industriellen Disziplin aus Trennung und Enteignung, in: Geschichte und Eigensinn (Anm. 30), Bd. 1., S. 57 ff.

48 H. Medick/ Autorenkollektiv, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977.

Schon George Orwells Eingangsmetapher führt die Notwendigkeit eines grundsätzlichen Fragen- und Methodenwandels sinnfällig vor Augen: eine zufriedenstellende Kalorienrechnung hilft nicht über den Tag.

Die Suche nach Einheiten in der entfremdeten Vielfalt

Bei dem Rückgriff auf vorindustrielle Verwertungs- und Subsistenzformen geraten in plastischer Weise rassistische und sexistische Kategorien aus dem Verständnis vorhergehender Gesellschaftsformationen in die Herzstücke der industriellen Arbeitsprozesse. Dies ist beileibe kein Vorgang ohne Akteure. Vielmehr liegen hier Mobilisierungspotentiale für Gewaltverhältnisse, die in das industrielle Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit importiert werden als schwerer zu fassenden Auseinandersetzung um Hegemonie. Mit Antisemitismus vertraute Kirchenfunktionäre, Profiteure häuslicher Gewalt, Fachkräfte mit Deklassierungsängsten, Sachwalter schrumpfender Medienmonopole, Berufsarmisten ... verschiedenste Akteure können ein vitales Interesse entwickeln, den konstitutiven Widerspruch moderner Produktion zwischen Kapital und Arbeit durch externe Mobilisierungen zu ihren Gunsten umzuschreiben. Die beiden komplementären Linien der Diskriminierung nach gender und race liegen so im Endeffekt scheinbar sogar quer zu Klassenwidersprüchen. Interessanterweise ist die europäische Diskussion noch umfassend mit dem Abarbeiten an identitätspolitischen Vexierbildern und darin erschließbarem Dekonstruktionspotential beschäftigt, während z. B. in den USA zunehmend ein geklärtes Verständnis der Komplexität und Dynamik von Klassengesellschaften präsent ist, ja bisweilen Qualitäten eines gemeinsamen metatheoretischen Bezugssystems erlangt; und das nicht nur in akademischen Debatten. Gender- und rassismenspezifische Artikulationsformen von Klassenwidersprüchen scheinen dort empirisch leichter zu entzaubern. Sie vermögen dort nicht mehr zu vexieren, wo sie zum täglichen Brot gesellschaftlicher Unterdrückung geworden sind, gewissermaßen zum fleischlich-sabbernden Schoßhund kapitalistischer Modernitäten. Die bisweilen gar anthropologisierenden Absolutheitsansprüche zu Beobachtungen rassistischer und sexistischer Gewaltverhältnisse werden in der Tat merklich relativer gehandelt in zahlreichen US-amerikanischen Diskussionszusammenhängen. Dieser kollektiven kognitiven Fähigkeit liegt eine längere und allgemeinere Vertrautheit mit vielgestaltigen sozialen Bewegungen angesichts der Mobilisierungspotentiale jener zentralen Ordnungsmacht über ihre letzten Jahrhunderte zugrunde: der gewaltförmigen Aufrechterhaltung von Trennungsprozessen zwischen Kapital und Arbeit.⁴⁹ Könnten Rassismus und Sexismus sich in diesem Sinne wirklich als bewußt in Gebrauch genommene Pandorabüchsen entzaubern lassen, die sich durch Agenten alter und neuer Kapital-

verhältnisse in Phasen prekärer Reproduktion einfach nur als prominent instrumentalisierbar erweisen? Europäische Erfahrungshorizonte sind für solche Anstöße zur Vereinfachung bestimmter Debattenstränge zur sog. „triple oppression“ (nach class, gender, race) u. U. (noch) nicht reif. Ist doch in der Alten Welt gerade erst die leidige Denkfigur des „Nebenwiderspruchs“ sozusagen gemeinsam mit unseren letzten marxistischen Scholastikern beerdigt worden. Friede ihrer Asche; die Quellen sollen sprechen!

Auf was für scheinbar vertrackte Weise Unterscheidungen in der russischen Arbeiterbewegung wirksam sind und bei Revolutionsausbruch aktiviert werden, kann anhand der in Char'kov zu besonderer Berühmtheit gebrachten Černorobočie, wortwörtlich „Schwarze Arbeiter“, aufgezeigt werden. Sind dies zunächst Ungelernte, die von ihren „schmutzigen“ Aufgaben am Arbeitsplatz entsprechend gezeichnet sind, so werden sie in der menševistischen Gewerkschaftsströmung gezielt zum Objekt von Ausgrenzung. Ihre Stigmatisierung soll einer traditionalistisch gefestigten Arbeiterklientel beweisen, daß auch nunmehr legal agierende Gewerkschaften sich zum Anwalt der Facharbeiterschaft im Sinne der Vorkriegsverhältnisse funktionalisieren lassen. Im kubanischen Untersuchungsfeld treffen wir auf eine ähnliche Instrumentalisierung von Differenz für Partikularinteressen, nur daß die Arbeiterinnen und Arbeiter aufgrund ihrer familiären Herkunft, der zugeschriebenen Abstammung von ehemaligen Sklaven, als obreros negros, „schwarze Arbeiter“, von den neu erworbenen Entanzipationsmöglichkeiten tendenziell ausgegrenzt werden.⁵⁰ Jedenfalls gab es dafür gewisse Master-

49 „Before I knew that I was Jewish or a girl I knew that I was a member of the working class,” formuliert eine solche US-Sozialisierungserfahrung z. B. V. Gornick, To begin with, in: W. Brown/A. Ling, *Visions of America*, New York 1993, S. 74-81, hier S. 74. Zu „race commodifying class” s. z.B. die Arbeiten von Susan E. O'Donovan, dies./AutorInnenkollektiv, *A Documentary History of Emancipation, 1861-1867*, Cambridge [erscheint vorauss. Ende 2004, zitiert mit freundlicher Genehmigung der Autorin]; zentral für das Verständnis kapitalistischer Hegemonie dabei S. Beckert, *The Monied Metropolis: New York City and the Consolidation of the American Bourgeoisie, 1850-1896*, Cambridge 2001; und exemplarisch am Beispiel Jamaikas T. C. Holt, *The Problem of Race in the 21st Century*, Harvard 2000.

50 Früh formiert sich dagegen der in Streikforderungen nach Einstellungsquotierung übersetzte Widerstand der revolutionären Gewerkschaftsbewegung, s. Instituto de Historia (del Movimiento Comunista y de la Revolución Socialista) de Cuba (ihC)-8/F351: Buró Nacional, Sindicato Nacional de Obreros de la Industria Azucarera SNOLA, Confederación Nacional Obrera de Cuba CNOC. 1934. „[weiß-schwarz-Quotierung bei Einstellung], neben medizinischer Unterversorgung und geringerer Bezahlung für gleiche Arbeit sei die Diskriminierung der „obros negros“ am stärksten in der Einstellungspolitik, S. 17-18. Es liegt nahe, daß die Praxis der Überwachung von rassistisch quotierten Einstellungen durch Gewerkschaften einen Transfer aus US-

pläne, nach denen sich eine Revolution bekanntlich nicht richtet. Die spontane und entscheidende Synergie revolutionärer Umwälzung und die Fähigkeit, die Eigentumsverhältnisse am Produktionsort dauerhaft umzuwerfen tritt bezeichnenderweise in beiden Situationen überhaupt erst dann ein, wenn es gelingt, die stigmatisierende Differenzierung von Arbeitskräften – zumindest für den Zeitpunkt des nötigen voluntaristischen Stoßes gegen das hergebrachte Regime – aufzuheben.⁵¹

Arbeiterklasse – gender- und race-inclusive – ist in den Auseinandersetzungen der Werkstätten selbst ein Kampfbegriff. Seine Hegemonie ist selbst am geschichtlichen Wendepunkt oft prekär. An ihr kristallisieren sich die Externalisierungsinteressen von Marginalisierungsängsten ebenso wie emanzipative Ansprüche allgemeiner Integration von Hausarbeit, unbezahlter Arbeit, sozialer Arbeit, freiwilliger Arbeit. Der Hausangestelltenstreik wird zum Teil des revolutionären Straßenbilds. In bestimmten Perioden der Transformation scheint alles möglich in den Werkstätten, deren Produktions- und Reproduktionsvorgänge eine vorher kaum geahnten Dimension der Sozialisierung erfahren. Diese Werkstätten am materiellen Pulsschlag der Nachkriegstumulte sind nicht nur die umhätsselten Symbolträger der sozia-

amerikanischen Arbeiterbewegung darstellt. Die numerisch gleiche Einstellung von „schwarzen“ und „weißen“ Hafentararbeitern bevorzugte objektiv die weniger zahlreichen weißen Anwärter, erwies sich aber als langjährig stabile Stillstandslinie in den Auseinandersetzungen um eine gemeinsame Streikpolitik „weißer“ und „schwarzer“ Gewerkschaften schon vor der Jahrhundertwende im Nachbarhafen New Orleans, USA, s. zur Einordnung rassistischer Ausdrucksformen in eine materielle Geschichte von Klassenkämpfen D. Montgomery, *The fall of the house of labor. The workplace, the state, and American labor activism, 1865–1925*, Paris/Cambridge 1987, S. 108.

- 51 Vgl. J. B. Freeman, *Working Class New York*, New York 2000, S. 68. Nach M. Zeuske ist das Schweigen über Rassismus in der kubanischen Arbeitsrealität nach der Revolution ein Ausdruck der faktischen Aushebelung von Rassismen, s. ders., *Versteckte Zeichen, offene Geheimnisse – Sklaverei, Postemanzipation, Namen und alltäglicher Rassismus auf Kuba (1870–1940)* (Ms. zit. mit freundl. Genehmigung des Autors). Auf einer anderen Ebene war in der Sowjetunion die Aufhebung des Unterschieds zwischen Stadt und Land, gelehrten und zugezogenen IndustriearbeiterInnen langfristige Hypothek (in Char'kov 1917 teilweise kongruent mit der Sprachgrenze und ihren Interferenzräumen zwischen Russisch/ Ukrainisch). Die wohl umfassendste Aufhebung ehemals damierender Stigmatisierung am Arbeitsplatz gelang im tschechischen Gebiet, wo die im Zweiten Weltkrieg arbeitsorganisatorisch konstitutiven rassistischen Unterscheidungen zwischen Tschechen und Deutschen durch die Aussiedlung derer hinfällig wurde, die sich vor 1945 auf dieser Grundlage nach oben bemüht hatten; zur derzeitigen Umschreibung dieses Prozesses unter maßgeblicher Rückendeckung aus Bayern s. z. B. D. Janák, *Zur sozialen Lage der Bergarbeiter im Ostrau-Karwiner Revier 1945–1955*, in: *Bohemia, Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder*, Band 42, Heft 2. München 2001, S. 290-306.

len Revolution, sondern auch ihre reellen Monopolisten bei der Herstellung und Verteilung von Waffen, Gütern der Mangelwirtschaft und sozialen Ressourcen in einer Szenerie genereller Auflösung. Die partielle Feminisierung ihrer Reorganisation stellt eine geschichtlich herausragende Chance der Humanisierung von Arbeitsabläufen dar, wie beispielsweise die Gewerkschaftstagebücher cubanischer TextilarbeiterInnen 1959–1961 illustrieren.⁵²

Der Sonderfall der Erfahrung

Dementsprechend orientiert sich die Auswahl von beispielhaft zu untersuchenden Werkstattssituationen an ihrer Bedeutung im Revolutionsgeschehen. Der Vorwurf von Beliebigkeit bleibt bestehen, denn er trifft mikrohistorische Herangehensweisen in ihrem Kern und beruht in der Regel auf gepflegter Ignoranz ihrer methodischen Prämissen. Die Lupe wird dort (aber nicht nur dort) an Selbstzeugnisse und serielle Daten aus dem Betriebsgeschehen anzusetzen sein, wo für die Außenwahrnehmung die betrieblichen Flaggshippe der Revolution entstehen. An sich scheint es zunächst widersprüchlich, mikrohistorische Einzelzugriffe in den Zusammenhang zu stellen von viermal drei auf unterschiedlichen Aggregationsebenen durchaus als repräsentativ verstehbaren Fällen. Mikrogeschichte greift ja ihrem in den letzten 30 Jahren erworbenen Selbstverständnis nach durch die Alltagsgeschichte hindurch gerade auf den nicht reproduzierbaren Sonderfall zu. Auf der anderen Seite wird in makrogeschichtlichen Herangehensweisen der Begriff des Regelfalls vornehmlich aus der allgemeinen Geschichte eher deduktiv konstruiert, in der Praxis aber gar nicht aufgesucht.⁵³ Aus der Mikrogeschichte wiederum wurde dieses Verfahren so erklärt, daß der extrapolierte Regelfall empirisch gar nicht auffindbar sei. Eine Synthese dieses Widerspruchs deutet sich in der Tendenz an, mikrogeschichtliche Befunde als regelhafte Sonderfälle zu lesen. Diese Lesart verrät, daß eine Perspektive ohne die andere im Grunde nicht auskommen kann.

Die vorgestellte Synthese sucht die Empirie mit Brennpunktwechseln. An den Bruchlinien beider Konzeptionen, Mikro- und Makrogeschichte – so die Arbeitshypothese der Untersuchungen – werden beispielsweise die immanenten Widersprüche der jeweils gebrachten Klassenkategorie evident. An der Bruchkante wird das kaum Mögliche momentweise realisierbar: eine Revolution in ihrer empirischen Dialektik zu begreifen, was nach den Wor-

52 S. inC-8/3.18/C3/2/2/1-51: Carmen Aynat, Secretaria, Sindicato Provincial de la Industria Textil de la Aguja y Derivados, San Nicolas, No. 620, A. 6 VII 1959 – 4 I 1961. Libro de Actas.

53 Heuristisch C. Tilly, *Big structures, large processes, huge comparisons*, New York 1998.

ten von Fidel Castro sogar schwieriger sei – wie er nach über 40 versuchten Mordanschlägen seiner Laufbahn nicht ohne Koketterie versichert – als für eine Revolution zu sterben.

Ressourcen und mögliche Synergien

Das Projekt ist, gemäß dem Emmy-Noether-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) auf sechs Jahre angelegt. Es soll bewußt offene Stellen und Anknüpfungspunkte für eine ab 2004 aufzubauende Nachwuchsgruppe entwickeln. Wünschenswert erscheint mir auch eine Erweiterung um Untersuchungen zu ArbeiterInnenselbstverwaltung in – anders als im Leitprojekt – an der Machtfrage scheiternden Revolutionen (Deutschland 1918, Italien 1918–1920, das urbane Kanton und Schanghai 1925–1927, Frankreich 1936, Spanien 1936–1939) in kapitalistischen Nachkriegsgesellschaften (Italien 1945–1948, Frankreich 1945, 1968) und bereits formierten sozialistischen Gesellschaften (Jugoslawien 1950–1972, UdSSR und Ungarn 1986–1991). Aber aus welchen wissenschaftlichen Reproduktionszusammenhängen sollten diese qualifizierten HistorikerInnen kommen, die motiviert wären, solcherart gebrochenen Synergien nachzugehen? Ich habe sie zwei Jahre gesucht und nicht gefunden. Also war das Ziel der Suche inadäquat.

Gewissenhafte komparative Mikrountersuchung in einer „multitude“⁵⁴ von Untersuchungsfeldern ist dieser Erfahrung zufolge eine realistischere gemeinsame Grundlage, um versiert und innovativ an den internationalen Diskussionen zum Makrokontext teilzunehmen. Ein solches Vorgehen trifft nicht immer gleich auf Verständnis oder Akzeptanz, wie die Diskussionen des ersten Projektdrittels zeigen, oft aber auf jene für den Erkenntnisfortschritt wesentlich wichtigeren engagierten Einsprüche von unterschiedlichen Seiten. Der Verlauf ihrer Diskussionen hat gezeigt, daß Konflikte und Auseinandersetzungen um Inhalt und Form innovativer komparativer Arbeit dann sinnvoll werden, wenn sie auf beiden Seiten zum Überdenken analytischer Grundlagen beitragen.

Nach der Auseinandersetzung in der historischen Kommission des kubanischen Zentralkomitees, der Konfrontation mit den exzellent aufbereiteten Quellen Char'kows und ihren auf bedrückende Art und Weise unsicheren ukrainischen Sachverwaltern, nach den Debatten des letzten halben Jahres z. B. mit den umgekehrt ausgesprochen selbstbewußten tschechischen Gewerkschaftlern einer neuen Generation in der Bewegung gegen kommerzielle Globalisierung kann ich mit gutem Gewissen davon ausgehen, daß die

54 Vgl. den umfassenden und bisweilen in seinem eigenen Mystizismus aufgehobenen Gebrauch des Begriffs bei M. Hardt/ T. Negri, *Empire*, Cambridge (Ms)/ London 2000.

Konzeption der Arbeit nicht nur praktikabel ist, sondern mehr noch eine Fragestellung ernst nimmt, die über alle Landesgrenzen und nationalen Eigenheiten hinaus an Bedeutung gewinnt.

Ausblick: zum Potential komparativer Syntheseschritte aus Mikrostudien

Mit Regelmäßigkeit bemerken Vergleichende im Verlauf ihrer Arbeit, daß ihre komparativen Felder unterschiedlicher sind als vorher angenommen. In der vorgestellten Projektanlage bietet sich die eher seltene Chance, diesen Erfahrungswert vergleichender Werkstätten aus unterschiedlichen und sich ergänzenden Perspektiven heraus quantitativ und qualitativ zu gewichten. Aufgrund der relativen Streuung der vier mal drei hier unter die Lupe genommenen Mikrosituationen, ihrer sektorialen, geographischen und transfergeformten Nähe und Ferne, entsteht die Möglichkeit, Verschiedenheiten entgegen dem tradierten Vergleichsschema nachzugehen. Sie erlauben, dezidiert quer zu national- und regionalgeschichtlichen Grenzen der Beobachtungsfelder zu analysieren und so im globalen Zusammenhang zu gewichten. Was zum Beispiel zeichnet die praktische Kontrolle im Arbeitsablauf des typographischen Sektors von Char'kov 1917 und Havanna 1959 aus gegenüber der Transformation der Zuckerverarbeitung in beiden Ländern? Der Vergleich von Mikrosituationen in verschiedenen Zusammenhängen von Analogie und Kontrast ermöglicht, entscheidende Entwicklungen auch quer zu Vorstellungen von Nationalgeschichten in einen komparativen Zusammenhang zu bringen. Abseits aller ideologischen Vereinnahmungen und zum Teil ihnen zum Trotz sind Transfers reeller Erfahrungen zur Arbeiterselbstverwaltung immer abhängig von der Verknüpfung mindestens zweier betrieblicher Konfliktsituationen. Biographische Kontextualisierungen, die klären wer diese Verknüpfung unter welchen Auslassungen und unter Einfluß welcher Vermittlungsinstanzen für sich in Anspruch nahm, gaben tendenziell Aufschluß über die zugrunde liegenden kollektiven Motivationen jener situationistischen „Internationale der ArbeiterInnenselbstverwaltung“. So komplex und flüchtig sie auch zutage trat, sie war dennoch in der Lage, den Lauf der Weltgeschichte entscheidend zu verändern. Das rechtfertigt eine aufwendig kontextualisierende Rekonstitution ihrer scheinbar so flüchtigen Form.

Als nunmehr globale JägerInnen und SammlerInnen von Quellenbruchstücken zu lokalem Verlauf, globalem Transfer und sozialer Innovation bewegen wir uns mitunter auf erstaunlicher Weise durch die ProtagonistInnen der Untersuchung selbst ausgetreten Pfade. Eine solche überraschende Entdeckung machte ich beispielsweise anlässlich von Interviews im Haus der jüdisch-kubanischen Familie Grobart. Der Schusterlehrling und Schneider

Abraham Motlovich Grobart (1905–1994) hatte in seiner Emigrationsbiographie, so stellte sich heraus, sowohl Erfahrungen aus der Auseinandersetzung mit Syndikalismus und Belegschaftsemanzipationen in der Folge der russischen Revolutionen von 1917 als auch im Prager Exil nach 1945 gesammelt dazu ab 1924 auf Kuba. Es entstand das Bild eines schillernden geschichtlichen Agenten zwischen den Kontinenten; kein Parteisoldat, kein Arbeiterrebell – aber doch mit der Bescheidenheit anzuerkennen, daß er selbst kein Arbeiter sei, sondern lediglich dank seiner Herkunft aus dem westrussischen Hilfsarbeiterelend die Chance hatte, mit „Wirklichen“ eng zusammenzuarbeiten und dabei sein heimatloses Funktionärshandwerk zu lernen. Noch während er sich, parallel zu den Moskauer Prozessen, 1936 selbst zum Organisationskader der Kubanischen Kommunistischen Partei ernannte, kümmerte er sich erfolgreich um die Freilassung eines anarcho-syndikalistischen Genossen aus seiner politischen Haft in Havanna, die sie vorher geteilt hatten.⁵⁵ Selbst zu der Zeit als die Komintern erfolgreich zum außenpolitischen Instrument der Sowjetunion herabgewirtschaftet worden war, zeigen sich noch unter ihnen im folgenden überlebensfähigen, da peripher affilierten Akteuren kontrastierende globale Durchdringungstendenzen. Dialektischer Materialismus scheut das Zeichnen in Schwarz und Weiß. Auch Abstufungen von Grautönen können auf Dauer nicht befriedigen, vor allem sind sie nicht in der Lage, ein hermeneutisch verwöhntes Publikum anzusprechen, daß unter anderem ein gesellschaftliches Recht besitzt, von unseren Ergebnissen angemessen informiert zu werden. Wie wäre es also angesichts dieser Verantwortung und Herausforderung einmal mit einer Geschichtsschreibung in Farbe?

Grabungen statt Grabpflege!

Aus dem derzeit wahrnehmbaren Niedergang bestimmter nationalstaatlicher Organisationselemente im Weltsystem des Kapitalismus,⁵⁶ erwuchs in den letzten Jahren einerseits eine z. T. recht oberflächige Konjunktur für Denkfiguren der Globalisierung und Zusammenhänge globaler Netzwerke. Die fehlende soziale Bestimmung solcher Redensarten zeigt mitunter bedenkliche Analogien zur fortschreitenden warenförmigen Computerisierung, Marginalisierung und faktischen Entsolidarisierung der Arbeitswelten von Sozialwis-

55 Instituto de Historia de Cuba (IH), Fondo 1 „Fabio Grobart“, Carpeta # 38, z.T. noch klassifiziertes Quellenmaterial.

56 Die Arbeiten von Saskia Sassen gelten immer noch als cutting-edge politischer Ökonomie in der nordatlantischen Debatte, z.B. dies., *Toward a Feminist Analytics of the Global Economy*, in: *Globalization and Its Discontents*, New York 1998, S. 79-109.

senschaftlerInnen.⁵⁷ Andererseits entsteht aber auch ein legitimes und konkretes Forschungsinteresse, jenseits der kanalisierenden Categoriesätze der Nationalgesellschaften Akteure und materielle Tendenzen auszumachen, die in der Lage waren und wären – zumindest zeitweise – sozialen Wandel überhaupt ihren Interessen entsprechend autonom zu gestalten. Phänomene der selbstverwalteten Kontrolle über Produktionsorte, sind in diesen Monaten gerade im medialen mainstream wahrnehmbar, s. Argentinien und Irak. Unter Umständen zeigen sie sich sogar in der Lage, historische Wandlungsprozesse nach eigenen Entwicklungsvorstellungen zu beeinflussen. Das ist nicht der Stoff für ein Ende der Geschichte, vorsichtig gesagt. Unseren Erfahrungen vom Umgang mit entsprechenden historischen Quellen nach, ist ihre genauere Identifizierung und Charakterisierung in situ durchaus geeignet, einen Begriff von globaler Bewegung oder auch nur entsprechende Fermente auf reale Gehalte antagonistischer Strukturen und Tendenzen hin zu prüfen. Zweifellos ist uns die oberflächige politikgeschichtliche Instrumentalisierung solcher Herausforderungen nur allzu geläufig. Ihren ökonomischen und alltagskulturellen Kern dagegen kennen wir kaum. Wir wissen um die – durchaus wechselfertigen – Instrumentalisierungen einer global herausfordernden Gegenbewegung in und um die Orte kollektiver Produktion und Reproduktion. Leicht können solche Vereinnahmungsversuche die Anfänge eines produzentInnengeleiteten Wirtschaftens überflügeln, verklären oder an sich für irrelevant erklären. Diese Kompensationsbewegungen zur Wiedereinrichtung einer Hegemonie falschen Bewußtseins über die zentralen ökonomischen Vorgänge rechtfertigen in unserem Vorhaben den immensen archäologischen Aufwand zur Freilegung real praktizierter Gegenentwürfe. Die Mikroperspektiven können – in komparativen Kategorien weiterentwickelt – eine solche Freilegung leisten, so die hypothetische Grundlage unserer Zuversicht.

Eine solcherart von Vorsicht gegen ihre eigenen Wunschbilder durchdrungene materialistische Geschichtsschreibung, könnte volunтарistische Schritte in prekären materiellen Verhältnissen zumindest verständlicher machen und damit deren durchaus materiellen Aspekte endlich im Zusammenhang verstehen lernen. Spontane Einflüsse auf den historischen Gesamtprozeß wären so u. U. in ihrer Bedingtheit und abhängigen Reproduktion nachvollziehbarer. Gegenüber Denkfiguren eines ökonomistischen oder machtpolitischen Determinismus hätte sich dieser am Konkreten zu entwickelnde Begriff von materieller Tendenz in seiner empirischen mikro-Wahrnehmungsfähigkeit

57 Zur Marginalisierung von Selbstverwaltungsanliegen in der heute dominierenden Warenform der Computerisierung, s. die jüngste Studie der Softwareentwicklerin E. Rose, *User Error. Resisting computer culture*. Toronto (Between the lines) 2003, S. 86.

und in der Qualität seiner makro-Syntheseleistungen entschieden abzusetzen. Der Pariser Berufskollege Orwells und ebenfalls aufmerksame Beobachter zeitgenössischer Kollektivierungsentwicklungen in Spanien 1936, Walter Benjamin, formulierte zwei entscheidende Niederlagen später in seinem historischen Testament, über den Begriff der Geschichte 1940: ‚Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen, wie es denn eigentlich gewesen ist‘. Es heißt, sich einer Erfahrung zu bemächtigen, wie sie im Augenblick einer Gefahr aufblitzt. [...] In jeder Epoche muß versucht werden, die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriff steht, sie zu überwältigen.“⁵⁸ Seine Zähne zu verlieren, ob nun mit Zuckerbrot und Peitsche im deutschen Wissenschaftsbetrieb oder etwa mit den zahnärztlichen Maßnahmen der Agenda 2010 wäre ohne Zweifel eine solche Gefahr. Die Blitze sind ein Teil unserer Lebenswirklichkeit. Nutzen wir ihr flüchtiges Licht während unsere Zeit zur Neige geht!

58 VI. Der XX Thesen von W. Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, in: Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1942 [Erstveröffentlichung, neu ed. 1972-1989] Bd. I/2, S. 693-704, hier S. 667.

Helmut Bräuer

„Sozialgeschichte war ja tabuisiert.“ Zum 100. Geburtstag von Rudolph Strauß

Einige Vorbemerkungen

Im Vorfeld des „Historikertages“ 1992 gab der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler der ‚Hannoverschen Allgemeinen Zeitung‘ ein Interview zum „Stand der ostdeutschen Historiographie“. Er kenne „nur wenige, vielleicht zwei Dutzend Historiker, die den Leistungsmaßstäben genügen, wie sie hier bei uns im Westen ganz selbstverständlich angelegt werden.“ „... ganze Tonnen ostdeutscher Literatur [könne man] vergessen“. Wehler hob hervor:

„Ich gehöre zu einer Generation, die geglaubt hat, man müsse sich auf dem laufenden halten, und habe unentwegt das Dutzend der wichtigsten Zeitschriften und die Veröffentlichungen zur Neuzeit verfolgt. Fast alles – bis auf empirisch neue Ergebnisse –, was zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung geschrieben worden ist, kann man vergessen. Mit einer großartigen Ausnahme: Das sind die Forschungen von Hartmut Zwahr in Leipzig, der die Entstehung des Leipziger Proletariats¹ in einem ganz exakten sozialgeschichtlichen Sinn verfolgt hat, deshalb aber auch zeitweilig in Verschiß war, weil er nicht die politische Arbeiterbewegung, sondern die Sozialgeschichte der Arbeiterschaft analysiert hat.“

Denn, so H.-U. Wehler: „Sozialgeschichte war ja tabuisiert.“²

Georg Iggers behandelte den Sachverhalt bei seinen Bemerkungen über „The Role of Social History“ mit etwas mehr Zurückhaltung und reduzierte die „Grenzen“ auf die Verwendung des Begriffs: „The term social history was spumed until very recently as a bourgeois concept.“³ Dabei nahm er Bezug auf die 1984 von Horst Handke veröffentlichte Analyse, die den Kontext des Gebrauchs von „Sozialgeschichte“, die Objektfelder und Forschungs-

-
- 1 Hartmut Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978. – Das Werk erschien 1980 auch bei Pahl-Rugenstein in Köln und 1981 bei Beck in München.
 - 2 Tonnen von Literatur überflüssig. Ein Gespräch [Harro Zimmermanns] mit Hans-Ulrich Wehler über den Stand der ostdeutschen Historiographie, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung Nr. 219, vom 18. September 1992, S. 10.
 - 3 Georg Iggers (Ed), Marxist Historiography in Transformation. East German Social History in the 1980s, New York/Oxford 1991, S. 17.

zwecke wie auch die inhaltlichen Sichten auf „das Gesellschaftliche“ und „das Soziale“ – das ersterem untergeordnet sei – dargelegt und die Notwendigkeit der intensiveren sozialgeschichtlichen Forschung betont hatte. Es war von H. Handke deutlich gesagt worden, daß in „den letzten zwei Jahrzehnten“, also seit den 1960er Jahren, in der DDR „sozialgeschichtliche Fragestellungen in den Blick der Historiker gerückt“ seien, „unabhängig davon, ob die Begriffe ‚Sozialgeschichte‘ und ‚sozialgeschichtlich‘ verwendet werden oder nicht.“⁴ Helga Schultz schließlich sah im Kern „marxistischer Sozialgeschichte“ die „Analyse der Struktur und Entwicklung von Klassen und Schichten“. Sie wollte sie nicht einengen „auf den Aspekt von Klassenstruktur und Klassenentwicklung im engeren Sinne, wie ihn Hartmut Zwahr seinerzeit definiert hat“, sondern verstand darunter „die politisch-staatlichen Bedingungen, die ökonomischen Grundlagen, die materielle Kultur, die demographische Reproduktion in ihrer Einheit von biologischen und sozialen Aspekten, die Ideologien und Mentalitäten ebenso wie die sozialen und politischen Organisationen und Kämpfe“. Nach ihrer Meinung komme dies einer ‚Totalgeschichte‘ nahe, an deren Ideal man sich annähern müsse.⁵

Die lange Existenz des Leipziger sozialgeschichtlichen Arbeitskreises unterstreicht, daß es auch entsprechende Organisationsformen für die Diskussion sozialgeschichtlicher Fragen gab.

Um den Sachverhalt mit der größten Zurückhaltung zu formulieren: Für die Zeit seit den 1960er Jahren fällt es nicht leicht, das Wort von der „Tabulierung“ der Sozialgeschichte in der DDR als begründet anzusehen, insbesondere wenn man die konkrete Forschung in den Blick nimmt, wie sie durch die „Jahresberichte für deutsche Geschichte“ oder regionale bibliographische Hilfsmittel dokumentiert ist. Natürlich schließen Beobachtungen dieser Art immer das Verlangen ein: Die Beschäftigung hätte intensiver und vor allem differenzierter sein können oder müssen, es gab nur ansatzweise Theoriendebatten, und der internationale Austausch der Arbeitsergebnisse ließ auch zu wünschen übrig. Doch sind das keine sozialgeschichtlichen Spezifika. Man kann sie auf vielen sachlichen Ebenen finden. Westlichenorts übrigens auch.

4 Horst Handke, Zur sozialgeschichtlichen Forschung in der DDR, in: ZfG 34 (1986) 4, S. 291-302.

5 Helga Schultz, Berlin 1650–1800. Sozialgeschichte einer Residenz. Mit einem Beitrag von Jürgen Wilke, Berlin 1987, S. 15.

Tabuisierung in den 1950er Jahren?

Vielleicht aber galt dann dieses sozialgeschichtliche Forschungs-Tabu, von dem oben so selbstverständlich gesprochen wurde, für die Zeit vor 1960. Auch dies sei geprüft.

Hier vermitteln zunächst die Literaturberichte von Rigobert Günther und Gerhard Schrot über „Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Altertums in der DDR“⁶ oder von Elisabeth Giersiepen über „Die deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der Forschungsarbeit der Wirtschaftshistoriker der DDR“⁷ einen etwas anderen Eindruck, obgleich gerade bei letzterer Autorin die Wirtschaftsgeschichte Priorität genießt. Freilich wird das Bild erst durch die konkreten Untersuchungen klarer.

Als Beispiel wähle ich die Stadtgeschichte: Johannes Schildhauer und Konrad Fritze hatten mit ihren Habilitations- bzw. Dissertationsschriften sowie in vielen Aufsätzen tief in die sozialen Strukturen von Hansestädten hineingeleuchtet und materielle Lebensverhältnisse, Schichtenbeziehungen und soziale, politische und religiöse Auseinandersetzungen analysiert.⁸ Ernst Werner und Martin Erbstößer widmeten sich dagegen vorwiegend den Zusammenhängen von sozialen und religiösen Fragen von Unter- und Rand-schichten,⁹ während Evamaria Engel und Gerhard Heitz sich auf die ländliche Sozialstruktur orientierten;¹⁰ Karl Czok nahm, nachdem Adolf Laube

6 Historische Forschungen in der DDR. Analysen und Berichte. Zum XI. Internationalen Historikerkongreß in Stockholm August 1960, in: ZfG Sonderheft, VIII (1960), S. 22-52.

7 Ebd., S. 229-244.

8 Genannt seien hier nur Johannes Schildhauer, Soziale, politische und religiöse Auseinandersetzungen in den Hansestädten Stralsund, Rostock und Wismar im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts (= Abh. zur Handels- und Sozialgeschichte, 2), Weimar 1959 (Habil. 1957); Konrad Fritze, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Stralsunds im 13. und 14. Jahrhundert, Diss., Greifswald 1956, masch. (als Buch Schwerin 1961).

9 Ernst Werner, Pauperes Christi. Studien zu sozial-religiösen Bewegungen im Zeitalter des Reformpapsttums, Leipzig 1956 (Habil. 1959); Martin Erbstößer, Untersuchungen über die plebejischen Schichten und ihre Ideologie im Mittelalter. Die Sekte der Brüder und Schwestern von freien Geistes und die freigeistige Häresie bis zur 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, Diss., Leipzig 1959, masch.

10 Evamaria Engel, Feudalherren, Lehnbürger und Bauern in der Altmark. Eine Analyse der ländlichen Sozialstruktur, Berlin 1963, masch.; Gerhard Heitz, Die Entwicklung der ländlichen Leinenproduktion Sachsens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Berlin 1961 (Diss. Leipzig 1953); Ders., Sozialstruktur und Klassenkampf in Mecklenburg im 18. Jahrhundert, Habilschrift (Leipzig) 1960.

bereits auf frühe Differenzierungsvorgänge in den Zünften verwiesen hatte,¹¹ Städtebünde und zünftige Auseinandersetzungen ins Visier und entwickelte daraus schließlich das Konzept der Bürgerkämpfe.¹² Erich Neuß, Eberhard Wächtler sowie Manfred Unger und Adolf Laube wandten sich den sozialen Verhältnissen in den Silberbergbaustädten, im Steinkohlenrevier bzw. „im Salz“ zu.¹³ Karlheinz Blaschke ging mit verschiedenen Beiträgen zur Bevölkerungsgeschichte von Städten und Dörfern¹⁴ dem Thema seiner späteren Habilschrift nach.¹⁵ Und Rudolf Forberger griff in seiner „Manufakturgeschichte“ von 1958 eine Fülle von sozialen Fragen der unmittelbaren Produzenten innerhalb und außerhalb des Produktionsprozesses auf.¹⁶

Die wenigen Beispiele mögen genügen.

Es ist zu beobachten, daß die Behandlung von sozialen Fragen zwar nicht durchgängig, aber doch wohl vornehmlich von den Bemühungen angestoßen wurde, im weitesten Sinne soziale Auseinandersetzungen zu erfassen und zu erklären – gleichgültig, ob sie innerhalb von Städten oder regional stattfanden. Um die Ursachen der gesellschaftlichen Konflikte zu erhellen und die Akteure in ihren Verflechtungen genau auszumachen, erfolgte die Analyse der sozialen Situation und Beziehungen, wobei innerstädtische Umstände,

11 Adolf Laube, Wirtschaftliche und soziale Differenzierung innerhalb der Zünfte des 14. Jahrhunderts, in: ZfG (1957) 6, S. 1181-1197.

12 Karl Czok, Städtebünde und Zunftkämpfe in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts, Diss., Leipzig 1957, masch.; Ders., Städtische Volksbewegungen im deutschen Spätmittelalter. Ein Beitrag zu den Bürgerkämpfen und innerstädtischen Bewegungen während der frühbürgerlichen Revolution, Habil.-Schrift, 2 T., Leipzig 1963, masch.

13 Erich Neuß, Entstehung und Entwicklung der Klasse der besitzlosen Lohnarbeiter in Halle. Eine Grundlegung (= Abh. der SAW zu Leipzig, Phil.-Hist. Kl., 51), Berlin 1958; Eberhard Wächtler, Zur Geschichte der Lage der Bergarbeiter im sächsischen Steinkohlenrevier Lugau-Ölsnitz von 1889–1914, Diss., 2 T., Leipzig 1957, masch.; Manfred Unger, Stadtgemeinde und Bergwesen im Mittelalter, Diss., Leipzig 1957 (Druck Weimar 1963); Adolf Laube, Zur Entstehung kapitalistischer Produktionsverhältnisse im französischen Silberbergbau um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Diss., Leipzig 1963, masch.

14 Karlheinz Blaschke, Zur Statik der sächsischen Städte im 16. Jahrhundert, in: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Zum 65. Geb. von Heinrich Sproemberg, hrsg. v. Hellmut Kretzschmar (= Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, 1), Berlin 1956, S. 133-143; Ders., Soziale Gliederung und Entwicklung der sächsischen Landbevölkerung im 16. bis 18. Jahrhundert, in: Zs f. Agrargeschichte und Agrarsoziologie 4 (1956), S. 144-155.

15 Karlheinz Blaschke, Bevölkerungsgeschichte von Sachsen bis zur industriellen Revolution, Berlin 1967 (Habilschrift Leipzig 1962).

16 Rudolf Forberger, Die Manufaktur in Sachsen vom Ende des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, Berlin 1958.

separate Klassen, Schichten und Gruppen, ebenso aber auch die Verortung von Glaubensfragen auffällig in den Vordergrund traten. Nahezu in allen Arbeiten spielte – der marxistischen Ausgangsbasis der meisten Autoren folgend – die Charakteristik der wirtschaftlichen Grundlagen eine herausragende Rolle. Aber überall war die Palette der untersuchten sozialen Sachverhalte breit und bunt gehalten, und verschiedentlich können schon zu dieser Zeit die Konturen des später von der Volkskunde/Kulturgeschichte ausgearbeiteten Konzepts der „Lebensweise“ erkannt werden. Unter den akademischen Lehrern agierten in Leipzig Heinrich Sproemberg und Hellmut Kretzschmar – indem sie vor allem Freiräume schufen – und in Berlin Jürgen Kuczynski – dieser mit einem ständigen Forschungsseminar – in besonders nachhaltiger Weise. Weite Ausstrahlung besaß zugleich J. Kuczynskis vielbändige Arbeitergeschichte, die in den 1950er Jahren in zweiter Auflage erschien¹⁷, und wer – mancherlei Problematisches unbesehen – aus dessen Werk eine „Tabuisierung“ der Sozialgeschichte erschließt, muß sich fragen lassen, ob er von diesem Manne etwas gelesen hat.

Das Beispiel Rudolph Strauß

Es erscheint nach den oben gemachten Feststellungen angebracht, das „sozialgeschichtliche Verständnis“ von Historikern in der DDR der 1950er Jahre in Grundzügen an einem Fallbeispiel etwas genauer auszumessen. Der äußere Anlaß dazu liegt auf der Hand, wenn ein 100. Geburtstag ins Haus steht.

Zum 55. Geburtstag, dem 28. August 1959, setzte Rudolph Strauß seinen Namen unter das Vorwort des Buchmanuskripts „Die Lage und die Bewegung der Chemnitzer Arbeiter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, das dann im Akademie-Verlag Berlin 1960 erschien.¹⁸

Mit diesem Werk hat der Verfasser in bemerkenswerter Weise dazu beigetragen, Grundlagen für sozialgeschichtliche Betrachtungsweisen in der geschichtswissenschaftlichen Arbeit der DDR zu schaffen, steht aber damit zugleich in einer Forschungstradition, die häufig übersehen wird.

Der Autor, Sohn eines Handelsvertreters in Niederwiesa bei Chemnitz, hatte das Lehrerseminar Frankenberg besucht, wirkte dann als Lehrer und war nach 1945 in der Fortbildung der Pädagogen tätig, bis ihn ein Gehörschaden 1947 zur Aufgabe seines Berufes und zur Übernahme der Tätigkeit

17 Jürgen Kuczynski, Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 1 ff., 2., verb. Auflage, Berlin 1952 ff.

18 Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften des Instituts für Geschichte, Reihe II: Landesgeschichte, 3; 393 S.

des Chemnitzer Stadtarchivars veranlaßte¹⁹ – ein Glücksfall für das kommunale Archivwesen.

In einer Denkschrift an den Rat der Stadt Chemnitz hatte der Stadtarchivar bereits 1951 auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, archivische Arbeit²⁰ nicht allein als Verwaltungs- und Dienstleistungsaufgabe zu sehen, sondern auch unmittelbar in die stadtgeschichtliche Forschung einzubinden. Zu diesem Zweck forderte R. Strauß die Einrichtung eines Publikationsorgans, das der Rat auch genehmigte und finanzierte.²¹ Von 1952 an erschienen die „Beiträge zur Heimatgeschichte von Chemnitz“ (ab 1953: Karl-Marx-Stadt). Damit war die älteste konunalarchivische Publikationsreihe der DDR installiert, die ohne nennenswerte äußere Brüche bis Heft 30 (1988) erhalten werden konnte. Eine Weiterführung im Rahmen neuer gesellschaftlichen Bedingungen erfolgte unter Leitung von Gabriele Viertel mit der Reihe „Aus dem Stadtarchiv Chemnitz. Beiträge zur Stadtgeschichte“ seit 1994.²²

Das von Rudolph Strauß konzipierte, bearbeitete und eingeleitete Heft 1 der „Beiträge“ (1952) hatte „Quellen zur Lage der Chemnitzer Arbeiter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ zum Gegenstand und war insofern eine frühe Arbeitsstufe seiner großen Analyse von 1960.

Der Initiator der Reihe ging dabei von der wirtschaftlichen Bedeutsamkeit der Stadt aus und formulierte als Ziel, der bisherigen historiographischen Aufmerksamkeit, die den Unternehmern der Stadt zuteil geworden war,²³ die Nachzeichnung der Lebensverhältnisse der Arbeiter der Stadt ent-

19 StadtA Chemnitz, Personalakte Nr. 221, Rudolph Strauß; Helmut Bräuer: Ernst Hofmann, Rudolph Strauß und Ernst Barth – Vertreter der marxistisch-leninistischen Regionalgeschichtsforschung, in: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt (nachfolgend: Beiträge) 23 (1979), S. 41-56, hier S. 42, Bibliographie S. 46-50; vgl. auch Helmut Bräuer, Rudolph Strauß (1904–1987). Bemerkungen zu seiner geschichtswissenschaftlichen Leistung, in: SächsFühl. 33 (1987) 4, S. 182 f. Eine knappe biographische Skizze von G[abriele] V[iertel], Strauß, Dr. phil. h. c. Rudolph, in: Von André bis Zöllner. 125 Biographien zur Chemnitzer Geschichte (= Aus dem Stadtarchiv Chemnitz 2), Radebeul 1998, S. 113.

20 Die Rolle als Stadtarchivar würdigte Gabriele Viertel, Zum Wirken von Dr. h. c. Rudolph Strauß als Stadtarchivar (1947–1971), in: FS für Rudolph Strauß zum 80. Geb. Beiträge 27 (1984), S. 87-94.

21 StadtA Chemnitz, AR, XI, 1a, Bl. 7, 9. Vgl. Helmut Bräuer, Über die Entstehung und einige Grundzüge der Entwicklung der „Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt“, in: Beiträge 20 (1973), S. 5-15, hier S. 5, 8.

22 Bislang erschienen H. 1 (ungez.) bis 6 (2002).

23 In erster Linie bezieht sich das auf die Flut von Jubiläumsschriften der Chemnitzer Fabriken Hartmann, Schwalbe und Sohn, Winklhofer und Jaenicke, Haubold, Wiede, Pfauter, Reinecker, Schönherr, Zimmermann, Schimmel, Schubert und Salzer, Son-

gegenzustellen. Er wählte für diesen Zweck die Form der Quellenpublikation, mit der er zugleich pädagogische Absichten verfolgte.

Aus persönlichen Gesprächen sei hinzugefügt: Rudolph Strauß ging es auch um die Selbstverständigung, um eine individuelle Kontaktnahme zu den Materialien dieses Themenkreises im „eigenen“ Hause; deshalb habe er versucht, aus völlig unterschiedlichen sozialen und politischen Sphären entsprechende Zeugnisse zusammenzutragen, um viele Sichten erfassen zu können. Die größere Arbeit, die eine Analyse sein müsse, sei freilich noch zu leisten.²⁴ Im Vorwort zum 1. Heft der „Beiträge“ betonte er:

„Es kommen Menschen der verschiedensten Denkungsart und verschiedener Herkunft zu Worte: Fortschrittliche Schriftsteller mit einem warmen Herzen für die Ausgebeuteten, wie etwa der Chemnitzer Webersohn Eduard Theodor Jäkel oder der ungenannte Verfasser der ‚Chemnitzer Zustände‘, kluge und kühl rechnende Unternehmer, wie Dörstling und Wieck, die als Verteidiger des Fabrikwesens schonungslos das Elend der Hausweber aufzeigen; mehr oder minder konservative, dabei aber menschenfreundliche Bürger, anscheinend Pfarrer, Lehrer und höhere Beamte, die [...] auf die Verelendung der Fabrikarbeiter hinweisen; der Rat in amtlichen Berichten, Protokollen und Anordnungen und schließlich Arbeiter, die der Behörde ihre Beschwerde vortragen, in Volksversammlungen die Grundfragen ihres Lebens behandeln und in der Presse maßvolle und wohlbegründete Kritik üben.“²⁵

Die Wahl des Zugangs zum Stoff und das Spektrum der Quellen weisen den Bearbeiter als Archivar ohne Berührungszügel aus, freilich als einen, der seine selbstgewählte Aufgabe, Arbeiterdasein darstellen zu wollen, mit Ernst betrieb und seinem „Gegenstand“ nicht „feindlich“ gegenüberstand.

Zu den indirekten Vorarbeiten des Buches über die „Lage und die Bewegung der Chemnitzer Arbeiter“ zählt auch die gemeinsam mit Kurt Finsterbusch verfaßte Schrift „Die Chemnitzer Arbeiterbewegung unter dem Sozialistengesetz“.²⁶ Mit ihr wurde zwar nicht die Ankündigung aus Heft 1 der „Beiträge“ eingelöst, man müsse neben der Lage auch die Bewegung der Arbeiter in der ersten Jahrhunderthälfte untersuchen, aber die Studie zum Sozialistengesetz behandelte erstmals eine Reihe wichtiger lokaler Fragen jener Zeit und akzentuierte die politischen Auseinandersetzungen.

Nach Auskunft des Verfassers begannen in jener Zeit die Pläne für eine Darstellung der Lebensverhältnisse der Chemnitzer Arbeiter vor der Mitte

dermann und Stier; vgl. dazu Eberhard Stimmel, Hans-Joachim Müller (Bearb.), Bibliographie zur Geschichte der Stadt Chemnitz, Dresden 1991, S. 203-243.

24 Gespräch mit Rudolph Strauß im Herbst 1971.

25 Quellen zur Lage, in: Beiträge 1 (1952), S. 9.

26 Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 3 (1954).

des 19. Jahrhunderts konkretere Gestalt anzunehmen.²⁷ Das ging erstens auf die wachsende Kenntnis des Archivars über die Bestände des Karl-Marx-Städter Archivs zur Geschichte der sozialen und politischen Verhältnisse der Jahrzehnte nach 1800, zweitens auf die Lektüre einer Reihe von Jubiläumsschriften Chemnitzer Firmen sowie Darstellungen zur frühen Wirtschaftsgeschichte der Stadt und drittens auf die Erkenntnis von der Vernachlässigung der lokalen Arbeitergeschichte zurück. Lediglich der sozialdemokratische Redakteur Ernst Heilmann²⁸ und der Volkswirtschaftler Hans Barth²⁹ hatten monographische Arbeiten vorgelegt. Die sich hier offenbarenden Widersprüche zwischen attraktiver Quellenmasse und fehlenden Untersuchungen bzw. Fehlinterpretationen erwiesen sich für Rudolph Strauß als nachhaltige Impulse. So war von Hans Barth beispielsweise in seiner Promotionsschrift für das 19. Jahrhundert behauptet worden, daß sich zwar für „die untersten Schichten“ die „sozialen Verhältnisse“ gebessert hätten, der „Klasserhaß“ aber dennoch gewachsen sei, wofür diese die „Arbeitgeber“ verantwortlich machten.³⁰

In konzeptioneller und methodischer Hinsicht grundlegend für seine Abhandlung wurden neben dem „Kapital“ von Marx auch die Schrift von Friedrich Engels über die Lebensverhältnisse der englischen Arbeiter sowie die „Arbeitergeschichte“ Jürgen Kuczynskis und Karl Obermanns Buch über die Arbeiter im Revolutionsjahr 1848.³¹ Ausdrücklich aber meinte R. Strauß:

„Es kam mir darauf an, neue Quellen zu erschließen und Tatsachenmaterial herbeizuschaffen über Zustände und Entwicklungsabläufe in einer bedeutenden Industriestadt während eines bestimmten Zeitabschnittes. Auf wissenschaftlicher Grundlage sollte eine möglichst anschauliche und lückenlose Einzeldarstellung entstehen, ein Bild von der Lage und Bewegung der Arbeiter von Chemnitz [...]“

Und „wo nur irgend möglich“ wollte er „bis auf die wirklichen Quellen zurückgehen.“³²

Zu eben diesen Quellen zählten periodische Druckschriften – wie etwa der *Chemnitzer Anzeiger* (ab 1800), lokale und regionale Periodika Sachsens aus der Zeit des Vormärz und der bürgerlich-demokratischen Revolution,

27 Gespräch mit Rudolph Strauß im Herbst 1971.

28 Ernst Heilmann, Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz und dem Erzgebirge, Chemnitz o.J. [um 1913].

29 Hans Barth, Die sozialen Zustände der unteren Volksschichten in Chemnitz während der Umgestaltung des Wirtschaftslebens im vorigen Jahrhundert, Diss., Frankfurt/M 1921.

30 Ebd., S. 122. Zitiert nach Strauß, Lage und Bewegung, S. 6.

31 Karl Obermann, Die deutschen Arbeiter in der Revolution von 1848, Berlin 1953.

32 Strauß, Lage und Bewegung, S. 6.

Adreßbücher und Programmschriften –, vor allem aber Archivalien des eigenen Hauses, des Landeshauptarchivs [heute: Sächsisches Hauptstaatsarchiv] Dresden und des Kirchenarchivs. Besonders materialreich erwiesen sich dabei die Akten der Landes-Ökonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation, die Nahrungsstandstabellen, Stadt- und Bauamtsrechnungen, Verhörprotokolle sowie Hausgesetz-Akten der frühen Fabriken wie auch Kassen- und Vereinsarchivalien.

Eine relativ knappe Darstellung der Position der Stadt in der deutschen Industrielandschaft am Beginn der industriellen Revolution leitet die Untersuchung ein.

Der erste Teil des Buches befaßt sich uneingeschränkt mit der „Lage der Chemnitzer Arbeiter“ (S. 13-129), die zunächst differenziert – Weberei, Katundruckerei, Spinnerei und Maschinenbauerei – behandelt wird, woran sich eine verallgemeinernde Analyse anschließt.

Der Verfasser skizziert zu Beginn Strukturfragen der Chemnitzer Arbeiterschaft und zeigt das quantitative Wachstum zwischen Jahrhundertbeginn und Jahrhundertmitte, wo (1840) 7213 Lohnarbeiter (3880 Männer, 1817 Frauen und 1516 Kinder) tätig waren. Sehr detailliert geht er dann auf Löhne und Lebenshaltungskosten ein, damit zugleich eine umfangreiche Materialpublikation im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte vorbereitend, die Tausende von Angaben für Tagelöhne von Bau- und Straßenarbeitern sowie Preise für Brot, Kartoffeln, Getreide, Bier, Seife, Licht, Fleisch, Käse, Eier und Butter aus der Zeit zwischen 1770 und 1850 enthält.³³

Unter dem Stichwort „Arbeitsbedingungen“ geht der Verfasser dann dem Themenkomplex „Arbeitsräume, Arbeitszeit und Arbeitsordnungen“ nach und läßt hier die harten Umstände deutlich werden, unter denen die Chemnitzer Unternehmer die industrielle Revolution zu gestalten mußten – weit entfernt von jenen Heroisierungen, die ihnen in den Jubiläumsschriften³⁴ und anderswo³⁵ zuteil wurden.

In den Kapiteln über Ernährung, Kleidung, Wohnung und Gesundheitsverhältnisse führt er den Leser unmittelbar zu den Arbeiterfamilien – insbesondere zu Ehe und Konkubinat, zur Position der Arbeiterfrauen, zu Prosti-

33 Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1962, S. 143-190, 1963, S. 189-280, 1964, S. 270-317, 1965, S. 233-249.

34 Beispielsweise: Sächs. Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann AG, Chemnitz 1912; 100 Jahre Hartmann Textilmaschinenbau, Berlin 1937; Generell dazu: Ernst Barth, Die Entwicklung von Karl-Marx-Stadt zur Industriemetropole – Aus zwei Jahrhunderten Karl-Marx-Städter Wirtschaftsgeschichte, in: Beiträge 13 (1965), S. 53-87.

35 Bernhard Rost, Richard Hartmann, in: Sächsische Lebensbilder, Bd. 1, Dresden 1930, S. 132-141; Paul Uhle, Johann v. Zimmermann, in: Ebd., S. 433-442.

tution und dem Arbeiterkind, dem – gemäß der Rolle der Kinder im Produktionsprozeß jener Zeit – ein außerordentlich breiter Raum gewidmet wird.

Das auf diese Weise erzeugte Bild von den materiellen und geistigen Lebensumständen der Arbeiterschaft enthält wichtige Elemente der Alltags- und Mentalitätsgeschichte. Von den Fakten her stammt es ausnahmslos aus der archivischen Quellenüberlieferung, greift dabei aber auch sozialgeschichtliche Fragestellungen der Publikationen der lokalen Geschichtsvereine³⁶ auf, wie sie insbesondere in Chemnitz, Freiberg und Zwickau seit dem 19. Jahrhundert entwickelt worden waren. Johannes Langer (Freiberg), Ernst Fabian (Zwickau) sowie die Chemnitzer Alfred Mating-Sammler, Reinhard Zöllner und Paul Uhle mögen hier stellvertretend für eine Reihe weiterer Autoren stehen, während sich der zeitgenössische Gedankenaustausch vor allem mit Erich Wild (Markneukirchen), Karl Steinmüller (Zwickau), Josef Müller, Otto Paul Happach (beide Chemnitz) und Arno Knnze (Zittau) vollzog, die um die Mitte der 1950er Jahre auch als Mitarbeiter für die archivierte Publikationsreihe gewonnen wurden und sich mehr oder weniger eng um Agricola und den Frühkapitalismus scharten.³⁷ Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant zu sehen, wie es Rudolph Strauß verstand, viele der von den älteren Historikern stammenden bzw. ältere historische Perioden berührende Fragen und Anregungen aufzugreifen und sie für seinen Gegenstand und das 19. Jahrhundert fruchtbar zu machen.

Insgesamt vermag der Verfasser nicht nur zu zeigen, unter welchen Bedingungen die Kleinstproduzenten, heruntergekommenen und abhängigen Handwerker, „Fabrikgesellen“ und Fabrikarbeiter als soziale Kategorien lebten. Er kann zugleich deutlich machen, daß sich mit diesen Männern, Frauen und Kindern eine qualitative Veränderung vollzog, daß das Chemnitzer Proletariat Schritt um Schritt Konturen annahm, indem sich die Daseinsbedingungen und Lebenslagen der „Ausgangsgruppen“ weitgehend auf einem Niveau einpendelten, wodurch sich auch „gemeinsame“ Sicht- und Denkweisen zu formen begannen.

36 Vgl. hier Gert Richter, Zur Rolle und Bedeutung von örtlichen Geschichtsvereinen für die Erforschung und Darstellung der bürgerlichen Heimatgeschichte (dargestellt durch eine vergleichende Untersuchung am Beispiel der Geschichtsvereine von Freiberg, Leipzig, Dresden und Chemnitz), Diss. A, Leipzig, 1971, masch.; ders.: Der Verein für Chemnitzer Geschichte (1872–1945), in: Mitt. d. Chemnitzer Geschichtsvereins 62 NF 1 (1992), S. 19–46; Helmut Bräuer, Die Bedeutung der „Mitteilungen des Chemnitzer Geschichtsvereins“ für die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Chemnitz, in: Mitt. d. Chemnitzer Geschichtsvereins 67 NF 6 (1997), S. 17–34.

37 Vgl. Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt 4, 5 und 6 (1955) sowie 9 (1961).

Dazu leistete die politische Profilierung einen wesentlichen Beitrag. Ihr und den sich daraus herleitenden sozialen und politischen Auseinandersetzungen widmete sich Rudolph Strauß im 2. Teil des Buches (S. 130-344). Kassen und Vereine markierten in diesem Prozeß die ersten Stufen, auf denen sich „Gemeinschaft“ etablierte, wo sich in Satzungen schichtenspezifische Haltungen ausdrückten. Erste Lohnstreiks wurden zu Prüfsteinen des erreichten Formierungsniveaus. Seit den Vormärztagen sieht der Verfasser dann Linien, die zur relativ einheitlichen Arbeiterbewegung in Chemnitz hinführen. Die damit verbundenen Kämpfe der Jahre 1830 und 1848/49 nehmen folglich auch einen beträchtlichen Raum in der Darstellung ein, wo sich Ereignissohilderung – und damit Materialaufbreitung – und Analyse trefflich ergänzen. Hier ist die Betonung eines „wachsenden Klassenbewußtseins“ (S. 234) keine leere Formel. Situationsschilderungen, Handlungsabläufe sowie die Kennzeichnung der bis zu den Einzelpersonen hinabreichenden sozialen und politischen Kräfte werden geschickt zusammengebunden und schaffen eine breite Verständnisgrundlage für den Gedanken des Wachsens der selbständigen proletarischen Sozialkategorie, aber auch für deren Scheitern, das zugleich den Keim für nachfolgende Entwicklungen entlehlt.

Rudolph Strauß hat damit – fünfzehn Jahre vor Hartmut Zwahr³⁸ – eine Konstituierungsgeschichte des Chemnitzer Proletariats vorgelegt, die Maßstäbe setzte. Vorhalten kann man dem Karl-Marx-Städter Archivar allerdings eines: Er besaß in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre nicht den geschärften theoretischen Blick der späteren Generationen, insbesondere nicht den des Jahres 1992. Wie schändlich!

Was er dennoch geleistet hat, haben jene Historiker begriffen, die dafür sorgten, daß das Werk mit der Leibniz-Medaille der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ausgezeichnet wurde und – Jahre später – einen wichtigen Platz im Begründungskatalog für die Ehrenpromotion an der Philosophischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig einnahm.³⁹ Karl Czok beispielsweise verwies speziell auf die Solidarität von R. Straußens Forschungen, die auf strikter Quellenarbeit basierten, und wählte hier nicht von

38 Zwahr, Konstituierung (Anm. 1), erwähnt Strauß nur beiläufig (S. 14). – Er untersuchte die ökonomische, soziale und politisch-ideologische Konstituierung des Proletariats am Leipziger Beispiel, benutzte weitgehend ähnliche Quellenkategorien, räumte aber dem Kirchenbuchmaterial einen größeren Raum ein und entwickelte damit ein breiteres Spektrum von Einblicken in die Familiensphäre der Arbeiter (Parteiwahl, Ehe, soziale Herkunft, proletarische Selbstreproduktion).

39 StadtA Chemnitz, Personalakte Nr. 221: Rudolph Strauß; Leibniz-Med. v. 7. Juli 1960; Ehrenpromotion v. 28. August 1970.

ungefähr das an dieser Stelle behandelte Werk zur Arbeitergeschichte von Chemnitz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁴⁰

In der DDR wurde das Buch mit Interesse, freilich mit unterschiedlichen Akzentsetzungen, aufgenommen. Ernst Barth schrieb eine relativ umfangreiche Rezension, die weitgehend referierte und nur allgemein positiv wertete,⁴¹ Herwig Förder und Walter Schmidt sahen wohl das Gewicht der Untersuchung für die Frühgeschichte der Arbeiter, betonten aber aus der Berliner Sicht vor allem die Bedeutsamkeit der Untersuchung für die Erforschung der Arbeiterbewegung.⁴² Eine ungewöhnlich umfangreiche Besprechung steuerte Rudolf Ludloff in der ZfG bei. Er würdigte vor allem – in Auseinandersetzung mit der bisherigen einschlägigen lokalen Forschung – Straußens Verdienste um die Aufhellung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Chemnitzer Arbeiter, merkte aber ebenso ein gewisses „Theoriedefizit“ an, das er insbesondere im Bereich der Darstellung der „sog. ursprünglichen Akkumulation des Kapitals“ und seiner Besonderheiten in Deutschland sah.⁴³ Das freilich ging am Kern der Dinge vorbei.

Aus der BRD äußerte sich unmittelbar Wolfram Fischer. Auch er stellte die Arbeit zunächst in den Kontext von Arbeiterbewegung, meinte aber dann: „R. Strauß' große Untersuchung über die Arbeiterzustände in der ältesten Industriestadt Deutschlands gehört zu jenen Detailstudien, die, aus zerstörten Archiven schöpfend, ein bisher in diesem Umfange für Deutschland kaum bekanntes Material zutage fördern und so unsere Erkenntnis wesentlich bereichern, auch dann, wenn man Deutungen und Wertungen nicht zustimmen kann. Für eine bessere Erfassung der sozialen Wirklichkeit des ‚Vormärz‘ sind solche Studien unerläßliche Bausteine.“⁴⁴

In der Zeit des Kalten Krieges war dies eine erstaunlich nüchterne und sachbezogene Reaktion, wie es sie eigentlich nur selten⁴⁵ gab. Sie hebt sich

40 Karl Czok, Gutachten zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Rudolph Strauß, Karl-Marx-Stadt, v. 16. 6. 1969. Maschinenschrift im Besitz von Prof. Karl Czok, Leipzig.

41 Ernst Barth, in: Sächs. Heimathbl. 6 (1960)6, S. 390-392.

42 Herwig Förder, Walter Schmidt, Forschungen zur Frühgeschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland, in: Historische Forschungen in der DDR. Analysen und Berichte. Zum XI. Internationalen Historikerkongreß in Stockholm, August 1960. ZfG Sonderheft 8 (1960), S. 245-271, hier 248 f. und 269. Wie wenig sorgsam die Berichterstatter dabei zu Wege gingen, demonstriert, daß sie von weiten Teilen der sozialgeschichtlichen Analyse gar keine Kenntnis nahmen, ja nicht einmal den Vornamen des Autors richtig zu fixieren wußten („Robert“, ebd., Anm. 80).

43 Rudolf Ludloff, in: ZfG 10 (1962)2, S. 474-478, die Kritik S. 447.

44 Wolfram Fischer, in: Bl. für deutsche Landesgeschichte 97 (1961), S. 301.

45 Vgl. etwa Erich Maschke, Deutsche Stadtgeschichtsforschung auf der Grundlage des Historischen Materialismus, in: Jb. für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte.

wohltuend von „Urteilen“ der 1990er Jahre ab, die allerdings auch ihre Funktionen in Politik und Ideologie, insbesondere in der Wissenschaftspolitik und ihrer praktischen Seite, zu erfüllen hatten.

Herbert Pönicke indessen betont zwar in „Das Historisch-Politische Buch“ (Stuttgart) die Wichtigkeit der Quellenarbeit und den „sozialen“ Blick des Verfassers, er verweist auch auf die jämmerlichen Zustände, unter denen die Chemnitzer Arbeiter leben mußten, daß aber Strauß dafür die kapitalistische Ausbeutung namhaft machte, ging ihm denn doch zu weit. Der Verfasser habe „alles nur von der kommunistischen Ideologie her“ gesehen, wo er doch hätte sich in den „Sächsischen Lebensbildern“ über die Unternehmenseite so gut kundig machen können.⁴⁶ Eben.

Historiographiegeschichtlich aufschlußreich sind diese unterschiedlichen Sichten auf den Autor und sein Werk unbedingt. Und ein hundertster Geburtstag ist dazu allemal ein geeigneter Anlaß – auch ein solcher, über die Tabuisierung der Sozialgeschichte und die gesellschaftlichen Absichten solcher Behauptungen nachzudenken.

Esslinger Studien 12/13 (1966/67), S. 124-141. Dass. in: Erich Maschke, Städte und Menschen (= VSWG Beiheft 68), Wiesbaden 1980.

46 Herbert Pönicke, in: Das Historisch-Politische Buch (1961) IX, S. 9.

Buchbesprechungen

Christoph Schmidt: Russische Geschichte 1547–1917 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte), Oldenbourg Verlag, München 2003, 261 S., eine s/w-Karte.

Es liegt bereits eine ganze Reihe von „Russischen Geschichten“ vor: Vom klassischen „Stöckl“ über das umfangreiche „Handbuch“ bis hin zu den Werken von Haumann und Kappeler, nicht zu vergessen die verschiedenen Lexika und anderen Hilfsmittel sowie das neue „Studienhandbuch“ von Thomas Bohn und Dietmar Neutatz. Weshalb also noch ein Überblickswerk? Ein Grund liegt sicher in einem gewissen Vollständigkeitsanspruch der Grundriss-Reihe, in der bereits ein Band zur sowjetischen Geschichte erschienen ist und die ältere russische Geschichte nun tatsächlich fehlt. Dies ist aber beileibe nicht die einzige Legitimation für Schmidts Buch: Vielmehr wird hier Studenten und Hochschullehrern eine wirklich gelungene aktuelle Darstellung der neueren Forschung an die Hand gegeben.

Das Buch ist, entsprechend dem Konzept der Reihe, in drei Teile gegliedert. Zunächst bietet der Autor eine gut hundert Seiten lange „Darstellung“, gefolgt von „Grundproblemen und Tendenzen der Forschung“ sowie „Quellen und Literatur“. Obwohl die „Darstellung“ und die „Forschungsprobleme“ unterschiedlich strukturiert sind – chronologische Ordnung einerseits, thematische Unterteilung andererseits – sind sie doch nicht so klar voneinander zu trennen wie die Titel es vermuten

lassen. Vielmehr bietet auch die „Darstellung“ keine reine Erzählung von dem, „wie es gewesen“; der Text vereint statt dessen chronologische Abrisse, strukturhistorische Beschreibungen, anekdotische Erzählungen und, vor allem, Hinweise auf Forschungsdebatten und die Diskussion verschiedener Theorien und Ansätze. Zuweilen übernimmt sich der Autor hier ein wenig bzw. überschätzt, so ist zu befürchten, den studentischen Leser. Der Versuch, unter der Kapitelüberschrift „Kulturen im Wandel“ die Ergiebigkeit der Theorien von Bachtin und Lotman zu diskutieren, ist hier möglicherweise nicht ganz am richtigen Ort und scheitert ganz einfach am Platzmangel. Eine klarere, weniger dichte und verschachtelte Darstellung der Theorien Lotmans und insbesondere Bachtins wäre für die Zielgruppe des Bandes sicher nützlicher gewesen.

So schießt *Schmidt* hier wohl übers Ziel hinaus; grundsätzlich aber ist sein Ansatz, der kein exaktes Faktenwissen der Historikerkunft vortäuscht, sondern Problembewußtsein vermittelt, unbedingt zu begrüßen. Verweise zwischen den beiden Teilen erleichtern die Lektüre und machen die Komplexität der dargestellten Probleme klar.

Nicht nur der Ansatz, auch der Inhalt und die Schwerpunktsetzung des Buches lassen auf eine erfreuliche Nutzung im Seminar hoffen. Hier steht Kulturgeschichte einmal nicht nur auf dem Etikett, sondern bestimmt tatsächlich den Text. Theorien und Methoden aus der Literaturwissenschaft und Ethnologie werden ausführlich disku-

tiert. Vor allem aber erscheint die Vergangenheit Rußlands nicht nur als Geschichte eines Staates und möglicherweise einer adligen Elitenkultur; das Dorf, die Spannung zwischen Stadt und Land, Moderne und Tradition, Eliten- und Volkskultur spielen eine zentrale Rolle. Wirklich studentenfreundlich ist hier die Kombination aus Theorie, Struktur und Erzählung bzw. Quellenzitat. Phänomene wie *dvoeverie* und die petrinischen Reformen werden so in ihrer Bedeutung für die Forschung deutlich, aber auch plastisch verständlich.

Im Zusammenhang dieser Perspektive auf die russische Geschichte steht auch die überzeugend konsequente Vermeidung eines modernisierungstheoretischen Blickes. Zwar mag man skeptisch vermuten, mit den Begriffen der russischen „Eigenzeit“ und „Eigenart“ würden nur die ungeliebten Worte „Rückständigkeit“ und „Andersartigkeit“ vermieden. Doch dieses Buch zeigt, daß ein neuer Blick mehr sein kann als nur eitler Etikettenschwindel. So hebt Schmidt beispielsweise die Neuerungen Fedors besonders hervor, Peter hingegen wird dargestellt als ein zwar bedeutsamer, aber nicht unbedingt einmaliger Reformier. Vielmehr erscheint er als ein Neuerer, der, obwohl in seinem Charakter spezifisch, in seiner Bedeutung doch in eine Reihe mit anderen – Fedor eben und natürlich Katharina II. sowie deren Nachfolger – einzuordnen ist.

Diese Aspekte – Einbeziehung der Volkskultur und Relativierung der Bedeutung Peters – zeigen als zwei unter vielen bereits, das dem Autor etwas gelungen ist, was für eine Synthesearbeit so selbstverständlich leider nicht ist: neue Forschungen werden in eine große Erzählung einbezogen, das

Buch bietet keine von Detailforschungen abgekoppelte Meistererzählung, sondern eine Darstellung auf aktuellem Stand. In den Diskussionen zur Forschung werden Klassiker aus dem späten 19. Jh. und die reiche Geschichtsschreibung des 20. Jh.s ebenso berücksichtigt wie neueste Untersuchungen. Russische bzw. sowjetische Arbeiten werden dabei mit deutschen und amerikanischen Studien in einem Neben- und Miteinander, nicht als Rivalen unterschiedlicher Schulen dargestellt. Diese Ausgewogenheit wird im Text ebenso deutlich wie in der sehr aktuellen Literaturliste. Als besonders positiv ist angesichts der Zielgruppe des Buches zu vermerken, daß es hier gelingt, die Forschungslandschaft in ihrer Vielfalt darzustellen, ohne daß es jedoch zu einer abschreckenden Unübersichtlichkeit käme. Statt dessen wird die russische Geschichte überzeugend als ein faszinierendes Gebiet dargestellt, auf dem die Forschung bereits eine große Zahl an lesenswerten Studien produziert hat, das aber noch immer ungemein viele offene Fragen bereithält.

Zu bemängeln sind nur wenige Details. So läßt die ansonsten so sehr auf Aktualität bedachte Konzeption ein wenig die Problematik von Rußland als Vielvölkerstaat vermissen, ein Thema, das erwähnt wird, aber dennoch etwas vernachlässigt erscheint. Zwar entspricht dies durchaus, so kann man argumentieren, dem Titel „Russische Geschichte“ – im Gegensatz zur etwas unglücklichen „russländischen Geschichte“ oder „Geschichte Rußlands“ – doch wäre ein expliziter Hinweis auf diese Unterscheidung nützlich gewesen.

Und da gar so wenig zu bemängeln ist, kann eine Rezension auch auf For-

males zurückgreifen und darauf hinweisen, daß eine konsequentere Zitierweise im Text das Auffinden der erwähnten Werke im Literaturverzeichnis vereinfacht hätte.

Insgesamt aber liegt hier ein Buch vor, das in der Menge der Überblickswerke und *textbooks* zur russischen Geschichte seinen Platz unbedingt verdient hat. Es bietet einen nützlichen Überblick und eine übersichtliche Einführung in die historische Rußlandforschung, vor allem aber, und dies ist ganz und gar nicht alltäglich, macht es Lust, weiter zu lesen und mehr und mehr Fragen zu stellen.

Martina Winkler

Luiz Felipe de Alencastro: O trato dos Viventes : Formação do Brasil no Atlântico Sul, séculos 16. e 17., Companhia das Letras, São Paulo 2000, 525 S.

Luiz Felipe de Alencastro hat mit dieser transnationalen, man möchte fast sagen transozeanischen, Geschichte der Formierung Brasiliens (hervorgegangen aus seiner These bei Frédéric Mauro, 1986) einen entscheidenden Beitrag zu einer postkolonialen Globalgeschichte geleistet. Möglicherweise ist ihm das selbst gar nicht in vollem Umfang bewusst, da die beiden Historiker, in denen er sich als Historiker gebildet hat – die brasilianische und die französische –, eigentlich eher für nationale Präferenzen bekannt sind. Auch wenn sie Weltgeschichte betreiben – Braudel, Chaunu, Chevalier und Mauro mögen mir verzeihen. Postkolonial ist diese Geschichte natürlich nicht in einem literarischen Sinne oder im Sinne einer platten diskursiven Ent-

rümpelung von Texten nach dem Motto: „alle kolonialen Worte raus“! Postkolonial bedeutet hier Bausteine einer neuen Globalgeschichte zwischen Europa und dem „Rest der Welt“. Die zeigen, daß die frühen Stufen der atlantischen Globalisierung nicht so sehr von „reinrassigen“ Europäern, sondern viel eher von Afrikanerinnen und Afrikanern oder „Portugiesen“ aus den Kolonialgebieten mit Vätern von den Algarves und Müttern von Guarani-, Tupi- oder Mbundu-, Imbagala- und Kongo-Völkern wirklich „gemacht“, „konstruiert“ worden ist. Die Europäer (und ihre Söhne) behielten allerdings die kulturellen Blaupausen der Beherrschungstechniken in den Händen. Und sie schrieben die Kolonialgeschichte. Selbst der Klerus dieser atlantischen Zweifronten-Conquista/Reconquista, in Brasilien und in Kongo/Angola, war oft stark kreolisiert: der atlantische Jesuit des 17. Jahrhunderts António Vieira (1608–1697) mit seinem „Wunderhandel“ (Sklavenhandel zwischen Angola und Brasilien als „Wunder der Virgen del Rosario“) sei Zeuge Vieira hatte eine schwarze Großmutter.¹

Im Grunde zeigt Alencastro erstens, daß das frühneuzeitliche Imperium der Portugiesen „on the spot“ eigentlich als ein eher atlantisches Kondominium vor allem der Seefahrer-Kapitäne (meist zugleich Höflinge), Baqueanos und Kaufleuten-Missionare sowie der lokalen „afrikanischen“ (ein nicht zum Zeithorizont passender Begriff, den ich hier nur aus Ökonomie der Sprache benutze) Eliten zwar nicht geplant war, aber nur so wirklich funktionieren konnte. Und zwar mindestens bis zum nach der Eroberung des Mexica-Reiches, des ersten außereuropäischen Großreich, welches die Europäer wirklich nach ihren Gelüsten plündern

konnten. Schon beim Erobern, aber erst recht beim Ummodeln auch dieses Reiches mussten die Europäer Allianzen eingehen. Aber eigentlich weit darüber hinaus, denn mit der „Eroberung von Mexiko“ begann nur der triumphalistische Diskurs, der die Stimmen übertönte, die die Wahrheit der Kondominien aussprachen. Insofern gab es nirgends in der atlantischen Welt die Intentionalität „Nationen“ zu gründen, wie es das Grundmuster nationaler oder imperialer Historiographien sogar heute noch suggeriert, sondern nur die Funktionalität von oft hybrider Herrschaft.

Zwar gab es Versuche „direkter Herrschaft“. Aber Höflinge/ Kronfunktionäre haben im portugiesischen Bereich zwar einige der ihnen verliehene Erb-Lehen (*donatárias* oder *capitanias hereditárias*) vorangebracht, aber in der Masse war diese Herrschaftsform des direct rule ein Mißerfolg bzw., sie kamen zu Erfolgen nur dann, wenn sie sich auf Mestizisierung gründeten. Aber auch die zentralistische, von Spanien beeinflusste Herrschaftsvariante der Gouverneure war an diesen Peripherien der europäischen Expansion nicht eben ein Erfolg. Alle europäischen Kolonialmächte mußten sich zu Beginn mit einheimischen Eliten verbünden, meist auch später, wie die britische Kolonialherrschaftstheorie des *indirect rule* zeigt. Hier mußten auch die Holländer bei ihrem Versuch, den Nordteil des portugiesisch-westafrikanischen Kondominiums (El Mina und zeitweilig auch Pernambuco und Ceará, São Tomé und Angola) zu übernehmen, bei den Portugiesen (und Spaniern) lernen – trotz weltweit höchster Festungsdichte (rund alle 15 km eine Festung oder ein Fort) in „Guinea“, dessen Zentralteil zwischen 1600

und 1850 von der „Gold-“ zur „Sklavenküste“ mutierte.²

Zweitens zeigt Alencastro, daß die Siedler und Produzenten dort, wo die Krone ihnen, oft gezwungenermaßen, freie Hand ließ, ihrer Meinung nach gut ohne Metropole auskamen. In diesem Sinne war der Atlantik ein „freier“ Raum.³ Eigentlich bildeten Brasilien und Angola, die beiden geographischen Akteure, ein frühes Süd-Süd-Imperium der Mandioca, des Silbers, der Cachaça, des Tabaks, der Sklaven und Atlantikkreolen. Seit 1550 beruhten alle Wirtschaftszyklen (Gold, Zucker und Kaffee) dieses Imperiums auf der Arbeit von Sklaven, auf der vor allem, und auf der Arbeit widerrechtlich versklavter Indios.

Bisher war Brasilien fast immer eine koloniale Vergrößerung Portugals (Oliveira)⁴ oder eingesperrt in Südamerika. Bei Alencastro ist Lisboa (fern von allen nachträglichen „nationalen“ Konstruktionen) zwar noch als Sklavenhandelshauptstadt des Westens, „capital negreira“, am fernen Nordhorizont sichtbar (Kapitel III trägt die zwar die Überschrift „Lisboa, capital negreira do Occidente“, aber etwas übertrieben gesagt, Lissabon kommt nur auf der ersten Seite des Haupttextes – S. 11 als erstes Wort und auf den Seiten 77-78 vor). Globalgeschichte aus einer atlantischen Süd-Südperspektive, im Vergleich stehend zum spanischen Imperium in Amerika, geschrieben in Paris und São Paulo! Das Hauptgeschehen findet im Südatlantik, oder besser an atlantischen Kriegs- und Sklavereigrenzen in Afrika und Brasilien statt, für das die portugiesischen Kapitäne und ihre Verbündeten wegen ihrer Beherrschung eben dieses Ozeans, so etwas wie eine innere Linie hatten. Hier werden auch die

minimalen, aber über längere Zeit entscheidenden „Vorteile“ der europäischen Kultur über „außereuropäische“ Kulturen deutlich; im Grunde belaufen sie sich auf den Kern einer technologischen Definition von „Globalisierung“. Sie betrafen vor allem Schiffbau und Schiffsartillerie, Meeresdominanz und Kartographie. Nicht als Einzelelemente, sondern im kulturellen Verbund der schriftlich administrierten Organisation und Erinnerungssysteme. Im Kern steht die Orientierung im Raum und die naturwissenschaftliche Begründung sowie kulturwissenschaftliche Tradierung und ideologische Absicherung dieser Herrschaftstechnik. Diese „Technik“ der Kolonisierung garantierte die Beherrschung des Ozeanzwischenstücks zwischen den kontinentalen Küsten Europas, Afrikas und Amerikas, gestützt auf Fernhandelsnetze, eingehendes Gold und Kapital von Familienunternehmen (u.a. Fugger, Welser, Schetz), die sich vor allem auf dem Bergbau- und Technologiesektor engagierten - Kupfer, Messing und Bronze. Dazu kamen die großräumigen Missionserfahrungen und - utopien Roms und seiner Orden. Schon bei Feuerwaffen, wie Alencastro im Anhang zeigt, gab es hinter den Küsten und vor der Erfindung des Maschinengewehrs selten wirkliche Überlegenheit (Apêndice 6, S. 371-374).

Dabei haben die Portugiesen sektorale Grundtechniken entwickelt, die alle anderen europäischen Kolonialmächte übernahmen. Etwa die Inselküstenfestungs-Handelskomplexe, genannt *Feitorias* (Madrira-Marokko, Kapverden-Arguim-Bissau oder São Tomé-El Mina-Pinda-Luanda), die in den Kreuzzügen sowie in Auseinandersetzung mit dem Islam entwickelte und durch Religion „geheiligt“ genozidale

Potenz (siehe die Bulle *Romanus pontifex*, 1455, wo das Versklavungsgebot für „Neger“ sozusagen ein Beiwerk der Vernichtung des maurischen Gegners ist), die formelle Diplomatie des Sklavenhandels, d.h., negozierte Unterwerfung unter die jeweilig herrschenden Eliten der Sklavenhändler an den Küsten Guineas (einschließlich Kämpfe gegen deren Feinde) sowie der Engenho-Atlantikhandels-Komplex mit Massensklaverei im Zucker. Dazu kam, daß nachfolgende Kolonialmächte, die sich in Europa begannen „national“ zu organisieren, erst einmal eine atlantisch-globale Lingua franca lernen mußten - die verschiedenen Falas (Portugiesisch-westafrikanische Kreolsprachen), sozusagen als Fachsprache der ersten Globalisierung. Sowohl Angola wie auch Brasilien stellten für diese ozeanisch-global konfigurierten Techniken territoriale „Ausnahmed“ dar, zu denen Portugiesen und ihre Alliierten erst im Zeitraum 1570-1670 unter äußerem (Niederländer, Spanier, Franzosen) und innerkontinentalem Druck (Jagas, Marokko, Teile der kongolesischen Eliten, feindliche indianische Ethnien) gezwungen wurden - in der Folge eines globalen „Dreimal Dreißigjährigen Krieges“. Die dabei entstehende kolonialportugiesische Elite der *Lançados* zuerst, *Mamelucos*, *Caboclos* und schließlich *Brasilianer*, die mit Mais, Tabak, *Cachaça* und *Mandioca* versehen, den Atlantik überquerte, um Angola (und den Sklavennachschub) zu sichern, war es, die in Kerngebieten der Lusitania (Kongo-Portugal-Angola; Brasilien-Angola) seine lange Existenz sicherte (1480-1974!)

Alencastros Buch ist ein echtes Forschungsbuch, das allerdings von der Aufinachtung wie auch von der

Schreibweise her die „Massen“ erreicht, schon die Universitätsstudenten in Frankreich und Brasilien sind „Massen“! Bereits 2000 wurde die dritte Auflage gedruckt. Es besteht aus 356 Seiten Text, 23 Seiten Apendices (S. 357-380) und 88 Seiten Endnoten (S. 381-469) sowie rund 30 Seiten Bibliographie (S. 473-512), dazu Namens- und Ortindizes (S. 515-525), insgesamt rund 170 Seiten Anhänge, ca. ein Drittel des Buches. Das Buch von Alencastro ist auch deswegen so gut, weil es, ungeachtet des Makro-Ansatzes, sehr quellennah ist. Es ist voller Lebensgeschichten, afrikanisch-europäisch-amerikanischer Itinerarien, Worte und Konzepte sowie Bilder und Ikonen, die sich in der atlantischen Welt verbreiteten; der Vf. vernachlässigt also auch die Mikrodimension nicht.

Sieben Kapitel umfasst das Buch, davon sind fünf 20-40 Seiten Texte (Kap. I: „O aprendizado da colonização“ – Die Lehrzeit der Kolonisierung; Kap. II: „Africanos, ‘os escravos de Guiné’“ – Afrikaner, ‘die Sklaven von Guinea’; Kap. III: „Lisboa, capital negreira do Occidente“ – Lissabon, die Sklavenhandelsstadt des Westens; Kap. IV: „Índios: os ‘escravos da terra’“ – Indios, die ‘Sklaven des Landes’ [Brasilien –M.Z.]“; Kap. V: „A evangelização numa só colônia“ – Die Evangelisierung in nur einer Kolonie). Die zwei letzten (Kap. VI: „As guerras pelos mercados de escravos“ – „Die Kriege um die Sklavemärkte“ und Kap. VII „Angola brasileira“ – Brasilianisches Angola) sind gute 60-80 Seiten Texte, stellen also die tragenden Analyseteile des Arbeit dar.

„Entender o Brasil“ – Brasilien verstehen (S. 10), ein gutes nationalhistoriographisches Motto, steht am Beginn

des Buches. An seinem Ende steht die Konklusion „Singularidade do Brasil“. Obwohl auch diese Überschrift einer guten Tradition der Nationalgeschichte zu folgen scheint, zeigt sie, daß Brasilien aus der ersten Globalisierung im Atlantik entstanden ist und damit immer auch „afrikanisch“ war: die Stärkung der Feitorias in Angola nach der Vertreibung der Niederländer (u. a. mit dem berühmten Tercio Henriquino unter Salvador de Sá), die den bis ins 19. Jh. andauernden Strom von Menschen aus Angola, dem Kongo und Mozambique nach Amerika sicherte, die „Wiedergeburt“ Portugals (1640), die Vertreibung der Niederländer, ihrer „barbarischen“ (indianischen) Verbündeten sowie die Zurückdrängung der Franzosen aus Amazonien nach Norden. Als weitere Faktoren der Stärkung – ich würde fast sagen der „Entstehung“, der „Konstruktion“ – Brasiliens nach 1640 hält Alencastro, der die biogeographische Dynamiken der Globalisierung immer im Auge hat, fest: europäisches Vieh in Amerika gegen die indianischen Völkerschaften – faktisch schiebt sich zuerst, wie im Westen der entstehenden USA, eine Vieh-Frontier gegen die „Barbaren“ vor. Aus dieser Viehgrenze brechen immer wieder Bandeirantes auf oder – und das beschreibt der Autor unter dem Subtitel „A invenção do mulato“ (Die Erfindung des Mulatten) – die Institution des „Capitão-do-mato“ auf der Jagd nach Quilombolas⁵ und geflohenen Sklaven; der Capitão do Mato und die Bandeirantes stehen als Symbol dafür, daß die Krone für die wirkliche „Konstruktion“ Brasiliens seit 1640/50 erst recht die Mestizisierung in Gestalt des „Mulatten“ sowohl auf São Tomé/Príncipe und den Kapverden, in Angola, aber am deutlichsten in Brasi-

lien selbst, als soziale Grundlage des Imperiums stillschweigend anerkennen mußte.

Das ist eine wohlverstandene „globale“ Interpretation der Brasilianidade.

Michael Zeuske

- 1 Siehe: A. Vieira, *Papeis Varios*, 2 Vols. [Port. und Latein], 698 S. [u. a. Originalbriefe von Vieira], darunter: Vol. I: „Historia Annalitica. Idearios de todos os Sucesos grandes do mundo especialmente de Portugal desde o anno de 1550 ate o de 1630. Para sua curiosidade escrevea Padre Antonio Vieyra da Sagrada Companhia de Jesus“ o.J., in: The Lilly Library, Indiana University, Bloomington Indiana, Manuscript Department (LLIUB, MD), 17th cent. copy bond.
- 2 Kwesi J. Anquandah, *Castles & Forts of Ghana*, Paris 1999.
- 3 H. Pietschmann, „Introduction: Atlantic History – History between European History and Global History“, in: *Atlantic history: history of the Atlantic system 1580–1830*, hrsg. von H. Pietschmann, Göttingen 2002, S. 11-54.
- 4 A. H. de Oliveira Marques, *Geschichte Portugal und des portugiesischen Weltreiches*, Stuttgart 2001; R. M. Loureiro, „A memória de passado imperial português“, in: *Las tinieblas de la memoria. Una reflexión sobre los imperios en la Edad Moderna*, coord. por M. Lucena Giraldo, Madrid 2002, S. 75-97.
- 5 J. J. Reis/F. do Santos Gomes, *Liberdade por um fio. História dos quilombos no Brasil*, São Paulo 1996.

Ursula Becker, Kaffee-Konzentration. Zur Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels (= Beiträge zur Unternehmensgeschichte, hrsg. von Hans Pohl, Bd. 12), Franz-Steiner-Verlag, Stuttgart 2002, 371 S.

Schon die Allgegenwart des Kaffees im Leben der meisten Historiker als Stimulus ihrer intellektuellen Produktion oder eines kollektiven Sitzungs-marathons wäre Grund genug für die Befassung mit jenem Produkt, das mit seinem Exportwert nach dem Erdöl zweitwichtigstes Welthandels-gut geworden ist. Ursula Becker geht das Thema des hanseatischen Kaffeehandels in der ganzen denkbaren Breite an, indem sie nach einer Einführung zur Geschichte des Kaffeekonsums und Kaffeehandels in Europa sowohl die Volumina des Handels, seine rechtliche Organisation, die Struktur, in denen sich die Distributeure sammelten, die Kaffee-Terminbörse und schließlich Innovationen der Vertriebswege sowie Veredelungsstrategien zur Darstellung bringt; und dies mit der historischen Tiefenschärfe von zwei Jahrhunderten gegliedert in die Perioden bis 1914, die Versorgungswirtschaft während des Ersten Weltkrieges, die Jahre zwischen 1918 und dem Ende der NS-Herrschaft sowie schließlich der Aufstieg der Bundesrepublik zum zweitgrößten Kaffee-Importeur nach den USA. Ein bemerkenswerter Reichtum an Akten zum Hamburger und zum deutschen Kaffee-Verein bildet das Rückrat der Arbeit, deren wichtigste Ergebnisse in der detaillierten Beschreibung von Wegen und Techniken des internationalen Kaffee-Geschäftes, der Ablösung rein kolonialer Ausbeutungspraktiken zu Gunsten einer Freihandelsstrategie

sowie schließlich zur regionalen Spezialisierung Hamburgs innerhalb einer durch den Zollverein nationalisierten Wirtschaftszone liegen. Ärgerlich sind die zahlreichen Druckfehler, die den Lesefluß bei einer vorwiegend auf narrative Faktenrekonstruktion beschränkten Arbeit immer wieder unterbrechen.

Matthias Middell

Peter Sager: Oxford & Cambridge. Eine Kulturgeschichte, Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt a. M. 2003, 438 S.

Peter Sagers Doppelbiographie der ehrwürdigen altenglischen Universitäten ist eine Liebeserklärung an die Hochschulen, in denen er Gewährsmänner und Gewährsfrauen für einen unerschöpflichen Anekdotenschatz ausgebeutet hat, und an den Mythos, den „Oxbridge“ ausstrahlt. Wenn der Autor einleitend bemerkt, daß es „unter Apologeten wie Kritikern der beiden Universitäten ... kein beliebteres Gesellschaftsspiel zu geben [scheint] als das große Oxbridge-Rennen: Wer ist aus welchen Colleges aufgestiegen in die höchsten Ämter“, dann ahnt man, daß auf den folgenden knapp 400 Seiten diesem amüsanten Spiel ausführlich geföhrt wird (und am Ende folgt nicht nur eine lückenlose Adressenliste, sondern noch einmal der Prominenten-überblick für eilige Leser). Das kurzweilig zu lesende Buch ist in viele kleine Abschnitte unterteilt, deren Anordnung nicht auf den ersten Blick klar wird, bis der vom Verlag vorsorglich mit zwei Lesebändchen (selbstverständlich in full-blue und half-blue, den Farben der Sportslenke vom Cam und von der Themse) ausgestattete Genie-

ßer der Informationspracht mitbekommt, daß er auf einen mäandrierenden Spaziergang eingeladen ist, der an Gebäuden vorbeiföhrt, die wiederum zu gedanklichen Querverbindungen einladen. Man bemerkt die Qualifikation des Journalisten und Verfassers von Kunstseiseföhren. So wird die Geschichte beider Universitäten umfassend, aber in homöopathischen Dosen dargeboten, immer wieder unterbrochen von Stories über Alkohol konsumierende und zu anderen Exzessen neigende Studenten, aus denen dann doch noch Prominenz geworden ist. Die Abfolge der College-Präsentationen wird nicht langweilig, weil *Sager* jedem Abschnitt eine besondere Färbung (von Laborausstattung bis Frauenquote) zu geben weiß.

Für Absolventen der englischen Elitehochschulen, die auch in Deutschland nicht zu selten sind (wenn man alle mitrechnet, die für einige Wochen in den Genuß der personalintensiven Ausbildung gekommen sind), hat das Buch seinen besonderen Reiz als heitere Erinnerung an eine bemerkenswerte Phase der eigenen akademischen Sozialisation und dürfte auch dort zuerst seinen Käuferkreis finden. Darüber hinaus versorgt der Band ein breiteres Publikum mit Nachrichten aus einer etwas irrational wirkenden Welt, die aufgrund ihrer unabwiesbaren Erfolge immer öfter deutschen Hochschulen als Vorbild hingehalten wird. *Sager* kann denn auch nicht umhin, auf diesen Aspekt, den er durch ein Zitat des aktuellen Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft beglaubigt, zur Motivation dieses eleganten Hochschulführers hinzuweisen. An dieser Stelle droht nun aber der in so vielen Formulierungen beschworene Mythos von Oxbridge durch den Band repro-

duziert zu werden, denn Peter Sager verzichtet leider auf eine Einordnung der beiden im Hochmittelalter gegründeten Universitäten in die aktuelle britische Hochschul- und Wissenschaftslandschaft. Auch die lange Sonderentwicklung englischer Universitäten gegenüber der Professionalisierung und Verfälschung auf dem Kontinent und in den Vereinigten Staaten bleibt in ihren positiven wie negativen Folgen ausgeblendet. So vermißt man über der Fülle des Mitgeteilten eine den Band zusammenhaltende These, das Lesevergnügen wird in eine Endlosschleife geschickt. Daß man dabei nicht ermüdet, ist der erzählerischen Meisterschaft des Verfassers zu danken, und doch fragt man sich am Ende, ob man mehr als eine Ansammlung von kulturgeschichtlichen Minianuren genossen hat.

Letztlich bleibt es eine Frage des Maßstabs und der Identifizierung des Genres, dem sich dieser Band zuordnet, ob die getrogene Erwartung einer analytischen Anstrengung schwer wiegt gegen die anregende Abendlektüre, die Appetit macht auf Hochschule.

Matthias Middell

Hans Schleier: Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung, Band 1: Vom Ende des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts (=Wissen und Kritik. Texte und Beiträge zur Methodologie des historischen und theologischen Denkens seit der Aufklärung, hrsg. von Hans Schleier und Dirk Fleischer, Band 24.1), Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2003, 2 Teilbde., 1191 S.

Liebloser läßt sich ein Manuskript nicht als Buch präsentieren: zwei

Halbbände von jeweils knapp 600 Seiten in graues Papier geschlagen, den Namen des Autors und des Buches in der Schriftgröße hinter der Nummerierung der Reihe „Wissen und Kritik“ zurücktretend und unter Verzicht auf jeden weiteren Schmuck, abgesehen vom Signet des Verlages – vier gestapelten Büchern. Dabei handelt es sich um ein Werk, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist, denn *Hans Schleier* hat sich in jahrelanger Bibliotheksarbeit daran gemacht, die vielen Filiationen deutscher Kulturgeschichte aufzudecken und damit den heutigen Kulturhistorikern unterschiedlichster Couleur die Ahnentafel ihrer geliebten, verleugneten und vergessenen Vorväter hinzuhalten, auf daß sie sich der Reichhaltigkeit des zu bedenkenden Erbes bewußt werden.

Einfach hat es der Verfasser, dessen Geschichte der Geschichtswissenschaft in der Weimarer Republik (1975) bis heute zu den viel benutzten Standardwerken gehört, aber seinem Verleger wiederum auch nicht gemacht. Der Text tritt an vielen Stellen über die Ufer und ergießt sich in langen Aufzählungen zu behandelnder Autoren und einer regestenähnlichen Darstellung ihrer wichtigen Beiträge, so daß die Überschrift für die Behandlung der Vormärz-Historiographie gleichsam etwas über das Arbeitsprinzip des Historiographiehistorikers aussagt: „neue Anstöße, widerstreitende Prinzipien und Sammelleifer“. Nichts scheint dieser Katalogisierung entgangen, der Maßstab für die Beurteilung der einzelnen Werke ist ihr Innovationscharakter, und das Ganze läßt sich nicht zu einer irgendwie kohärenten Geschichte von Kulturgeschichtsschreibung zusammenführen, weshalb am Ende die Entscheidung für ein rein chronologi-

sches Darstellungsprinzip einer Klassifikation enthebt, die Verbindungen zu heutigen Richtungen der Kulturgeschichte (als Synthese, als Partialgeschichte, als Perspektive usw.) herstellen würde. Daß sich der Verfasser bei der Darstellung der Motive und Profile heutiger Kulturgeschichte stark von Hans-Ulrich Wehlers Perzeptionen des Gegensatzes zur Historischen Sozialwissenschaft leiten läßt (vgl. S. 4), unterstützt die Tendenz zur Abkehr von aktuellen Begründungsversuchen und zum neutralen Befund früherer Versuche ohne weitergehende methodologische Ambitionen. Im übrigen hat *Schleier* selbst eine kürzere und damit auch leichter konsumierbare Fassung seiner Leseindrücke über anderthalb Jahrhunderte Kulturgeschichtsschreibung an anderem Ort zusammengefaßt¹ – nicht eben verkaufsfördernd für das nun nachgelieferte Kompendium.

Im Bekenntnis, der Gesellschaftsbegriff eigne sich besser, um Erklärungsmodelle historischer Vorgänge und Zustände zu liefern als der Kulturbegriff, der „als Grundlage historischer Synthese entweder zu eng oder zu weit“ sei (S. 11), nimmt der Autor gewissermaßen einleitend vorweg, was im folgenden als Geschichte eines immer wieder zu beobachtenden Scheiterns an der Ambition, Kulturgeschichte als holistische Synthese zu präsentieren, geschrieben wird. Aus diese Scheitern ergibt sich für *Schleier* auch die Schwierigkeit, Kulturgeschichtsschreibung angemessen zu erfassen: Sie habe sich nie auf einen Gegenstands- und Methodenkanon verständigen können, sei deshalb oft nur in der Opposition (zur politischen Geschichte, später eben zur Sozial- oder Gesellschaftsgeschichte) begründet worden und habe auf rational und methodologisch wenig

kontrollierte Weise zugleich Verfahren für notwendigerweise neue Quellenbestände entwickelt und sich in den Mühen der Gesamtdarstellung verfangen. Schließlich sei sie selbst kulturell infiziert und deshalb für den Umgang mit fremden Kulturen methodisch wenig gerüstet. Angesichts eines solchen, unter Berufung auf Clifford Geertz postulierten „prinzipiellen Subjektivismus von Kulturen“ sei die Kulturgeschichte auch nicht in der Lage, die neueren Tendenzen transnationaler Geschichts- und Gesellschaftsanalyse zusammenzufassen.

Von diesem Fundament an Vorannahmen aus, für die sich wohl durchweg plausible Gegenargumente und vor allem Beispiele finden ließen, die ihren vereinfachenden Charakter belegen, wird das „Scheitern“ der behandelten Kulturhistoriker an einer ultimativen Gesamtdarstellung denn auch nicht ohne Erleichterung beschrieben.

Liegt der Wert der zwei Bände klar auf der Hand, nämlich in der zuverlässigen Information über mindestens 150 ausführlicher gewürdigte Kulturhistoriker im deutschsprachigen Raum sowie Exkursen über französische und britische Traditionen in diesem Feld, so ist die Gesamtanlage des Werkes doch wieder problematisch, weil es Stärken der einzelnen Autoren am Innovationsgrad gegenüber dem jeweiligen Vorgänger, Schwächen dagegen an einem imaginierten Anspruch auf totalisierende Gesamtschau historischer Prozesse mißt. Wo Kulturgeschichte als das ganz andere gegenüber der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte präsentiert wird, kann sie nur antiquiert wirken, ihre Existenz sich nur aus dem Nicht der modernen Historischen Sozialwissenschaft legitimieren, und demzufolge endet ihre ernstzunehmende

Geschichte auch mit dem späten 19. Jh., da nach 1900 die Phalanx der Begründer neuerer Sozialgeschichte (allen voran Max Weber) antrat, dem publikumswirksamen, aber quasi vorwissenschaftlichen Spektakel ein Ende zu setzen.

Diese etwas teleologische Version, bei der Vorstufen zur eigenen vollständigen Erklärungskraft im Laufe der Zeit zu ärgerlichen intellektuellen Hindernissen werden, lag schon der Anfang der 1970er Jahre vorgelegten Reihe „Deutsche Historiker“ zugrunde – damals im Begründungszusammenhang des Aufstiegs der Historischen Sozialwissenschaft. Sie hat für viele Jahre eine nähere Beschäftigung mit der kulturgeschichtlichen Tradition in der (deutschen wie internationalen) Historiographie als einer Alternative zu den tatsächlich eingetretenen Hegemonieverhältnissen verhindert. Indem *Hans Schleier* an diese Deutung anschließt, nimmt er seinem so verdienstvollen Buch ein entscheidendes interesseförderndes Argument. Wenn es sich tatsächlich nur um ein abgeschlossenes Kapitel der Wissenschaftsgeschichte handelte, dessen Lösungsvorschläge inzwischen durch deutlich bessere ersetzt sind, dann besteht eigentlich kein Grund, sich 1200 Seiten Lektüre zuzumuten, es sei denn, man findet Vergnügen daran, beim small talk unter Kollegen die Wiederauflage längst überwundener Argumentationen nachzuweisen und sucht dafür verlässliche Quellen.

Gerade weil aber viele der scheinbar verbrauchten Thesen immer wieder auftreten – sei es die Debatte über die Ausweitung des Quellenbasis für die Historiographie, sei es die Auseinandersetzung mit den Erklärungsmodellen zeitgenössischer Naturwissenschaft

usw. usf. –, liegt im Gegenstand dieser beiden Bände mehr Unerledigtes und deshalb auch weiter Bedenkenswertes als ihr Verfasser selbst wahrhaben will.

Matthias Middell

- 1 H. Schleier, *Historisches Denken in der Krise der Kultur. Fachhistorie, Kulturgeschichte und Anfänge der Kulturwissenschaften*, Göttingen 2000.

Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert, hrsg. von Ulrich Muhlack unter Mitarbeit von Christian Mehr und Dagmar Stegmüller (= *Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel*, Bd. 5), Akademie Verlag, Berlin 2003, 238 S.

Der Band hat sich zur Aufgabe gesetzt, zwei revolutionäre Wandlungsprozesse zueinander in Beziehung zu setzen. Bei dem einen handelt es sich um die Historisierung des Denkens vom Menschen und seiner Welt, die besonders im Aufstieg der modernen Geschichtswissenschaft zum Ausdruck kommt. Der andere ist der gesamtgesellschaftliche Wandel, der von *Muhlack* in seiner Einleitung zum Buch vor allem mit der Französischen Revolution und einem Politisierungsschub verbunden wird. Auch die Industrielle Revolution wird genannt, zwar nicht als Schimäre, aber als ein eher schwer faßbares Phänomen („... die Rolle der sogenannten Industriellen Revolution ... wie sie sich im nachhinein erfassen und quantifizieren ließ“, S. 9).

Hier wird eine Problematik des von *Muhlack* betriebenen Ansatzes erkennbar. Im vorliegenden Buch wird der Gegensatz von politischer Geschichtswissenschaft und einer Kulturgeschieh-

te, die den engen Rahmen einer politischen Geschichtsschreibung hinter sich zu lassen versuchte, thematisiert. *Muhlack* selbst kann kaum als ein Unterstützer kulturgeschichtlicher Positionen gelten. Der modernen Gesellschaftsgeschichte, die in mancherlei Hinsicht Nachfolgerin der Kulturgeschichte des 19. Jh.s ist, steht er eher distanziert gegenüber.

Zwar wird – das zeigen die Aufsätze des Bandes – die Historisierung wissenschaftsgeschichtlich herausgearbeitet, aber der herangezogene Begriff gesellschaftlichen Wandels bleibt weitgehend einer des politischen Wandels. Für das 19. Jh. sind es daher zwei Grundfragen, die sich in Deutschland herauskristalisieren und die öffentliche Debatte bestimmen: „... die Verfassungsfrage in den deutschen Einzelstaaten und die Frage der deutschen Einheit; die beiden Konflikte kulminieren einswellen in der deutschen Revolution von 1848/49“ (S. 11). So wie die Industrielle Revolution nur etwas im nachhinein Erfasstes und Quantifiziertes ist, so kann der Wandel, der mit der sozialen Frage verbunden war, wohl auch nur wenig Konkretes bedeuten. Gesellschaftlicher Wandel bedeutet somit nicht Wandel der Totalität von Gesellschaft.

Muhlack bezieht sich auf einen Teil der Gesellschaft, das Bürgertum. Nur die politischen Forderungen und Anliegen dieses Teils der Gesellschaft sind unter dem Begriff gesellschaftlicher Wandel subsumiert. Gesellschaft meint somit nie das Ganze der Gesellschaft, sondern nur den Aspekt der gesellschaftlichen Elite.

Fragen der Wissenschaft im 19. Jh. waren Fragen, die in einer gebildeten Schicht eine Rolle spielten – soweit, so richtig. Aber könnte oder sollte bei der

Frage nach den Beziehungen der beiden oben genannten Wandlungsprozesse nicht ein weiter gefaßter Gesellschaftsbegriff herangezogen werden?

Um zwei Themenbereiche kreisen die Aufsätze des Bandes: Einmal um das wissenschaftstheoretische Spannungsfeld von Historie und Politik – vom Vormärz bis zur Reichsgründung eine der zentralen Fragen von größter Aktualität und theoretischer Brisanz –, und zweitens um den neuen Typ der Kulturgeschichtsschreibung, der in der zweiten Jahrhunderthälfte aufkam, und um die Orientierung vieler Kulturhistoriker am Modell der Naturwissenschaftlichen.

Der politische Professor als eine den politischen Diskurs der Zeit bestimmende Figur vom Vormärz bis zur Reichsgründung zieht sich quasi als roter Faden durch eine Reihe der Beiträge; er ist Thema des Beitrags von *Peter Wende*, und *Muhlacks* Aufsatz über den politischen Professor im Deutschland des 19. Jh.s in einem anderen Aufsatzband findet mehrfach Erwähnung.¹ Eine Besonderheit der deutschen Entwicklung war – wie *Wende* zeigt – der politische Professor sicherlich; brachte es der französische Historiker François Guizot zu Ministerehren und war 1847 gar Regierungschef, so bildete er aber im Gegensatz zu der Vielzahl seiner politisch aktiven deutschen Kollegen eine Ausnahme.

Wende ist einer der Autoren, die Fragen des Kontextes der Ausbildung und Formierung einer bürgerlichen Gesellschaft wirklich anspricht, wie die Herausbildung eines Bildungsbürgertums, die ökonomische Rückständigkeit Deutschlands und die regionale Begrenztheit (auch in politischer Hinsicht) der besitzbürgerlichen Aktivitätä-

ten. Geographische Mobilität war das entscheidende Kriterium, das die Professoren – neben den Handwerksburschen und den Studenten – in die Lage versetzte, die Enge der deutschen Territorialstaaten physisch und dann auch geistig zu überwinden. Politische Unabhängigkeit brachte sie mehrfach in Konflikt mit ihren Dienstherrn – hier sei nur an die Göttinger Sieben erinnert. In der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 waren zehn Prozent der Abgeordneten Universitätsprofessoren, allerdings überwiegend Anhänger des kleindeutschen Liberalismus. Die im Parlament versammelten Lehrstuhlinhaber deutscher Universitäten machten auch etwa den gleichen Anteil der deutschen Ordinarien aus. *Wende* zeigt auch, daß es sich dabei um kein isoliertes Phänomen handelte, sondern daß Professoren neben anderen akademisch ausgebildeten Personen in den vor 1848 tätigen Kammern der neuen Verfassungsstaaten vertreten waren. In der politisch bewegten Zeit des Vormärz, als es um Verfassungsfragen und bürgerliche Rechte sowie um die Bildung eines Nationalstaats ging, waren Vertreter der Fächer Staatswissenschaften, Rechtswissenschaften, Geschichte, Politik und Ökonomie besonders gefragt. Ihre Interpretation des monarchischen Konstitutionalismus und des Parlamentarismus zählte. Auch für die politische Rhetorik war das Engagement der politischen Professoren von Bedeutung, nutzten sie doch die Lehrkanzel für die Verbreitung ihrer Ansichten. „Und so war der Stil der politischen Rede in Deutschland nicht unwesentlich durch die Form des akademischen Vortrags geprägt“ (S. 28).

Historie und Politik kommen auch in einem weiteren Beitrag des Bandes zusammen in *Hans-Christof Kraus'*

Beitrag zur Rezeption Thomas Babington Macaulays in Deutschland. Macaulays *History of England from the Accession of James II.*, ein Meisterwerk der Whig-Geschichtsschreibung des 19. Jh.s, fand in Johann Gustav Droysen, Robert von Mohl, Rudolf Haym und Heinrich von Treitschke deutsche Nachahmer und Kritiker. Alle vier waren politisch aktive Autoren historischer Werke, die diese zum Zweck politischer Pädagogik einzusetzen gewillt waren.

Bei aller Bewunderung für Macaulay, dessen Geschichtswerk auch in Deutschland Auflagenrekorde verzeichnen konnte, war es für die deutschen Rezipienten – selbst bei größter Distanz zu Rankes Kritik an einer politisch-parteilichen Geschichtsschreibung und bei Orientierung am historischen Vorbild der Glorreichen Revolution von 1688 mit ihrer Eröffnung einer friedlichen und kontinuierlichen politischen Verfassung der konstitutionellen Monarchie – im Zeichen der nationalen Ausrichtung des 19. Jh.s und ihrer nationalgeschichtlichen Vergewisserung schwierig, der insularen Entwicklung nachzueifern.

Unverständlich ist aber, warum *Kraus*, der von einer nur geringen Beachtung des Verhältnisses von Treitschke und Macaulay in der bisherigen Treitschkeforschung ausgeht, den Aufsatz von Max Cornicelius *England in Treitschkes Darstellung und Urteil* nicht anführt.² Cornicelius beschäftigte sich mit Treitschkes Verhältnis zu Macaulay, der anfänglichen Bewunderung und der späteren Ablehnung, ja Verachtung. Auch Treitschkes Entwicklung vom Verehrer Englands als einem Hort von Freiheit und Einheit hin zu einem nationalistischen Kritiker des mächtigen Inselreiches ist von

Cornicelius beschrieben worden und ist keine Entdeckung von *Kraus*.³

Ob Friedrich Christoph Schlosser der Begründer eines spezifischen Modells einer mit Heidelberg verbundenen Geschichtsschreibung ist, möchte *Dagmar Stegmüller* ergründen. Eine relativierte Bejahung mit Blick auf die – selbstverständlich – „politischen Professoren“ Georg Gottfried Gervinus, Karl Hagen und Ludwig Häusser ist die Antwort. Bei Schlosser ist die Wahrheit eine relative, weil es keine allgemein verbindliche Wahrheit der Geschichte in Gott gibt. Subjektivität, die Hervorhebung der Gegenwartsrelevanz der Vergangenheit und die Laxheit im Umgang mit der Quellenkritik – das sind alles negativ angemerkte Charakteristika der Schlosserschen Richtung. Der Übertäter Ranke dient als Gegenbild, doch in welchem dieser Punkte waren er und seine konservative Schule wirklich unbelastet?

Siegfried Baur widmet sich der *Historisch-politischen Zeitschrift* Rankes, die *Baur* als Folgeprojekt eines Dreisprungs erläutert („Die Frei-Räume der Historie. Anmerkungen zu Aufstieg und Fall der ‚Historisch-politischen Zeitschrift‘ Rankes“) Ein Dreisprung vom Klassisch-Philologischen über das Historisch-Kritische zum Politischen, dessen erstes Ergebnis die Schrift zur „Serbischen Revolution“ (1829) war. Von der Studierstube hin zur Öffentlichkeit. Die *Historisch-politische Zeitschrift* erschien von 1832 bis 1836 und wurde zu 75 Prozent von Ranke selbst geschrieben. Rankes Projekt scheiterte, und damit „scheiterte das Projekt des offenen Dialogs zwischen mündigen Bürgern und kritischer Historie: ein revolutionäres Projekt des öffentlichen Lebens zum Zwecke einer besseren, einer menschlicheren Politik,

das offensichtlich allen damaligen Parteien gleichermaßen zuwider war“ (S. 85).

Baur sieht Rankes wissenschaftlich-öffentliches Projekt als Opfer einer feindlichen, weil politisch-parteilich bestimmten Öffentlichkeit, aber auch eines gewissen Unvermögens, – seine unter Zeitdruck und Mitarbeitermangel leidende Ausrichtung auf Europa blieb kursorisch – mit wissenschaftlicher Historie den Boden für eine bessere Politik vorzubereiten.

Unverschämt sind *Baurs* Bemerkungen über Hans-Ulrich Wehler, dessen Ausführungen zu Ranke *Baur* tatsächlich mit den Worten des NSDAP-Historikers und Präsidenten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland Walter Frank auf eine Stufe stellt. Wehler habe Ranke als rückständig bezeichnet, damit wiederhole er Franks Angriff. Vermag *Baur* nicht Kontext, Motivation, Zielrichtung und wissenschaftliche Qualität zweier Aussagen zu unterscheiden? Mir scheint, *Baur* schätzt die simple Etikettierung und heftet sein billiges Preisschild unterschiedlichen Qualitäten an. Wie billig ist eine solche Geschichtswissenschaft, die um der Verteidigung des Lieblings Ranke willen – bei den Medizinern soll es ja Halbgötter in Weiß geben –, Wehler mit Nationalsozialisten gleichstellt. Allzu viel Schaden wird *Baur* mit seiner Rüpelhaftigkeit nicht anrichten: Ihm ist der Rankesche Dreisprung noch nicht wirklich gelungen, den Wehler längst hinter sich hat. *Baur* fehlt die Aufmerksamkeit der politischen Öffentlichkeit.

Thomas Brechenmacher steuert einen Beitrag zur Kontroverse zwischen Heinrich von Sybel und Julius Ficker bei, die 1859 über die Bewertung der Kaiserpolitik des Mittelalters debattierten. Sybel vertrat eine am National-

staatsprinzip orientierte Position – er stellte sich gegen universalmonarchische Bestrebungen einiger mittelalterlicher Kaiser. Ficker setzte dagegen den „germanischen Staatsgedanken“, dem eine Staatsbildung in der Mitte Europas mit nationalen und universalen Aufgaben entsprach. Für Ficker, dem die kleindeutschen Bestrebungen seiner Zeit gegen den Strich gingen, war Österreich der Repräsentant dieses Prinzips. Fickers Positionierung gegen Sybel verhalf der katholischen und großdeutschen Geschichtsschreibung zu einem größeren Maß wissenschaftlicher Reputation. Zudem wurde die mediävistische Forschung im Hinblick auf Methode und Kenntnisstand vorangebracht. Im Bereich der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft lag der tatsächliche Fortschritt, der aus der hochpolitisierten Debatte herrührte. Thema des Beitrags von *Philipp Müller* ist die Geschichtswissenschaft Jacob Burckhardts, der zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn die Verbindung von Kunst- und Kulturgeschichte suchte.

Der zweite Teil des Bandes ist überschrieben mit „Kulturgeschichte in Deutschland im Zeichen der Naturwissenschaften“. *Hans Schleiers* Ausführungen über „Neue Ansätze der Kulturgeschichte zwischen 1830 und 1900“ gehen von der durch Industrialisierung und politische Umwälzung hervorgerufenen Zivilisationsgeschichtsschreibung aus. Gesellschaft und Wirtschaft gerieten in den Mittelpunkt des Interesses. Mit dem Positivismus entstand eine Auffassung, die auch vielfältigen Einfluß auf die Geschichtswissenschaft nahm. Weitere Einflüsse auf das Geschichtsdnken kamen aus der Biologie, wobei Darwins Forschung in

Kombination mit den positivistischen Lehren Comtes zu Übertragungen der Naturgeschichte und ihrer Gesetze auf die Entwicklung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft Anlaß gab. Für den Kulturhistoriker Karl Lamprecht war der Bezug auf Darwin wichtig, eine allzu große Nähe zu den Positivisten Comte, Buckie und Spencer vermied er aber. Dennoch gab es Parallelen zum Positivismus: Nämlich in der Methode und auch in der Ablehnung der politischen Geschichtsschreibung seiner Zeit, die die kollektiven Kräfte vernachlässigte und die Singularität von Personen und Ereignissen hervorhob. Das methodische Vorgehen der Naturwissenschaften blieb für Lamprechts Kulturgeschichte trotz späterer Wandlungen weiterhin von Bedeutung.

Naturwissenschaftliche Kategorien des Lamprecht-Streits sind es denn auch, die *Thomas Mergel* in einem weiteren Aufsatz des Bandes behandelt. *Frank Linhard* gibt einen knappen Überblick zur Situation der Naturwissenschaften im Deutschland der zweiten Jahrhunderthälfte mit der Schwerpunktsetzung bei der Optik. Von den Kontroversen zwischen einer Kulturgeschichtsschreibung, die sich als Naturgeschichte verstand, und der etablierten politischen Geschichtsschreibung berichtet ein Aufsatz *Christian Mehrs*.

T. B. Macaulay, dessen deutsche Rezeption *Kraus* prüfte, steht ebenfalls im Zentrum des Interesses in *Benedikt Stuchteys* „Eminent Victorians und die britische Zivilisationsgeschichtsschreibung in der Epoche der Historisierung“. Macaulay steht für eine Zivilisationsgeschichtsschreibung, die *Stuchtey* als den britischen Gegenentwurf zur deutschen Kulturgeschichtsschreibung im 19. Jh. darstellt. War Macaulay der Zivilisationshistoriker des Westens?

Dann doch eher Lord Acton, der einen stärker universalhistorischen Ansatz vertrat als der nationalgeschichtlich orientierte Whig Macaulay. Zur Whig-Geschichtsschreibung gehörte die Ideologie der freien Engländer, die sich nicht immer mit der Ideologie des britischen Empire vertrug. John Seeley, W. E. H. Lecky, H. T. Buckle und G. M. Trevelyan zählt *Stuchtey* zur britischen Zivilisationsgeschichtsschreibung. Die Gewichtung dieser Historiker unter nationalen und universalen Aspekten fiel freilich unterschiedlich aus. Für diese Historikergeneration traten, wie für ihr deutsches Pendant, die Kulturgeschichtsschreibung, Fragen einer wissenschaftlichen Historiographie in den Vordergrund – in beiden Fällen in Auseinandersetzung mit Fragen naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit. Im britischen Fall wurde versucht, Gesetze der Zivilisationsgeschichte zu entwickeln. Vor allem der am Positivismus Comtes orientierte Buckle setzte sich damit vom Nationalismus und Individualismus eines Carlyle und Froude ab. Wie in der deutschen Kulturgeschichtsschreibung zeigten auch in Großbritannien Auffassungen des Evolutionismus – von Herbert Spencer und Charles Darwin – ihre Wirkung; trotz der Stärke der deutschen Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus des 19. Jh.s mit ihrer Betonung der Individualität, konnte die britische Zivilisationsgeschichtsschreibung mit ihrer Verbindung von Fortschritt und Tradition an Einfluß gewinnen. Offen läßt *Stuchtey*, ob mit der im Großen und Ganzen insular-whiggistisch geprägten Zivilisationsgeschichtsschreibung ein wirklich erfolgreiches Gegenkonzept zum Historismus entwickelt worden war.

Roland Ludwig

- 1 U. Muhlack, Der „politische Professor“ im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: R. Burkholz/Ch. Gärtner/F. Zehentretter (Hrsg.), Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur im Diskurs mit Ulrich Oevermann, Göttingen 2001, S. 185-204.
- 2 Max Cornicelius, England in Treitschkes Darstellung und Urteil, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Bd. 10, Leipzig u. a. 1916, S. 65-108.
- 3 Roland Ludwig, Die Rezeption der Englischen Revolution im deutschen politischen Denken und in der deutschen Historiographie im 18. und 19. Jahrhundert, Phil. Diss. Gießen 2003, S. 334 f.

Heinrich Scholler: Die Rechtsvergleichung bei Gustav Radbruch und seine Lehre vom überpositiven Recht, Duncker & Humblot, Berlin 2002, 124 S.

Die Bedeutung der Rechtsvergleichung in dem nach wie vor einflußreichen Denken Gustav Radbruchs erscheint auf den ersten Blick marginal, wenigstens für den, der sich dem Radbruchschen Werk über dessen rechtsphilosophische Aspekte nähert. Denn aus Radbruchs Worten selbst scheint eine Vernachlässigung der Rechtsvergleichung zu sprechen, wenn er in seiner 1932 in dritter Auflage erschienenen Rechtsphilosophie schreibt: „In der Tat hat die Rechtswissenschaft immer von neuem den Versuch unternommen, den Rechtsbegriff aus den einzelnen Rechtserscheinungen induktiv zu gewinnen, und es kann kein Zweifel sein, daß es grundsätzlich möglich ist, durch Vergleich der einzelnen Rechtserscheinungen den allgemeinen Begriff zu gewinnen, der ihnen allen zugrunde liegt. Freilich kann man auf solche Weise

den Begriff des Rechts nur *gewinnen*, aber nicht *begründen*.¹ Indes wendet sich Radbruch damit nur gegen die *begründungstheoretische Rolle* der Rechtsvergleichung für den Begriff des Rechts: Um Rechtsvergleichung betreiben zu können, bedarf es zuvor der Feststellung, daß es sich bei dem zu Vergleichenden um *Rechtsphänome* handelt. Daß Radbruch hingegen der Rechtsvergleichung als rechtswissenschaftlicher Disziplin in keiner Weise ablehnend gegenüber steht, zeigen seine rechtsvergleichenden Schriften, die im fünfzehnten Band der Radbruch-Gesamtausgabe versammelt sind.

Mit dem im letzten Jahr erschienenen Buch schließt *Heinrich Scholler* insofern eine Lücke, als die rechtsvergleichenden Arbeiten Radbruchs bisher kaum Gegenstand von Veröffentlichungen waren.² Dabei geht es ihm zum einen darum, den Stellenwert der Rechtsvergleichung in Radbruchs Gesamtwerk zu verorten und zu verdeutlichen, daß die Rechtsvergleichung bei Radbruch nicht als bloßer *Normenvergleich* angelegt ist, sondern viel umfassender als Vergleich unterschiedlicher *Rechtskulturen*; zum anderen will er eine Verbindung dieser „vergleichenden Rechtskulturwissenschaft“ zu Radbruchs rechtsphilosophischen Ansätzen herstellen, insbesondere mit dessen nach 1945 entwickelter Lehre vom „*übergesetzlichen Recht*“, die nach Ansicht *Schollers* mit Radbruchs rechtsvergleichenden Studien zusammenhängt (vgl. S. 7).

In einem ersten Zugang zur Rolle der Rechtsvergleichung in Radbruchs Schaffen wird deren Verhältnis v. a. zur Rechtsgeschichte bestimmt (I., S. 13 f.). Zwar liege der Rechtsgeschichte primär an einem (zeitlichen) „*Nacheinander*“ rechtlicher Institutionen, wo-

hingegen die Rechtsvergleichung deren „*Nebeneinander*“ betreffe, doch gehe Rechtsvergleichung an einem bestimmten Punkt in Rechtsgeschichte über: Wo nämlich die Rechtsvergleichung auch die Rechtskultur autochthoner Völker einbeziehe, befasse sie sich mit sozialen Regelungsmechanismen, die auch dem Rechtsverständnis der sog. „*Kulturnationen*“ vorausgingen und daher gewissermaßen deren Vorstufe bildeten. Auf diesem Wege münde die Rechtsvergleichung in eine „*Universalrechtsgeschichte*“, die sich dadurch auszeichne, daß sie „*bestimmte Typen universalgeschichtlicher Abläufe*“ bilde, wie etwa im Strafrecht die Ablösung der Sippenrache durch die öffentliche Strafe (vgl. S. 14 f.). In diesem Zusammenhang führt *Scholler* ein Zitat Radbruchs an (S. 15), das nochmals die Bedeutung der Rechtsvergleichung im Hinblick auf die Rechtsphilosophie – sofern diese sich mit überpositiven Rechtsgrundsätzen befaßt – hervorhebt: „*Was am Rechte wandelbar, was ewig ist, wird am anschaulichsten sichtbar durch Rechtsvergleichung.*“ Die Rechtsvergleichung kann zwar selbst keine überpositiven Rechtsgrundsätze begründen, sie aber sehr wohl illustrieren.³

Nach dieser begrifflichen Verortung der Rechtsvergleichung erfolgt unter der Überschrift „*Die Stellung der Rechtsvergleichung bei Radbruch*“ (II., S. 17 ff.) eine vertiefte Beschäftigung mit dem Verhältnis von Rechtsvergleichung und Rechtsphilosophie, die sich zu Beginn des 20. Jh.s, als Radbruch mit seinen rechtsvergleichenden Arbeiten begann, stark von der Forderung nach einer „*Allgemeinen Rechtslehre*“ und – damit verbunden – nach einem Vorrang der induktiven Methode vor der deduktiven angefeindet sah. Die

Abschnitte III und IV („Die rechtsvergleichenden Arbeiten im Allgemeinen“, S. 23 ff., und „Radbruch und die Rechtsvergleichung im 19. Jh.“, S. 26 ff.) geben einen kurzen Überblick über die ersten rechtsvergleichenden Schriften Radbruchs und seinen methodischen Ansatz sowie über die Entstehung der Rechtsvergleichung als rechtswissenschaftlicher Disziplin im 19. Jh. Nachdem in Abschnitt V („Allgemeine Darstellung der rechtsvergleichenden Arbeiten“, S. 32 ff.) drei große rechtsvergleichende Schaffensperioden Radbruchs ausgemacht werden, stellt der Autor in Abschnitt VI – dem umfangreichsten Teil des Buches – „Das englische Recht in der Sichtweise Radbruchs“ (S. 40 ff.) dar, und zwar durch eine kommentierende Lektüre des von Radbruch nach einem Oxford-Aufenthalt 1936 verfaßten Buches „Der Geist des englischen Rechts“. Hierbei geht *Scholler* auf einzelne Aspekte englischen Rechtsdenkens detailliert ein (Common Law, Equity, Schwurgerichtbarkeit, Habeas corpus und indictment). An eine kurze Anmerkung zum Thema „Rechtsvergleichung und das Internationale Recht“ (VII., S. 76 f.) schließen sich zwei in den Abschnitten VIII. (S. 78 ff.) und IX. (S. 91 ff.) angesprochene Problembereiche an, die auf den ersten Blick etwas quer zum Titel des Buches stehen, nämlich „Juristisches Studium und Studienreform“ sowie „Zur Rechtskultur in den Zeitungsartikeln“, bevor im letzten Abschnitt („X. Radbruchs Wendung zum überpositiven Recht“, S. 95 ff.) der Zusammenhang von Rechtsvergleichung und der Lehre vom übersetzlichen Recht bei Radbruch diskutiert wird.

Auffällig an *Schollers* Buch ist zunächst, daß offenbar zusammengehö-

rende Fragen in unterschiedlichen Abschnitten behandelt werden, wobei der Grund für diese Trennung anfänglich verborgen bleibt, wie etwa in Bezug auf die Abschnitte I, III und V, deren Überschriften nur Nuancen ein und desselben Themas darstellen: „Allgemeines“, „Die rechtsvergleichenden Arbeiten im Allgemeinen“ und „Allgemeine Darstellung der rechtsvergleichenden Arbeiten“. Daß hier eigentlich Zusammengehörendes auseinandergerissen wurde, wird jedoch dann deutlich, wenn man feststellt, daß die S. 13-25, 30-31, 35-39 sowie 92-93 eine fast wortgleiche Wiedergabe der Seiten 1-21 der von *Scholler* verfaßten Einleitung zu Bd. 15 der Radbruch-Gesamtausgabe darstellen, wo sie allerdings einen einheitlichen Text bilden und nicht durch die nunmehr eingezogenen Überschriften getrennt sind.

Abgesehen von der Übernahme einiger Teile aus einer bereits erschienenen Veröffentlichung leidet das Buch aber auch unter inhaltlichen Mängeln: So wird der Leser etwa mit einer Fülle biographischer Informationen zu im Text genannten Personen konfrontiert, die ohne systematischen Bezug sind.⁴ Es mag zwar für biographisch interessierte wissenswert erscheinen, daß John Austin, mit dessen Werk sich Radbruch beschäftigt hatte, mit 26 Jahren Sarah Taylor heiratete und 1821 ihre gemeinsame Tochter Lucie geboren wurde, ebenso wie der Umstand, daß das Ehepaar in London am Queen Square wohnte, doch wirken auf den an Sachproblemen orientierten Leser derlei Mitteilungen eher irritierend. Das gilt auch für Stellen, an denen *Scholler* schlicht darauf verweist, daß Radbruch bestimmte Personen zitiert habe, ohne daß der Inhalt des Zitats wieder-

gegeben noch seine Relevanz für den Fortgang der Untersuchung dargelegt wird.⁵ Dies ließe sich freilich als marginal abtun, wenn das Buch im Übrigen über gedankliche Strenge und innere Systematik verfügen würde, was indes nicht der Fall ist. Besonders deutlich wird dies im Abschnitt VIII über „Juristisches Studium und Studienreform“, wo verschiedene Beiträge Radbruchs besprochen werden, von denen allerdings nur die zwei ersten das in der Überschrift genannte Thema zum Gegenstand haben, nach einer Einschätzung von Radbruchs Cicero-Bild hingegen Besprechungen von zehn weiteren Beiträgen folgen, die wiederum rechtsvergleichend sind und mit dem juristischen Studium nichts zu tun haben, aber an anderen Stellen des Buches möglicherweise nicht unterzubringen waren.

Daß im nachfolgenden Abschnitt IX schließlich eine Besprechung des Aufsatzes „Haus ohne Wetter“ erfolgt, in dem Radbruch über das ständig gleichbleibend trübe Licht im Reichstagsgebäude klagt, ist nur so zu erklären, daß dieser Aufsatz in Band 15 der Radbruch-Gesamtausgabe aufgenommen worden ist, der wiederum von Scholler bearbeitet wurde.

Wer schließlich erwartet, im letzten Abschnitt des Buches, der Radbruchs Wendung zum überpositiven Recht zum Gegenstand hat, etwas über den begrifflichen Zusammenhang von Rechtsvergleichung und überpositivem Recht zu erfahren, wird enttäuscht werden. Scholler geht hier zunächst der Frage nach, „inwieweit Radbruchs rechtsvergleichende Arbeiten ihn automatisch zu diesem Bruch mit dem Positivismus geführt haben“ und geht zur Beantwortung dieser Frage zunächst auf das Problem ein, ob nicht

bereits in Radbruchs früherem rechtsphilosophischen Ansatz Tendenzen erkennbar waren, die ihn zur Kritik am Rechtspositivismus führten (S. 95). Indes wird diese Frage nicht beantwortet, vielmehr wird im Lauf des Textes die Fragestellung modifiziert, und zwar dahingehend, ob das Leben unter der nationalsozialistischen Diktatur oder die Beschäftigung mit dem englischen Recht Radbruch zu einer Abkehr vom Positivismus geführt habe. Das aber ist keine konzeptionelle Frage mehr, sondern die nach dem äußeren Anlaß dieser Abkehr. So bleiben die beiden thematischen Stränge des Buches – die Rechtsvergleichung und die Lehre vom überpositiven Recht – unverbunden nebeneinander stehen. Was beim Leser nach der Lektüre des Buches bleibt, ist der Eindruck, daß hier Einzelaspekte abgehandelt wurden, die zwar zusammen eine Einleitung zu den rechtsvergleichenden Schriften Radbruchs hätten ergeben können, die jedoch darüber hinaus eines inneren Zusammenhangs entbehren.

Marc André Wiegand, Leipzig

- 1 G. Radbruch, Rechtsphilosophie, 3. Aufl. 1932, S. 29 (Hervorhebung v. Verf.)
- 2 Zu nennen sind in diesem Zusammenhang A. H. Campbell, Gustav Radbruch's Rechtsphilosophie an the English Jurisprudence, Hannoversch Münden 1949, C. Vulpius, Gustav Radbruch in Oxford, Heidelberg 1995, sowie H. Scholler, Rechtsvergleichung als Vergleich von Rechtskulturen – Ein Beitrag zu Gustav Radbruchs Rechtsvergleichung, in: Strafgerechtigkeit, FS Arthur Kaufmann, Heidelberg 1993, S. 743.
- 3 Letztlich handelt es sich dabei um eine neukantianische Fortschreibung des kantischen Diktums, demzufolge das

allgemeine Kriterium, wonach zu bemessen sei, was Recht oder Unrecht ist, allein in der Vernunft zu finden sei, die positiven Gesetze hierzu jedoch als Leitfaden dienen könnten, vgl. I. Kant, *Die Metaphysik der Sitten*, Einleitung in die Rechtslehre, § B, AB 31, 32.

4 So z. B. in Fn. 22 bis 26, 29, 33, 35, 74, 168, 176, 192, 201, 230, 266, 279.

5 So etwa S. 37, wo Scholler das von Radbruch für seinen Sohn verfaßte „Spruchbuch für Anselm“ erwähnt und dazu nur feststellt: „Dort sind Zitate von Sir William Blackstone, Johnson, Macaulay und dem Lord Chief Justice Hewart aufgeführt. Der bedeutende englische Richter und Rechtsgelehrte Coke ist mit vier Zitaten vertreten.“

Tobias Brinkmann, Von der Gemeinde zur „Community“: Jüdische Einwanderer in Chicago 1840–1900 (= Studien zur historischen Migrationsforschung, vol. 10), Universitätsverlag Rasch, Osnabrück 2002, 488 S.

Historians have been slow to recognize that a great deal of history happens not in one place but in many, and not just in stasis but also in movement. To be sure, there has long been a history of migration – bloated with lifeless statistics, anemic in its portrayal of experience. But this is beginning to change – in history as well as in anthropology and literary studies. Homi Bhabha's *The Location of Culture* is one marker of the shift. Another is James Clifford's programmatic call to pursue routes rather than roots when tracking culture. *Tobias Brinkmann's* learned, deeply researched work on German Jews in Chicago falls in this context, for it attempts to mediate between the style and the questions of the old migration history and newer issues central to the construction of identity and community in the context

of movement and displacement. The mediation is not always successful; the pull of roots, an established scholarly context, is stronger than routes, where this work might have gone. One has, for example, a strong sense that the work is still addressed to a dissertation committee. Nevertheless, in a bold work that sets new agendas, the author combines migration history, German-Jewish history, the history of ethnicity in the United States, and the new urban history.

Pushed to emigrate by a mix of social and economic motives, Jews arrived in Chicago in the 1840s, when Chicago was barely more than a trading post. The first waves comprised German Jews who, in chain migrations, came from Franconia, the Palatinate, Württemberg and Posen; they were later followed in the 1850s by Jews from Bohemia and Westphalia. They did not, as *Brinkmann* shows, come as individuals but typically as families, especially siblings, and from the same villages and towns. From the start, therefore, networks of those who knew each other marked the migration pattern. In this sense, the German Jews were less „uprooted“ than „transplanted.“ But many of them settled first in the small towns around Chicago before earning enough to move to the city. The migration process, as *Brinkmann* emphasizes, was always open and rarely linear.

Soon after the first Jews settled in Chicago, a „Gemeinde“ was created, and, by 1851, a synagogue. In the first two decades of Jewish life in Chicago, the lines that divided Jews were often stronger than the ties that bound them together. Partly, this was an understandable result of the diverse geographic and social origins of the first wave of German-Jewish immigrants. Partly, local

circumstances dictated the dilemmas of the first generation. The greatest challenge resided in the problem of worship, for the old ways did not square easily with the rapid pace of America's fastest growing metropolis. If the Gemeinde was the center of Jewish life in the early years, the pull of its gravity nevertheless remained weak, and competitors – like the lodge of B'nai B'rith and an array of charitable and insurance societies – constituted alternative centers of Jewish life.

Paradoxically, public acceptance of Jews encouraged the centrifugal proclivities of Jewish life. In the new cities of the midwest, the measure of public acceptance seemed comparatively high – both compared to the cities of the east, with their older established Protestant families, and with Germany. „Public“ is a necessary qualifier. In his analysis of the famous credit ratings of R. G. Dun, *Brinkmann* demonstrates that private prejudice, especially concerning Jewish economic behavior, remained endemic.

In the main, the slow shift from „Gemeinde“ to „community“ occurred not in the religious sphere but in the realm of philanthropy and public welfare. Starting in 1859, the United Hebrew Relief Association (UHRA) coordinated efforts to help the less fortunate Jews of Chicago. In the latter half of the nineteenth century, these efforts became increasingly important. More and more Jews came to Chicago, especially after 1881, and the United States, unlike Imperial Germany, had little in the way of state support for the indigent. Philanthropy also united rather than divided Jews.

Brinkmann even argues that private welfare was central to the invention of Jewish ethnicity, not the least because it skirted wearisome debates about who

counted as Jewish. Inclusive, philanthropy bridged the usual divides.

Brinkmann details the history of the American strand of Jewish Reform in Chicago and the politics surrounding it. He also offers an insightful analysis of the relationship of German Jews to non-Jewish Germans. Remarkably, Jews participated to a significant degree in German-American civic life, which – in part because it lacked centralized coordination – remained open to them. The Jews of Chicago, who until the 1870 still spoke German, did not, however, call themselves „German Jews,“ an appellation that only gained currency in the 1880s, when great waves of poor, orthodox Jews from the Pale arrived in Chicago. In response, the German-Jewish community, the established as *Brinkmann* calls them, did everything in its power to distance itself from Polish and Russian „outsiders.“ The new immigrants called into question the delicately constructed community of German-Jewish immigrants who thought of themselves as American Jews whose cultural haven was German-speaking Europe.

This is an important book – judicious in its evaluations, careful in its scholarship.

Helmut Walser Smith

Gudrun Gersmann/ Hubertus Kohle (Hrsg.), unter redaktioneller Mitarbeit von Beatrice Hermanns: Frankreich 1871–1914. Die Dritte Republik und die Französische Revolution, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2002, 239 S., 68 Abb.

Dieser Band gehört als späte Frucht eigentlich noch in den Zusammenhang des 200. Jahrestages der Französischen

Revolution. Die beiden Hrsg., Historikerin der Kulturgeschichte des Ancien Régime die eine, Kunsthistoriker des 19. Jh.s der andere, haben sich – ausgehend von Tagungen in der Werner-Reimers-Stiftung zwischen 1989 und 1997 – gemeinsam mit zahlreichen Beiträgern in vier Bänden auf die Suche nach Spuren der Revolutionsgeschichte in der Zeit zwischen napoleonischem Empire und der ersten Phase der Dritten Republik gemacht.

Betrachtet man das Gesamtvorhaben vom instabilen Erbe der nachthermidorianischen Konsolidierungsbemühungen über die Konfrontation mit der steckengebliebenen bourbonischen Restauration und die heftigen Auseinandersetzungen um den Neojakobinismus während der 48er Revolution bzw. den Bonapartismus des Zweiten Kaiserreichs bis hin zur Einführung von Nationalfeiertag und Nationalhymne nach der Republikgründung 1870, so zeichnet sich bei aller verbleibenden Strittigkeit der Revolutionsdeutung doch eine feste Verankerung der Erinnerung an den Bastillesturm, den Sturz der Monarchie und die Kultur- und Sozialpolitik der Revolution in den Symbolvorrat der Franzosen ab.

Die tiefe Verwurzelung vieler Franzosen in jener Version der Geschichte von 1789 und 1793, die im letzten Viertel des 19. Jh.s kanonisiert wurde, ist im öffentlichen Bewußtsein unseres Nachbarlandes in einem solchen Grade präsent, daß ein vergleichbarer Band dort kaum von Nutzen wäre. Eher wäre mit Gegenreaktionen zu rechnen, wie sie seinerzeit François Furet mit seinem Diktum von der Revolution als erkaltem, totem Gegenstand furios in Szene setzte, weil er das heutige Frankreich gern aus dem Schlagschatten dieser langen Erinnerungswirkung herausge-

treten gesehen hätte. Hierzulande ist aber diese Geschichte der Nachwehen weniger geläufig, weshalb das Kompendium gerade im Studienbetrieb nützliche Dienste leistet, zumal die Hrsg. einschlägig ausgewiesene Autoren gewonnen haben.

Wer allerdings im Katalog seiner Bibliothek den etwas zu umfassend geratenen Haupttitel allein als Wegweiser nutzt, wird enttäuscht sein, denn eine Geschichte der drei Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg bekommt mah für immerhin 48 Euro nicht geboten. Vielmehr handelt es sich um eine problemorientierte Aufsatzsammlung zur Kulturgeschichte der Revolutionserinnerung, deren Beiträge auch nicht durch eine längere Einleitung zusammengehalten werden, sondern ihre Kohärenz im Laufe der Lektüre entfalten sollen.

Wolfgang Schmale leitet mit einem Überblick zur Menschenrechtsdiskussion um 1889 ein und resümiert skeptisch, daß in der Beachtung der 1789 deklarierten Menschen- und Bürgerrechte das Frankreich des ausgehenden 19. Jh.s keinen Vorsprung gegenüber anderen europäischen Staaten erreichte, wohl aber durch die Intensität der Memorialkultur Maßstäbe setzte, die in Krisensituationen des darauffolgenden Jahrhunderts einer allzu raschen Aufgabe erreichter Standards einen Riegel vorgeschoben haben mag – Näheres bliebe im Detail zu untersuchen. *Almut Franke-Postberg* erweitert ihre 1998 verteidigte Dissertation über die Gewährung der sog. Emigrantenmilliarde während der Restaurationszeit auf die noch immer die Gesellschaft spaltenden Diskussion am Jahrhundertwende über die Integration der Revolutionsflüchtlinge von Geblüt in die nachrevolutionäre Ordnung.

Die folgenden Beiträge behandeln die Medien der kulturellen Verständigung: das gerade eingeführte Kino, das Theater und die Oper, die Museen und die Büsten im öffentlichen Raum, herausragende Architektur (wie der Eiffelturm) und ihre Rahmung durch die Malerei, die während der Weltausstellung von 1889 ausgestellt wurde. Dies geschieht durchweg quellengestützt und zeigt den bemerkenswerten Stand der deutschen kulturhistorischen Frankreichforschung an. Einziges Manko, das man anmerken könnte, ist die fehlende Konfrontation solcher exemplarischer Untersuchungen mit seriellen Auswertungen von Zeitungen und/oder Sammlungen von Stichen und Drucken. Auf diese Weise bleibt die Gesamtanlage des Buches auch problematisch Paris-zentriert bzw. indifferent gegenüber den unterschiedlichen Situierungen im französischen Raum, obwohl sich viele Hinweise zur Auführungs- und Ausstellungspraxis an verschiedenen Orten in den Aufsätzen finden.

Die Sonden, die auf diese Weise in die kollektive Artikulation gesenkt werden, bringen ein Stimmungsbild zum Vorschein, bei dem die (gebrochen) positive Sicht der Republikaner auf die Revolution keineswegs dominant ist, sondern der royalistische Märtyrerkult seine Bastionen hielt, wenn nicht ausbaute. Von der Durchsetzung eines radikal-republikanischen Geschichtsbildes vor dem Ersten Weltkrieg kann also keine Rede sein.

Die Opfergeschichte der Verlierer von 1789/91 geriet allerdings in wachsenden Widerspruch zum Bedarf nach einer glänzenden nationalen Vergangenheit und einer universellen Mission im Zeitalter imperialistischer Konkurrenz. Die Anssöhnung einer tief gespal-

teten Nation mit der Revolution, die vielen etwas gegeben und ihre sozialen Folgen in einer Gesellschaft entfaltet hatte, in der nach der Beseitigung des Zensus (bäuerliche) Kleineigentümer die größte Wählergruppe bildeten, verdiente wohl auch genauere sozial- und politikhistorische Betrachtung. Der vorliegende Band besitzt seine Stärken aber im zeitnahen Nachvollzug der kultur- und kunstgeschichtlichen „Wende“ der französischen Historiographie. Nicht immer gelang dies für den deutschsprachigen Markt mit solcher Geschwindigkeit und Qualität. So kann man die von *Gudrun Gersmann* und *Hubertus Kohle* sorgfältig redigierten Bände auch all denen entgegenhalten, die anhand von Übersetzungen oder von Anmerkungsapparaten populärer Handbücher einen noch immer nicht überwundenen Riß zwischen der französischen und der deutschen humanwissenschaftlichen Forschungslandschaft konstatieren.

Am Ende des vierten Bandes findet sich nicht nur eine Übersicht zu den Inhalten der vorangegangenen Bücher, sondern auch ein kumuliertes Personenregister für alle vier Bände – eine zusätzliche Motivation für den kompletierenden Erwerb, wenn es denn einer solchen bedarf.

Matthias Middell

Christine D. Worobec: *Possessed. Women, Witches, and Demons in Imperial Russia.* Northern Illinois University Press. DeKalb 2001, 288 S.

„In Russian peasant villages, a stranger usually meant trouble.“ Dieser Satz steht ganz am Anfang eines neuen, faszinierenden und hochambitionierten

Buches zur russischen Kulturgeschichte des 19. Jh.s, und er faßt die hier dargestellte Situation prägnant zusammen: das konfliktreiche und oft verständnislose Aufeinandertreffen fremder, einander kaum bekannter Kulturen im gleichen Land. Was folgt, ist die Beschreibung eines komplexen, „highly ritualized“ Dramas, in dem verschiedene Akteure auftreten, um in diversen Konstellationen gemeinsam und gegeneinander Gesellschaft zu definieren. *Worobec* konfrontiert die Welt der Bauern mit den verschiedenen Diskursen der „gebildeten Gesellschaft“ von Staat, Kirche, Literatur, Ethnographie und Psychiatrie. Alle diese Gruppen kreieren ihre Welt mit den Kategorien des Eigenen und des Fremden, Kategorien, die in verschiedenen Kontexten unterschiedlich ausgestaltet werden. Die Furcht der Bauern vor äußeren Einflüssen und der Versuch, diverse Streßfaktoren auszubalancieren und in der sozialen Struktur des Dorfes verträglich zu machen, operierten dabei unter anderem mit dem Phänomen des Dämonischen und des Hexenglaubens. Dabei wurden nicht nur Verantwortliche für Unglücksfälle gesucht; die Dämonenbesessenheit, *klikushestvo*, bildete, so *Worobec*, auch ein wichtiges Ventil für Streß und Frustration und erfüllte auf diese Weise wichtige Funktionen innerhalb der komplexen Sozialstruktur ebenso wie im mythischen Weltbild der Bauern. *Klikushestvo* beschreibt das Phänomen der dämonischen Besessenheit, das sich durch Symptome wie krampfartige Zustände, Schreien (*klikat'*) und Fluehen, Haare-raufen und das Zerreißen der Kleidung äußerte und insbesondere während emotional und mythisch aufgeladener Rituale wie Messen und Hochzeiten akut auftrat. Mit dem Hinweis auf die

Parallele zum „reinen Tor“ („holy fool“) beschreibt *Worobec* die relativ weitgehende Akzeptanz von *klikushi* und (nach modernen Maßstäben) deviantem Verhalten in der russischen bäuerlichen Gesellschaft. Im Drama des *klikushestvo* wird es dem „Opfer“, der Besessenen, möglich gemacht, zumindest temporär Pflichten und Verantwortung aufzugeben und spirituelle Hilfe und emotionale Unterstützung zu suchen, ohne jedoch mit der Etikettierung der Krankheit oder des Wahnsinns aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Der Gegensatz von *klikusha* und verantwortlicher Hexe als – niemals absolute – Personifizierungen von Gut und Böse, Passivität und Aktivität, Opfer und Täter bot andererseits die Möglichkeit, soziale Konflikte – oft gewaltsam – auszutragen und Grenzen innerhalb der Gesellschaft zu ziehen.

Diese Welt war nicht isoliert, und so veränderte sich das Phänomen des *klikushestvo* durch die Jahrhunderte mit der Einwirkung verschiedener Faktoren. Diese sind nicht nur unter der Kategorie der „Modernisierung“ zu verbuchen: Der Hexenglaube beispielsweise veränderte sich deutlich unter dem Einfluß von Vorstellungen aus dem Westen: einzelne Elemente wie der „Hexensabbat“, aber auch die generelle Dämonisierung des Bösen und die so geschaffene Radikalisierung des Hexenglaubens gehören dazu.

Wichtiger in *Worobec'* Buch aber ist die Bedeutung von „Aufklärung“ und „gebildeter Gesellschaft“ für die Entwicklung des *klikushestvo* zu einem in der russischen Gesellschaft des späten 19. Jh.s intensiv diskutierten, als faszinierend und gleichzeitig hochgefährlich empfundenen Thema. Die Kirche akzeptierte für lange Zeit die soziale

und spirituelle Akzeptanz der Besessenen, ebenso wie der Volksglaube. Im 18. Jh. entwickelte der Staat – und mit ihm auch die Kirche – Bemühungen, „falsche“ Besessene als für die Gesellschaft schädlich zu identifizieren und zu bestrafen. Nach und nach entfalteten sich zwei zusammenhängende Prozesse: der grundlegende Zweifel der Aufklärung an der Besessenheit und Hexerei äußerte sich in neuen Gesetzen, und diese mißtrauische Entwertung eines für lange Zeit akzeptierten Phänomens ging Hand in Hand – so *Worobec* – mit der fortschreitenden Feminisierung der Besessenheit: Während der Hexen- und Besessenheitsglaube in Rußland traditionell Männer und Frauen einschloß, erschienen in den offiziellen Dokumenten des 19. Jh.s bald nur mehr Frauen, bezeichnet mit dem „gender-laden“ Begriff *klikushi*. Ebenso verschob sich die Konzentration der Justiz von den – oft männlichen – Zaubern und Heken auf die „schwierige“ *klikusha*.

Die dritte Macht neben Staat und Kirche bildet in diesem Buch die „gebildete Gesellschaft“, hier vertreten durch Literaten und Ethnographen. Die Bewertung der bäuerlichen Kultur bildete einen zentralen Faktor in der Einschätzung dessen, was „Rußland“ war oder sein sollte; romantische Hoffnung auf eine „wahre“ russische Identität, die sich aus der Welt der Bauern nähren sollte, fand sich bald konfrontiert mit der Darstellung einer „dnaklen“, hoffnungslosen, unaufgeklärten und deshalb für die gesamte Gesellschaft gefährlichen Bauernschaft. *Worobec* beschreibt hier die kulturelle Kluft zwischen Stadt und Land anhand ausgesuchter Beispiele aus Fiktion und Ethnographie.

Das wohl wichtigste und sicher stärkste Kapitel des Buches beschreibt

eine neue Macht, die gegen das *klikushestvo* antrat: die junge, sich als rational und wissenschaftlich verstehende russische Psychiatrie. Der Modernisierungsdiskurs erscheint hier am stärksten, und entsprechend werden hier *Worobec*' Sympathien für die komplexe und in mancher Hinsicht subversive Welt der Bauern am deutlichsten: „Russian psychiatrists were united in their modernity crusade against what they understood to be Russian backwardness and traditionalism. Armed with an ideology of progress, they set up binary categories of absolutes, delineating the positive from the negative aspects of society and culture.“ (S. 151) Der Versuch, ein kulturell bestimmtes Phänomen mit medizinischen Kategorien zu definieren, wird ausführlich beschrieben: als ein Element des radikalen Modernisierungsprozesses im unruhigen Rußland der Jahrhundertwende sowie als erfolgreicher Versuch männlicher Herrschaftsausübung über unbequeme Frauen. Medizinische, politische und kulturelle Motivationen und Definitionen überschneiden sich. Die Psychiater trafen auf störrische Bauern, die nicht bereit waren, ihre Gemeinde in medizinischen Statistiken evaluieren zu lassen und statt dessen den schlechten Ruf grausamer und unmenschlicher psychiatrischer Behandlung beharrlich weitertrugen. Die Brutalität, mit der *klikushi* und andere „Problemfälle“ in ihren Dörfern behandelt wurden, wird von *Worobec* indessen eher als ein Ergebnis der Voreingenommenheit psychiatrisch ausgebildeter Berichtersteller dargestellt. Die Beschreibung des psychiatrischen Diskurses, der mit verschiedenen Elementen wie Misogynie und wissenschaftlichem Kategorisierungseifer operierte und dabei Schlagwörter wie

Hysterie, sexuelle Frustration, Sombulismus, Epidemiologie in ein Bild vom rückständigen ländlichen Rußland einordnete, ist dagegen überzeugender.

Durch das Buch zieht sich wie ein roter Faden das der Kulturanthropologie entlehene Argument, die moderne Wissenschaft könne nur schwer den Charakter eines Phänomens beschreiben und vor allem kategorisieren, das so tief in eine fremde, komplexe Kultur eingebettet ist. Das Buch hat diese These eindrücklich mit den Konflikten zwischen gebildeter Gesellschaft und Bauernkultur im Rußland des 19. Jh.s illustriert. Im letzten Kapitel dann werden heutige Erklärungsmodelle aus biologischer und medizinischer Perspektive diskutiert: sind die Ansätze, die Hexenjagden und Besessenheit in Westeuropa mit Drogenmißbrauch, Pilzvergiftung durch Getreidegenuß und streßbedingter Calciummangel in Zusammenhang bringen, gültige Argumente für das russische *klikushestvo*? Nach einer statistischen Analyse von Alter und Familienstand der *klikushi* lehnt die Autorin diese Modelle ab und beendet ihre Überlegungen mit der – bereits zuvor mehrfach formulierten – These, *klikushestvo* sei vor allem ein Ventil für überarbeitete und/oder unter extremem emotionalem Druck stehende Frauen. Entscheidend ist und bleibt somit für *Worobec* der kulturelle Kontext, die Frage nach den Funktionen des devianten Verhaltens innerhalb der Gesellschaft. Die Frage „warum deviantes Verhalten?“ kann somit sozialhistorisch beantwortet werden, und *Worobec* beschreibt die – aus anderen Quellen bekannte – Situation der Frauen verschiedener Altersstufen und Positionen innerhalb der bäuerlichen Gesellschaft. Für eine

Antwort auf die Frage „warum *klikushestvo*?“ finden sich in diesem Buch verschiedene Ansätze, die größtenteils kulturanthropologisch inspiriert sind und auf die Dualität eines mythischen Weltbildes abstellen, die Problematik von rites-de-passage einbeziehen und die Bedeutung der Allgegenwart des Teufels im orthodoxen Glauben hervorheben.

So liegt hier ein dichtes, kritisches, in vieler Hinsicht originelles Buch zu einem fesselnden Thema vor. Nicht ganz glücklich allerdings ist die Organisation des Textes: Die Überschrift des letzten Kapitels lautet vielversprechend „Sorting through Multiple Realities“ statt des üblichen – abschließenden – „Conclusion“. Wenn die vorherigen Abschnitte die Akteure des Dramas in ihrer Vielfältigkeit dargestellt haben, wird hier versucht, die beschriebenen Realitäten zu ordnen und in ein größeres Muster einzugliedern. Das Phänomen des *klikushestvo* wird nun zu einem aussagekräftigen Detail in der Diskussion um historische Paradigmen. Die Gegenüberstellung von Modernisierungstheorie und Kulturrelativismus jedoch wirkt etwas vereinfachend und verwirrend, insbesondere, wenn Boris Mironovs These von den kulturellen Grundlagen sowjetischer autoritärer Herrschaft in autoritären Strukturen der bäuerlichen Gesellschaft als problematische Konsequenz des Kulturrelativismus präsentiert wird. Mit dem Plädoyer für einen – hier etwas kurz gekommenen – komparativen Ansatz tritt *Worobec* schließlich für eine „Kombination der besten Elemente aus Kulturrelativismus und Universalismus“ ein.

Bei der Betrachtung des Gesamttextes drängt sich der Eindruck auf, daß die Autorin eine klassische Textstruk-

tur vermeiden wollte, in der zunächst eine Beschreibung des historischen Phänomens des *klikushestvo* aus unserer heutigen, „richtigen“ Sicht gegeben würde und dann eine Schelte der Diskussionen des 19. Jh.s folgte.

Statt dessen nun gibt das erste Kapitel eine Einführung, in der das dörfliche Leben anhand einer ausführlichen und dichten Fallbeschreibung vermittelt wird, einige theoretische Prämissen formuliert werden und das Phänomen des *kliku-shestvo* sehr vorsichtig definiert wird. Die folgenden Kapitel dann geben die erwartete Schelte aus stark feministischer und Foucault-orientierter Position.

Im letzten Kapitel dann werden viele verschiedene Aspekte des Problems aufgegriffen – zu viele, so scheint es, und die Diskussion wird zuweilen oberflächlich. Theoretische Voraussetzungen und Ergebnisse erscheinen vermischt, Ansätze, die in der Einführung eine ausführlichere Diskussion verdient hätten, werden nun angesprochen. Unglücklich sind vor allem die vielen Wiederholungen, die sich besonders auf *klikushestvo* als historisches Phänomen – im Gegensatz zu dem konzeptionell im Vordergrund stehenden Diskurs über die Besessenheit – beziehen. Wortwörtlich werden beispielsweise zwei Sätze über die historischen Ursprünge bzw. die Kontinuität des *klikushestvo* in Rußland wiederholt. Die Gretchenfrage, lange vermieden, was denn nun *klikushestvo* „wirklich“ gewesen sei, wird am Schluss dann doch gestellt: „is it possible for the historian to uncover the identity of these possessed individuals?“ und entläßt den Leser mit der gleichen Erklärung, die er am Anfang bereits gelesen hat: *klikushestvo* ist ein Ventil, ein Mechanismus, der soziale

Gereiztheit und emotionale Spannung auszugleichen sucht.

So legt man das Buch nach dem ersten Lesen etwas irritiert aus der Hand, ganz einfach aus dem Grunde, daß der Text nicht besonders geschickt organisiert ist und mit Wiederholungen vom Anfang endet. Doch diese Mängel können angesichts des Materialreichtums und der Argumentationsstärke, die sich durch die anderen Kapitel zieht, getrost als marginal verbucht werden. Mit *Possessed* hat *Christine Worobec* ein weiteres fesselndes Buch über das russische Bauerntum und seine Beziehungen zu bzw. Konflikte mit der gebildeten Gesellschaft vorgelegt, in dem die alte These von der „Kluft“ zwischen Volk und Elite neu belegt wird und komplexer erscheint als häufig angenommen.

Martina Winkler

Lettres de Berlin et d'autres villes d'Enrope. Edmond de Nevers, inédit. Textes établis présentés à noté par Hans-Jürgen Lüsebrink, Cap-Saint-Ingaz (Québec), Edition Nota bene, 2002, 295 S.

Der kanadische Journalist Edmond de Boivers (der 1884 das Pseudonym Nevers annahm, und von 1862 bis 1906 lebte) hat zwischen 1888 und 1891 in La Presse in Montréal seine Reiseindrücke von den Metropolen Berlin und Wien, von der ungarischen Provinz und einer Italienroute zwischen Venedig und Rom veröffentlicht, und der Saarbrücker Romanist *Hansjürgen Lüsebrink* hat dieses frühe Zeugnis einer Suche nach Alterität in der frankophonen Gesellschaft Québeccs aufgefunden und in einer gekürzten Auswahl vorge-

legt. Fast zwölf Jahre bereist Nevers Europa, nachdem er als ältestes von 16 Kindern einer Bauernfamilie eine Karriere als Jurist absolviert hatte. Er wollte der provinziellen Enge seiner Heimat entfliehen und zugleich durch Musikstudien an der Berliner Musikakademie seine auf dem Collège von Nicolet begonnenen Übergang von einem agrarisch geprägten zu einem bildungsbürgerlich ausgerichteten Milieu vollenden. Der polyglotte Autodidakt erlernte auch die deutsche Sprache und wandte sich zunächst für 14 Monate nach Berlin, was für eine frankophonen Kanadier erstaunt, von dem man erwartet hätte, daß er seine Europaabenteuer in Paris begänne.

Aber erst nach weiteren Stationen in der Habsburger Monarchie, in Italien, Spanien und Portugal wandte er sich 1892 in die französische Hauptstadt, wo er als Übersetzer und Redakteur 8 Jahre blieb. Es ist dem Herausgeber zu danken, diesen originellen Beobachter, der für lange Zeit der einzige Frankokanadier bleiben sollte, der sich intensiv mit Deutschland auseinandersetzte, wiederentdeckt und seine Eindrücke in einer solide kommentierten Edition zugänglich gemacht zu haben. Nevers' Kommentare rücken die Konkurrenz der europäischen Modernisierungszentren in den Vordergrund. Er behandelt (als Gasthörer bei Mommsen, Treitschke, Virchow, Dubois, Renault) die Forschungseinrichtungen der aufstrebenden Wissenschaftsmetropole Berlin und ihre markanten Führungsfiguren, ebenso wie den Alltag der Studenten in Berlin zwischen Wilhelm I. und Wilhelm II. Die Kunstszene interessierte ihn vor allem unter dem Gesichtspunkt von Oper und neuer Theaterpraxis (wie im Falle der Wiener Freien Bühne). Arnold Schönberg und Max Reger

finden ausführliche Beachtung, und die avantgardistische Kunst der Expressionisten und der abstrakten Malerei werden für das heimische Publikum gründlich reflektiert.

Blind für die andere Seite der Modernisierung, für Militarismus (der im Spiegel der Leidenschaft für Uniformen im Alltag ironisierte), Antisemitismus (wie Treitschkes Vorlesungen) und die Ausgrenzung von Minderheiten war Nevers deshalb nicht. Wie er gleichfalls den Aufstieg der Arbeiterschaft in der Sozialdemokratie von seinem eher gut bürgerlich besiedelten Quartier in der Schwabinghauser Allee 172 aufmerksam registrierte. Die Artikel legen zunächst das Schwergewicht auf die Erklärung deutscher Besonderheiten in Sozialstruktur, Institutionengefüge und politischer Kultur. Er versuchte, dem Publikum jenseits des Atlantik die Bedeutung der herausragenden, politischen Einrichtungen, und dadurch die Verfassung des Deutschen Reiches, Verständlich zu machen.

Lüsebrink präsentiert ihn in seiner umfangreichen Einleitung als eine typische Mittlerfigur in einem Kulturtransfer, der sich aus dem permanenten Vergleich heimatlicher und fremder Erfahrungen speist und motiviert ist von der Lernbereitschaft zur Modernisierung der eigenen Gesellschaft. Der kleine Band verweist an einem konkreten Fall auf die Möglichkeiten des Kulturtransferansatzes auch für die transkontinentale Kulturgeschichte und verdient auch in seinem theoretischen Anspruch zur Kenntnis genommen zu werden.

Matthias Middell

Renate Kulick-Aldag, Die Göttinger Völkerkunde und der Nationalsozialismus zwischen 1925 und 1950 (Göttinger Studien zur Ethnologie, Bd. 4), Münster/ Hamburg/London (LIT Verlag) 2000, 124 S.

Hans Plischke ist für die Geschichte der deutschen Ethnologie zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik ein außerordentlich interessanter Fall, dessen Untersuchung Aufschlüsse über Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Ideen- und Sozialgestalt dieser Disziplinen und verschiedener transdisziplinärer Konstellationen liefern könnte. Er wurde 1890 in Eilenburg geboren und studierte in München, Göttingen und Leipzig ab 1910 Völker- und Volkskunde, promovierte 1914 beim Direktor des Leipziger Völkerkundlichen Museums, Karl Weule, und profitierte von der Gründung der König-Friedrich-August Stiftung durch Karl Lamprecht 1914, in der er Forschungsassistent von Weule wurde. 1917 wirkte er als „Ethnograph“ in Rumänien und absolvierte, wie viele seiner Generation, den ersten Kriegseinsatz deutscher Geisteswissenschaften. Er wechselte 1926 zunächst als Verantwortlicher für die überregional bedeutsame Völkerkundliche Sammlung nach Göttingen und wurde dort 1934 zum Professor berufen. In Leipzig hatte er zwar 1920 eine Assistentenstelle an der Universität bekommen, aber nach seiner Habilitation 1924 sah Weule die Chancen für seinen Schüler auf eine weitere Karriere nur als sehr gering an, weshalb er vor seinem eigenen Ausscheiden aus der Universität alles tat, um Plischke unterzubringen. Dessen Göttinger Karriere gipfelte schließlich in der Übernahme des Rektorats von 1941 bis 1943.

Wegen dieser exponierten Stellung galt er in der ersten Entnazifizierungswelle als einer der politisch rührigsten Anhänger des Naziregimes, aber Kollegen bestätigten seine Version, er habe – nach anfänglicher Begeisterung über die Förderungsmöglichkeiten für sein Fach nach 1933 – schließlich voller List die Arie des Dritten Reiches so inbrünstig geschmettert, daß Wohlmeinende leicht die Ironie erkennen konnten und ihn als Gegner der Diktatur erkannten. Die Suspendierung vom akademischen Lehramt fand so 1950 ein rasches Ende, und Plischke wirkte auch über die Emeritierung 1959 hinaus als Völkerkundler mit breitem Spektrum zwischen europaorientierter Volks- und Außereuropäisches betrachtender Völkerkunde.

An dieser Karriere böte sich nun eine vielfache Chance, gegenwärtig besonders strittige Fragen nach der Verbindung von kulturgeschichtlichem Paradigma vor dem Ersten Weltkrieg und Volksgeschichte danach, ebenso zum Verhältnis zwischen Rassismus und Anthropologie, aber auch zur Relation von akademischen Elitenpositionen vor und nach 1945 differenzierend zu erörtern. Die Göttinger Magisterarbeit – laut Vorwort im Nachhinein um einige, nicht näher im Text bezeichnete studentische Arbeiten ergänzt – bleibt jedoch weit hinter diesen Möglichkeiten zurück, indem sie einerseits die äußere Handlung wesentlich nur an den Göttinger Akten entlang nacherzählt und sich andererseits auf das Heraus-picken entlarvender und entlastender Zitate aus Plischkes Schriften und den Aufsätzen seiner Schüler beschränkt.

Als Materialsammlung wird man diese Veröffentlichung begrüßen, hinsichtlich ihres analytischen Formats gewinnt sie ihren Wert vor allem als

Quelle, die Auskunft über einen Versuch gibt, politisch korrekte Urteile über die Wissenschaftsszenarie der NS-Zeit mit dem Materialfund in Einklang zu bringen.

Matthias Middell

Chantal Metzger, L'Empire colonial français dans la stratégie du Troisième Reich (1936–1945), 2 Bde. (= Collection Diplomatie et Histoire), Presses Interuniversitaires européennes/ Peter Lang, Bruxelles u. a. 2002, 1123 S.

Daß Deutschland in seinen Kolonialabenteuern wenig glücklich war, hat lange Zeit dazu geführt, daß eine unmittelbar nach dem Versailler Vertragsschluß befestigte Gedankenführung die deutsche Historiographie und die politische Haltung in der Bundesrepublik zum Problem des Kolonialismus bestimmte, wonach die (erzwungene) Abstinenz sich im Laufe des 20. Jh.s als vorteilhaft erwiesen habe, da die Erfahrungen der Emanzipation und des Postkolonialismus das Verhältnis zu den ehemals von europäischen Metropolen abhängigen Territorien nicht belastete. In den 1960er Jahren erlebte das Thema deutscher Kolonialgeschichte eine kurze Konjunktur, als ostdeutsche Historiker und ihre Kollegen aus afrikanischen und arabischen Staaten den Vorteil der Verfügung über einschlägige Archivbestände des Reiches, Preußens und der Kolonialgesellschaften in Merseburg und Potsdam nutzten, um eine Linie von den Verbrechen der kolonialen „Schutztruppen“ um 1900 über die Gefüße der Nazis, das 1919 Verlorene zurückzuerobern bis zu einer neokolonialen

Politik der Bundesrepublik in den Nachkriegsjahren zu ziehen. Dies geschah sowohl vor dem Hintergrund einer Methodologie, die außenpolitische Vorgänge von Staaten auf die dahinter liegenden ökonomischen Interessen der Banken und Industrieunternehmen zurückzuführen suchte, als auch im Spannungsfeld des Kalten Krieges. Kolonialgeschichte bekam auf diese Weise ihren Platz im Wettstreit zweier Großzählungen deutscher Geschichte, denen sich mannigfache Detailforschung zuordnete, darunter auch Arbeiten zum Umgang des NS-Regimes mit den Ambitionen auf überseeische Besitzungen. Neben den (durch das Verschwinden zahlreicher Nazigrößen in Paraguay und Brasilien zusätzlich interessierenden) Bemühungen, in Lateinamerika Fünfte Kolonnen aufzubauen, bildete die deutsche Afrikapolitik und der Umgang mit Frankreichs Kolonialreich nach der Besetzung des Landes 1940 den Schwerpunkt entsprechender Forschungen. Klaus Hildebrand widmete seine Dissertation dem Nachweis kontinuierlicher Lobbyarbeit der Kolonialgesellschaften von der Weimarer Republik bis in die späten dreißiger Jahre, verneinte aber eine zentrale Rolle der Kolonialfrage im Konzept Hitlers und in der Strategie der Wehrmachtsführung. Dagegen veröffentlichte Alexandre Kum'a N'Dunbe III seine am Lyoner Zentrum für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1974 abgeschlossenen Recherchen zum gleichen Thema 1980 unter dem reißerischen Titel „Hitler voulait l'Afrique“. Aus der Perspektive eines frankophonen Afrikaners war der Griff nach den Rohstoffen durchaus ernst gemeint und keineswegs im Schatten der Ostexpansion und der Vernichtungspolitik gegenüber den Juden.¹ In den 1980er

Jahren sank die Kolonialproblematik dagegen zu einem Nebenaspekt der zwischen Funktionalisten und Intentionalisten heiß umkämpften Erklärung nationalsozialistischer Außenpolitik ab.

Die vorliegende Thèse, die *Chantal Metzger* an der Sorbonne verteidigt hat, greift nun die Frage nach dem Platz des französischen Kolonialempire in der Politik des Dritten Reiches auf breiter Front wieder auf. Sie hat das verfügbare Quellenmaterial für eine außerordentlich detailreiche Arbeit herangezogen. Naturgemäß hat sich durch die Freigabe von Akten der zu berücksichtigende Aktenbestand gegenüber den Diskussionen in den 1960er Jahren erheblich vergrößert: von Bonn über Koblenz und Freiburg zieht sich die Spur nach Berlin, von den Quellen der Diplomaten und Militärs in Paris und Aix-en-Provence bis zur Hinterlassenschaft des französischen Wirtschafts- und Finanzministeriums (vgl. das bis zum einzelnen Aktenstück aufgeschlüsselte Verzeichnis S. 997-1026 nebst der Bibliographie von zeitgenössischen und aktuellen Schriften S. 1027-1976). Auf der Grundlage dieser beeindruckenden Gelehrsamkeit zeichnet die Verfasserin die Entwicklung des Interesses an den Kolonien von 1936 bis zur deutschen Kapitulation im Mai 1945 nach. Für den Einsatz mit dem Jahr 1936 führt sie neben den vorliegenden Studien zur Kolonialpropaganda, denen aus dem hier bearbeiteten Quellenmaterial wenig Neues hinzuzufügen wäre, vor allem die Rede Hitlers vor dem Reichstag vom 7. März 1936 an, in der er sich für die Rückkehr Deutschlands in den Kreis der Kolonialmächte aussprach und damit auch in diesem Punkt die Revision des Versailler Vertrages verlangte.

Nach einer Rekonstruktion der Diskurse, die diese prokoloniale Richtung unterstützen sollten, wendet sich *Chantal Metzger* im zweiten Kapitel der ökonomischen Bedeutung der Kolonien zu – ein Thema, das in der neueren französischen Literatur zur Kolonialgeschichte ausführlich behandelt worden ist und zu einer sehr skeptischen Betrachtung der möglichen Gewinne aus den kolonialen Beziehungen geführt hat. Das neu erwachte Interesse der Deutschen an kolonialen Besitzungen und die unverkennbare Ermutigung der Koloniallobby durch Hitler beunruhigte die übrigen europäischen Mächte, hatte aber vorerst nur geringe Konsequenzen nachdem sich Deutschland zunächst mit Verhandlungen über ökonomische Zugänge zu den überseeischen Kolonien der Alliierten zufrieden zu geben schien. Hieran schließt die Autorin eine ausführliche Darstellung der Personen an, die sich in der deutschen Wirtschaft, Politik, in den Geheimdiensten und in den Universitäten mit Aspekten der Kolonialfrage beschäftigten (S. 137-196), um von hier aus die Konkretisierung der Planungen für ein mögliches Engagement bei der Verwaltung von Kolonien nachzuzeichnen (S. 197-242). Den zweiten Teil, der gewissermaßen die Ereignisgeschichte des Kontaktes der Deutschen mit dem französischen Kolonialreich zwischen 1940 und 1943 liefert, steht unter dem bezeichnenden Titel „La guerre de Hitler: une guerre sans objectif colonial“, denn tatsächlich lassen sich zwar zahlreiche Aktivitäten bei der Besetzung Nordafrikas und im Irakkrieg ausmachen, die auf eine langfristige Verwaltung der eroberten Gebiete und ihre Nutzung für deutsche Zwecke deuten, aber ein Gesamtplan ergibt sich aus diesen vielfältigen In-

terventionen, bei denen die Deutschen auf ihren italienischen Verbündeten und die Interessen des Pétainregimes Rücksicht nahmen, nicht. In einem abschließenden Teil geht die Verfasserin allerdings auf Handels-, Rohstoff- und Infrastrukturinteressen der Deutschen ein, die ein nachhaltiges Engagement und die gute Planung belegen.

Der dritte Teil schließlich behandelt den Zusammenbruch der deutschen Träume von Kolonien, für die schon ein Kolonialpolitisches Amt im Aufbau war. *Chantal Metzger* erklärt die heftige Ablehnung, die diesen Versuchen, ein „Kolonialamt ohne Kolonien“ zu gründen, mit der tiefen Abneigung, die der alten Wilhelminischen Garde von den führenden Paladinen des NS-Staates, vorweg Bormann und Himmler, entgegenschlug, die schließlich auch Hitler auf dem Kurs eines prioritären Interesses am Osten Europas halten konnten. Der Leiter der Kolonialverwaltung, Reichsstatthalter von Epp, sah sich schon im Januar 1943, also vor der endgültigen Niederlage der deutschen Truppen in Nordafrika, mit einem Abwicklungsbescheid konfrontiert, nachdem Hitler die Einstellung aller Tätigkeiten, die einer künftigen Kolonialverwaltung zur Grundlage dienen sollten, verfügt hatte. Für die Haushaltsverhandlungen mit dem Reichsfinanzminister hatte von Epp nun eine Aufstellung zu liefern, welche Personen und welche Gebäude nebst Materialien für die Abwicklung als unbedingt nötig zu gelten hatten, und mußte damit das böse Erwachen aus den Großmachträumen selbst protokollieren. (vgl. den Abdruck des Dokuments im Anhang, S. 988f.)

Mit dem militärisch unvermeidlichen Rückzug aus Tunesien im Mai 1943 endet die Geschichte jedoch noch

nicht ganz. Vielmehr lassen sich in einem Schlußkapitel die Spuren der geheimen Emissäre, die die vordem Verbündeten im arabischen Raum für neue deutsche Vorstöße bei der Stange zu halten und nationalistischen Erhebungen Unterstützung zu geben versuchten, verfolgen. Ihre Lage wurdte mit dem Kriegsverlauf immer verzweifelter und endete in „missions ponctuelles“.

Auf die zentrale Frage, inwieweit der Aufbau eines Kolonialreiches zu den strategischen Zielen Hitlers gehörte, gibt die Verfasserin eine nuancierte Antwort: Der Erwerb außereuropäischer Besitzungen erschien ihm wünschenswert, aber nicht notwendig. Es blieb eine Frage der Zweckmäßigkeit. Allerdings wußte er den Eindruck eines nachhaltigen Interesses an der Kolonialfrage in einem solchem Grad zu erwecken, daß diejenigen, die aus politischen oder ökonomischen Gründen von einem deutschen Kolonialreich träumten, nachhaltig an das NS-Regime gebunden wurden. Während Hitler gegenüber England verschiedentlich zu erkennen gab, daß er keine Übergriffe auf die britischen Kolonien beabsichtige und damit hoffte, selbst freie Hand in Osteuropa zu gewinnen, blieb das Interesse an den französischen Kolonien virulent: zunächst als Verhandlung mit Frankreich 1938/39 über eine Öffnung seiner kolonialen Märkte, später als Versuch, auf den Trümmern des Empire colonial eigene Kolonialräume zu verwirklichen. Als der Kriegsverlauf diesem Appetit entgegenstand, trat der rein instrumentelle Charakter des Engagements in Nordafrika und im Mittleren Osten wieder hervor. Es ging nun nur noch um die Rohstoffe für eine Fortsetzung des Krieges und eine Verzögerung des

alliierten Vormarsches nach Südfrankreich. Die Koloniallobby hatte ihre innenpolitische Schuldigkeit getan, sie bekam das so heftig ersehnte Kolonialpolitische Amt schließlich nicht, sondern mußte zusehen, wie in der Normandie und bei Stalingrad auch über ihre Phantasien von einem weltumspannenden deutschen Kolonialreich entschieden wurde.

Der zweite Band dieser minutiösen Darstellung ist dem Abdruck von Dokumenten, der Bibliographie sowie Namens- und Ortsregister gewidmet.

Matthias Middell

- 1 Für eine spätere, die Kontinuitätsthese vom Kolonialismus zum Neokolonialismus revidierende Sicht vgl. vom gleichen Autor: *L'Afrique et l'Allemagne de la colonisation à la coopération 1884–1986. Le cas de Cameroun, Yaoundé 1986.*

Claudia Kaiser: Gewerkschaften, Arbeitslosigkeit und Politische Stabilität. Deutschland und Großbritannien in der Weltwirtschaftskrise seit 1929, Peter Lang, Frankfurt a. M., Berlin, Bern u. a. 2002, 462 S.

Ungeachtet des historistischen Imperativs, jede Epoche möglichst unbeteiligt von der ihr folgenden Entwicklung zu betrachten, wird man im wissenschaftlichen wie im allgemeinen öffentlichen Interesse die Geschichte der Weimarer Republik nie ohne den Blick auf ihr Scheitern und dessen Folgen, das NS-Regime in Deutschland, den II. Weltkrieg, die Völkermorde, betrachten können. Diese unvermeidliche Perspektive birgt in sich die latente Gefahr, die Weimarer Republik stärker noch als andere Themen der deutschen Geschichte nationalgeschichtlich zu

betrachten – was auch für die neueren sozial- und kulturgeschichtlichen Zugriffe gilt. Im öffentlichen wie im fachwissenschaftlichen Diskurs wird dabei zu wenig beleuchtet, warum die bei west- und mitteleuropäischen Siegern und Verlierern des I. Weltkrieges vergleichbare wirtschaftliche Ausgangssituationen sowie die strukturell ebenfalls vergleichbaren Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise zu faschistischen Regimen in einigen Ländern geführt haben und in anderen nicht. Aus deutscher Sicht verweist die sozialhistorische Schule Bielefelder Prägung gerne auf den Fortbestand antidemokratischer Eliten und politischer Verhaltensmuster als Spätfolge einer ausgebliebenen politischen Modernisierung des II. Kaiserreichs. Bis in die Schulbücher hinein wird vor diesem Hintergrund die deflationäre Wirtschaftspolitik der Präsidentschaftsregierungen Brünnings und Papens kritisiert, die – im expliziten oder impliziten Gegensatz zum keynesianistischen „deficit spending“ – die negative Dynamik verschärft habe.

Mit ihrer komparatistisch angelegten Freiburger Dissertation kann Claudia Kaiser die kritische Einschätzung der deutschen Politik im wesentlichen bestätigen und durch einen mentalitätsgeschichtlichen Zugriff weiter absichern; gleichzeitig aber kann sie die Bedeutung des idealtypischen Kontrastpaars „Deflationspolitik vs. Deficit spending“ relativieren. Dazu untersucht sie die Reaktionen der beiden sozialistischen Gewerkschaftsdachverbände (ADGB in Deutschland und Trade Union Congress TUC in Großbritannien) auf die Massenarbeitslosigkeit der Weltwirtschaftskrise und auf die damit einhergehenden politischen Erschütterungen. Ihre Ergebnisse bettet sie – sich an den britischen Historiker Keith Middlemas

anschließend – in die politischen Kulturen beider Länder ein, indem sie die dialektische Beziehung zwischen diesen und gewerkschaftlichem Agieren herausarbeitet. Ihre Leitfragen belegen dies:

„a. Wie gestalten sich die Reaktionen von TUC und ADGB auf die Massenerwerbslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise? Welche Handlungsspielräume und Einflußmöglichkeiten zu ihrer politischen Durchsetzung besaßen die beiden Interessenorganisationen? Hatten beide Organisationen maßgeblichen Anteil an der politischen Entscheidungsfindung zur tatsächlich durchgeführten Arbeitsmarktpolitik?“

b. Kann die politische Stabilität in Großbritannien [...] allein auf die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch eine antizyklische, defizitär finanzierte Konjunkturpolitik zurückgeführt werden oder wurde die politische Radikalisierung durch andere Faktoren verhindert, an denen der TUC maßgeblich beteiligt war? Hatte der ADGB umgekehrt die gleichen Stabilisierungsmöglichkeiten, oder trugen die jeweils anderen Handlungsspielräume des deutschen und britischen Dachverbandes wesentlich dazu bei, dass im Vereinigten Königreich und in der Weimarer Republik ein unterschiedlicher politischer Weg eingeschlagen wurde, der in Deutschland in die nationalsozialistische Diktatur führte, in Großbritannien aber die Demokratie bewahrte?“ (S. 7)

Methodisch die Konfliktregelungspraxis in beiden Ländern zwischen den Polen „Korporatismus“ und „Voluntarismus“ differenziert analysierend, gelangt die Autorin zur These, „daß weder der Umfang der Arbeitslosigkeit noch die Art der wirtschafts- und sozialpolitischen Maßnahmen [...] den ausschlaggebenden Faktor bildeten, der

zu dieser unterschiedlichen Entwicklung beitrug. Von maßgeblicher Bedeutung war dagegen die legitimatorische Absicherung der staatlichen Arbeitsmarktpolitik in breiten Bevölkerungsteilen durch die gleichberechtigte Einbeziehung der wirtschaftlichen Interessenverbände, und somit der Gewerkschaften, in den diesbezüglichen politischen Entscheidungsprozeß“ (S. 7). Im Verlauf der Untersuchung richtet sich die Kritik gegen das etatistische deutsche Instrument der Zwangsschlichtung, das einerseits in den Händen eindeutig gewerkschaftsfeindlicher staatlicher Organe lag, andererseits beide Tarifpartner ihrer Verantwortung für eine selbstständige Lösung von Lohnkonflikten entthob. Der komparatistische Zugriff macht sich bereits dort bemerkbar, wo C. Kaiser die unterschiedlichen Typen von Arbeitslosigkeit heraushebt: Die strukturelle Krise der alten Industrien in Großbritannien führte schon in der Nachkriegskrise zu – gegenüber Deutschland – dauerhaft hohen Arbeitslosenraten v. a. in den sog. „depressed areas“ und insgesamt höheren Auszahlungen an Arbeitslosengeld pro Familie (vgl. Tabelle S. 44), was sich in den 1930er Jahren fortsetzte (vgl. S. 56, S. 96-98).

Im Kapitel I (Arbeitslosigkeit, soziale Lage und Wahlverhalten der Erwerbslosen) kommt die Untersuchung zum Zwischenergebnis, daß Großbritannien schon 1926 während eines Generalstreiks gegen Lohnkürzungen zwischen einem unflexiblen Lohnsystem und politischen Krisen zu wählen hatte. „Anders als in der Weimarer Republik entschieden sich die britischen Regierungen für die erstere Möglichkeit und den begleitenden Ausbau der Arbeitslosenunterstützung, der eine Hierarchisierung unter den Erwerbslosen, zumindest bis 1931, weitgehend vermied. Die

Gründe für die Stabilität des britischen Systems sind daher nur zum Teil in den wirtschaftsgeographischen Gegebenheiten zu suchen. Darüber hinaus unterschied sich auch die Einstellung von Politik und Gesellschaft gegenüber der Arbeiterschaft und den Erwerbslosen gravierend von der in Deutschland [...]“ (S. 98).

Das Kapitel II (Ökonomische Entwicklung und staatliche Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik) relativiert zunächst die These von der zu geringen privaten Nachfrage als Hemmnis für einen Aufschwung und stellt für die 1930er Jahre eine höhere private Verbrauchs- und Investitionstätigkeit in Großbritannien der NS-„Militärkonjunktur“ gegenüber (S. 116-117). Die unterschiedlich gelagerten Strukturprobleme der deutschen und britischen Wirtschaft zeigten sich vor dem Hintergrund vergleichsweise höherer Belastung durch Kriegsschulden in Großbritannien auf der Insel (S. 117), so daß die finanzpolitischen Spielräume der Regierungen vergleichbar gering waren (S. 118). In den Vordergrund der Untersuchung rückt – wie in der sozialhistorischen Perspektive – die in Deutschland schon vor 1930, danach aber erst recht geringere Bereitschaft, Arbeitnehmer- bzw. Gewerkschaftsinteressen politisch ernst zu nehmen. Hiermit bestätigt die Verf. das auf Brüning's Memoiren gestützte Urteil Petzinas, daß Brüning spätestens 1931 Gefangener eines vor allem außenpolitisch bestimmten Wirtschaftskonzeptes gewesen sei. (S. 125; S. 134). In England hingegen wurde, trotz einer prinzipiell und offiziell rigiden, aber nicht deflationären Haushaltspolitik, das Ausmaß der sozialen Härte der Brüning- und Papenregierungen weder unter der Labour-Regierung noch unter ihren konservativ dominierten

Nachfolgerinnen ab 1931 erreicht (S. 147). Im weiteren Gang ihrer Untersuchung steuert *Kaiser* auf den wesentlichen Unterschied in der politischen Kultur zu, wonach die sozialpolitische Härte in Deutschland zugunsten bestimmter Interessen auf das Fehlen eines gesamtgesellschaftlichen Grundkonsenses zurückzuführen sei, der allen sozialen Interessengruppen eine Daseinsberechtigung und denselben politischen Stellenwert einräume (S. 164). Daß der TUC gegenüber dem ADGB größere Handlungsspielräume gehabt habe, liegt dann auf der Hand (S. 165).

Kapitel III lotet die organisatorischen Handlungsspielräume von ADGB und TUC anhand der Mitgliederentwicklung (die in England stabiler blieb), der Organisationsstrukturen, der parteipolitischen Bindung (hier die stärkeren Einflußmöglichkeiten des TUC infolge von Stimmpaketen innerhalb der Labour Party) und der parteipolitischen Einflußmöglichkeiten aus – um die günstigere Position des TUC auch psychologisch als selbstvertrauter, weniger staatsorientiert und in der Konsequenz für das demokratische System stabilisierender zu gewichten (S. 247-248).

Im Kapitel IV (Arbeitsbeziehungen) zeigt *Kaiser* die in Deutschland seit dem I. Weltkrieg stärkere staatskorporatistische Einbindung der Arbeitnehmerorganisationen auf, die ihrerseits einen Übergang zum autoritär gelenkten Wirtschaftssystem des NS erleichtert habe, wohingegen trotz eines korporatistischen Trends auch in England das voluntaristische Moment in der Gestaltung der Arbeitsbeziehungen als dem sozialen Frieden förderlich angesehen worden sei und sich deshalb auch stärker habe erhalten können (S. 291).

Den Kampf gegen den politischen Extremismus (Kapitel V) konnte der

TUC unter diesen Bedingungen konsequenter und leichter aufnehmen, so daß auch radikale Arbeitslosengewerkschaften wie das „National Unemployed Workers' Movement“ deutlich geringeren Zulauf erhielten und die Labour Party selbst –im Unterschied zur SPD – die Rolle einer systemkonformen Protestpartei mitspielen konnte (S. 327-329).

In der Programmatik (Kapitel VI) wirkten sich die typologischen Unterschiede der Arbeitslosigkeit aus, wobei der TUC konzeptionell vor allem auf die strukturelle Arbeitslosigkeit reagierte und die Labour Party von einer deflationären Geldpolitik abbringen konnte, ohne allerdings zum völligen Protektionismus überzugehen (S.373).

Im Resümee arbeitet *Kaiser* u. a. anhand von Selbstverständnis und Organisationspraxis der Gewerkschaften heraus, inwiefern die längere Tradition der gesellschaftlichen Selbstorganisation sich günstig auf die Handlungsspielräume der Gewerkschaften und auf die demokratische Kultur des Landes ausgewirkt habe (v. a. S. 391) – im Gegensatz zu Deutschland: „Schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik zeigte sich eine zunehmende Tendenz im politischen Entscheidungsprozeß, Arbeitgeberinteressen in den Vordergrund zu stellen und die Gewerkschaften zu marginalisieren. Darüber hinaus waren die Vorbehalte gegen den sogenannten ‚Gewerkschaftsstaat‘ sowie das gesamte System der Weimarer parlamentarischen Demokratie, auch unabhängig vom Problem der Arbeitslosigkeit, gesellschaftlich so weit verbreitet, daß sich dies durch die Durchführung einer expansionistischen, über die Finanzierungssumme der unter Papen und Schleicher bereits in Gang gesetzten Maßnahmen hinausgehenden Arbeitsbe-

schaffungsprogramms wohl kaum geändert haben dürfte. Große Teile der Gesellschaft wären bereit gewesen, eine solche expansionistische Politik zu akzeptieren, aber nur unter veränderten politischen Bedingungen. Dennoch mußten die deutschen Gewerkschaften im Hinblick auf ihre kontinuierlichen Mitgliederverluste zumindest versuchen, die ideologische Vorherrschaft und die notwendige Unterstützung für das Weimarer politische System durch die Entwicklung eines alternativen Gesellschaftsmodells im Rahmen eines ‚Umbau der Wirtschaft‘ zurückzugewinnen. Während das dem TUC gelang, ließ der fehlende pluralistische Konsens der Weimarer Gesellschaft dem ADGB keine Erfolgchance. Das nationalsozialistische Konzept der ‚Volksgemeinschaft‘, das die Zerstörung der organisierten Arbeiterbewegung einschloß, gewann daher den Kampf.“ (S. 392)

Dieses auf ein breites Quellenstudium und den Einsatz von Statistiken gestützte und methodenpluralistisch gewonnene Fazit bestätigt, daß komparatistische Einzelstudien historische Verantwortlichkeiten und Handlungsspielräume zusätzlich erhellen und in mancher Kontroverse zu klareren Urteilen führen können. Indirekte Einsichten für die gegenwärtige Diskussion um die Rolle von Gewerkschaften in Deutschland sind dabei nicht ausgeschlossen.

Friedemann Scriba

Klaus Naumann (Hrsg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburger Edition, Hamburg 2001, 576 S.

Als Sigmund Freud während des Ersten Weltkrieges „Zeitgemäßes“ über Krieg und Tod schrieb, diagnostizierte

er seinen Zeitgenossen ein erhebliches Maß an Illusion. Diese bestand unter anderem in der trügerischen Vorstellung des Kulturmenschen, nach dem Ende des Abschlachtens „unverweilt und ungestört“ durch Gedanken und Erinnerungen an die von ihm Getöteten nach Hause, zu Weib und Kind, zurückkehren zu können. Freud stellte dieser Selbsttäuschung der westlichen Zivilisation archaische Kulturen gegenüber, in denen die Krieger erst nach langwierigen Reinigungsritualen wieder in einen friedlichen Zustand eintreten durften.

Daß diese Zivilisierung der Krieger und die Entsorgung der Fötungserfahrungen und Tötungsphantasien nach dem Ersten Weltkrieg insbesondere in Deutschland mißlang, ist inzwischen bekannt. Doch was mit den Gewalterfahrungen während des Zweiten Weltkrieges nach 1945 geschah – diese Frage wird erst seit kurzer Zeit gestellt. Die Zeitgenossen und die ältere Zeitgeschichte haben sich meist auf die politische, ökonomische und soziale Neugründung der Bundesrepublik konzentriert und dabei den – erfolgreichen – Aufbau der neuen demokratischen Ordnung beschrieben. Gerade das Jubiläumsjahr 1999 hat zum 50. Geburtstag der Republik historiographische Prosperitätsbilanzen hervorgebracht. Die ältere Generation konstatierte dabei, daß Deutschland so nie gewesen sei, wie man es selber seit 1945 geschaffen habe. Auch die jüngere Generation beschrieb die erfolgreiche Ankunft im Westen – und verabschiedete sich dabei stillschweigend von der Illusion sozialistischer Alternativen.

Der gemeinsame Grundtenor dieser Nachkriegsdiagnosen basiert auf einer scharfen Abgrenzung der beiden Repu-

bliken gegenüber der nationalsozialistischen Vorgeschichte. Sie unterscheiden sich jedoch darin, daß jede Generation gewissermaßen sich selbst den Hauptanteil an der Erfolgsstory Bundesrepublik zubilligt. Was für die einen der institutionelle Neuaufbau nach 1949 ist, stellt für die anderen der protestbewegte innere Aufbruch um 1968 dar. Der von *Klaus Naumann* herausgegebene Band bricht auf den ersten Blick aus dieser generationsspezifischen Deutung aus, indem er nach den Verarbeitungen der und Prägungen durch die Kriegserfahrungen fragt. Nicht mehr der Nationalsozialismus als gesellschaftliche Ordnung, sondern das durch ihn begonnene und schließlich auf die deutsche Bevölkerung zurückgeworfene Gewaltpotential rückt damit ins Blickfeld. Die Frage nach dem Nachkrieg ermöglicht damit eine Analyse von Nachwirkungen des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs, die bisher viel zu selten untersucht worden sind. Es drängt sich der Eindruck auf, daß die Lebenden in dem Maße, wie sie selber im Banne des Krieges und der kriegerischen Gewalt standen, dieses Thema nicht offen artikulieren konnten. Um überhaupt danach fragen zu können, wie die „Zivilisationsbrecher“ langsam in eine zivilisierte Ordnung zurückkehrten und die zwei deutschen Republiken aufbauten, ist die Distanz der späten Geburt vermutlich eine unabdingbare Voraussetzung. Alle Autorinnen und Autoren des Bandes sind nach 1945 geboren.

Drei große Themen werden untersucht. Erstens die *Integration* der auf vielfältige Arten durch kriegerische Gewalt Berührten. Eine kaum zu überschätzende Bedingung der erfolgreichen gesellschaftlichen Einbindung im Westen lag darin, daß sich die Bonner

Republik als „Gemeinschaft der Opfer“, so *Robert Moeller*, darstellte. Das ermöglichte, Ansprüche zu kanalisieren und heterogene Beschädigungen zu verbinden. Und es ermöglichte, – was ja zur Genüge bekannt ist – auch die eigene Täterrolle in den Hintergrund zu rücken. Der zweite Bereich, mit dem sich die Beiträger beschäftigen, ist die Frage nach den Folgewirkungen einer *Traumatisierung*. So plausibel die Vermutung ist, so schwierig ist der Nachweis, da ‘Trauma’ ein genuin individualpsychologischer Begriff ist. Hanebüchchen ist *Micha Brumliks* Zuschreibung einer „traumatischen Kultur“, nicht zuletzt auf Grund seiner simplen Gleichsetzung von individuellen Fallbeispielen und gesellschaftlichem Muster. Exzellent hingegen ist *Michael Geyers* Analyse der widersprüchlichen Haltung der Deutschen in den 50er Jahren. Denn so einhellig damals von einer Mehrheit die Wiederbewaffnung abgelehnt wurde, so unbeinträchtigt war von dieser Opposition die Zustimmung zur Regierung Adenauer, die dieses Ziel verfocht. Erklärbar wird das aus einer so schnell nicht auflösbaren Spannung zwischen persönlicher Identität und neuer gesellschaftlicher Realität. Keine wie auch immer zu beschreibenden Kriegstraumata ließ die Bundesdeutschen die ihnen zugemutete Armee ablehnen, sondern die berechtigte Wahrnehmung, daß damit eine Distanzierung von der noch aufrecht erhaltenen „Integrität des Ich“, den emotionalen Bindungen an die eigene Vergangenheit in der Wehrmacht, an die Volksgemeinschaft verbunden war. Als Folge dieses Konflikts erfuhr die Zuwendung zum Persönlichen eine immense Aufwertung. Das erwies sich auch als Gewinn an Mündigkeit gegenüber staatlicher

Bevormundung, nicht nur als materielle Legitimationsstiftung durch das Wirtschaftswunder. *Geyers* Beitrag sticht auch aus dem Grund hervor, weil er sich nicht mit eindimensionalen kulturgeschichtlichen Rekonstruktionen von Diskursen und subjektiven Sichtweisen begnügt, sondern diese mit gesellschaftlichen Handlungslogiken und Situationsbedingungen kontrastiert. Nur dadurch werden die vielfältigen Zwänge des Nachkriegs sichtbar, in denen und durch die sich eine allmähliche und schwierige Anpassung an die neue zivile Ordnung vollzog.

Schließlich fragt der Band danach, inwiefern der Nachkrieg in den verschiedenen *Generationen* jeweils unterschiedliche Spuren hinterlassen hat. Dabei tritt deutlich hervor, daß nicht nur jene, die die Gewalt des Krieges persönlich erfahren haben, tief davon gezeichnet sind. Auch die Nachgeborenen sind insofern Nachkriegskinder, als die kriegerische Gewalt ihre Eltern und damit indirekt ihre Sozialisation geprägt hatte. Die späte Geburt schützte damit nicht vor einer – gebrochenen – Nähe zur Gewalt. *Harald Welzers* Beschreibung der Tradierung von Vergangenheit in den deutschen Familien verdeutlicht das. Ohne direkten Bezug aufeinander erzählt jede Generation ihre eigene Version der Geschichte. Insbesondere die Gewalt stellt einen kaum verbalisierten Kern dieser Familiengeschichten dar, auf den dann Täter- und vor allem Opferprojektionen gerichtet werden.

Das „ungläubige Staunen“ – so *Naumann* –, das die Nachkriegsgesellschaft bei den Nachgeborenen erzeugt, ist allemal fruchtbarer als der früher oft erhobene Generalverdacht. Doch die Verwunderung scheint auch das Resultat einer selbst geschaffenen Distanz.

Im Gespräch über den Nachkrieg fehlen die Stimmen der Älteren. Selbst in den Anmerkungen tauchen sie nur am Rande auf. Wiederholt sich so in der Geschichtsschreibung und damit in der gesellschaftlichen Erinnerung das Erinnerungsmuster der Familien? Das wäre ein Indiz für eine weiter fortwirkende Sprachlosigkeit.

Manfred Hettling

John Rodden: *Repainting the little red schoolhouse – A history of Eastern German Education, 1945–1995*, Oxford University Press, Oxford/New York 2002, 506 S.

In der ersten Hälfte der 1990er Jahre machte sich ein junger US-amerikanischer Literaturwissenschaftler namens *John Rodden* auf in einen Teil des Alten Europa, der damals einen ganz spezifischen Erneuerungsprozeß durchlief: Ostdeutschland bzw. die ehem. DDR. In Tiefeninterviews mit schulischen und universitären Akteuren verschiedener Generationen wollte er – Kategorien aus George Orwells „1984“ folgend – erfahren, wie stark ostdeutsches Leben „orwellisch“ geprägt war, wie sich die Folge von Umerziehungs- und Vergessensprozessen seit dem II. Weltkrieg ausgewirkt hat und was schließlich Amerikaner aus dieser Geschichte für ihre eigenen Einstellungen zu Bildung lernen könnten. *Rodden* gelingt es dabei, sein von Kalte-Kriegs-Karikaturen bestimmtes Bild der DDR bzw. Ostdeutschlands zu revidieren und sich im wesentlichen von seiner Empathie für die Gesprächspartner leiten zu lassen. Dem zitatreichen Referat dieser zwischen 1991 und 1994 geführten Gespräche geht – ein englischsprachiges

Desiderat ausgleichend – ein längerer Abriss einer Schul- und Universitätsgeschichte von SBZ, DDR und den ersten Nach-„Wende“-Jahren voraus. Ein assoziationsreicher, aber auch unübersichtlicher Epilog schließt den Band ab.

Die Interviews lesen sich z. T. sehr bewegend und bringen dem mit ostdeutschen Befindlichkeiten unvertrauten Leser, v. a. Amerikanern, tatsächlich Dilemmata, Bedrückungen, ambivalente Situationen zwischen Täter- und Opferrolle oder die Bedeutung von der Entwertung ganzer Biographien nahe und tragen damit zum „Verstehen“ (im hermeneutischen Sinn) bei. Am Beispiel des abgewickelten Politologie-Assistenten Jürgen aus Leipzig (S. 218 ff.) vermittelt er die Problematik der Doppeltzungigkeit im Denken und Reden und die psychische Dramatik der Erfahrung, daß mit der „Wende“ ein ganzes Gedankengebäude zusammenbrach. Anhand der 1912 geborenen Annaliese Saupe, die während der Oktoberdemonstrationen in Plauen 1989 Fotos zur Westpresse nach Hof schmuggelte, stellt er einen Lebenslauf von der Neulehrerin bis zur „Wende“-Heroine dar (S. 228 ff.). Es folgen die schon 1968 durch die Prager Ereignisse enttäuschte Leipziger Slavistin Heike und der zur extremen Rechten abgedriftete Gerhard (S. 249 ff.) und die Gegenüberstellung des alt-linken Soziologie-Assistenten Wolfgang von der West-Berliner FU und des mit der Lehrstuhlbesetzung durch H. A. Winkler abgewickelten Historikers Holger von der Humboldt-Universität (S. 262 ff.), deren gegensätzliche Perspektiven so gebündelt erscheinen: „Wolfgang could speculate on the future of Germany in a new Europe; Holger just wants to know what his own future will bring“ (S. 270). Die Folge der Interviews, die schlaglichtar-

tig bestimmte Situationen und Teilbereiche beleuchten, setzt sich fort mit der ehemaligen Schülerin der Leipziger Sport-EOS, deren Karriere durch die Stasi verübelndert wurde (S. 275 ff.), mit der Kuratorin des Nietzsche-Archivs in der Villa Silberblick in Weimar unter dem Titel „Zarathustra as Educator?“ (S. 286 ff.), mit der Lehrerin Ute Berhau, die als Tochter eines SS-Offiziers am Jüdischen Gymnasium in Berlin unterrichtet (S. 313 ff.), mit Lehrern und Schülern der ehemaligen Schiller-EOS in Weimar anhand der Wahrheitsfrage in Brechts „Galileo Galilei“ in Anwendung auf die DDR-Vergangenheit (S. 327 ff.) und schließlich mit Wolfgang Harich im Rückblick auf die Verurteilung nach 1956 und den daraus resultierenden Streit mit Walter Janka (S. 344 ff.).

Das Problem dieser durchaus ein-drucksvollen Gespräche liegt in ihrer Auswahl. Sie vermitteln zwar auch Seiten ostdeutschen Bildungsalltags, aber greifen in der Regel auf besondere Ausnahmebiographien zurück, so daß ihr Wert als historische Quelle unklar bleibt. Ute Berhaus' Weg ins Jüdische Gymnasium ist eben ein Sonderfall; die Schulstunde am nunmehrigen Schiller-Gymnasium vermittelt nicht, welche Spielräume Schulleiter und Lehrer hatten und wo die Direktiven und der SED-gewollte Anpassungszwang bis in die einzelne Schula Stunde durchschlugen; Harich mag zwar ein spektakulärer Gesprächspartner sein, vermittelt aber nichts über „education“. Die Zufälligkeit der Auswahl erlaubt zwar die Empathie mit gebrochenen Biographien (und im Falle von Frau Saupe die Würdigung einer relativ gelungenen), aber die Erkenntnis, daß erzieherische All-machtsphantasien wie die sozialistischen seit 1946 zum Scheitern verurteilt

seien, bleibt zu allgemein, um historisch, politisch oder pädagogisch die Situation von „education“ in Ostdeutschland wirklich erklären zu können. Die unreflektierte Verwendung des angelsächsischen „education“-Begriffes zwingt fast zur schlaglichtartigen Oberflächlichkeit, da dieser mehrere eigene Themen enthält, die *Rodden* nicht gegeneinander abgrenzt: Primarschule, Sekundarschule, akademische Ausbildung und eigentlich auch noch die außerunterrichtlichen Aktivitäten in Schule, Universität und Ferien.

Als eine Kette von Ereignissen, die etwas willkürlich sieben Phasen zugeordnet werden, erscheint demzufolge die „history of education“ des ersten Teils unter dem Titel „The citadel of learning – The making and un-making of the German communist, 1945–1989“ (S. 29-171). Hier werden strukturelle Folgen wie z. B. die Auswirkungen des Personalwechsels durch die Neulehrerkampagne, die Effekte der III. Hochschulreform, Lehrplandiskussionen, Typisierung von Studiengängen (z. B. die wachsende Verschulung), die von westdeutschen Mustern abweichenden Sozialtypen und Rollenverständnisse von Schul- und Hochschullehrern sowie unterschiedliche Entwicklungen in den Disziplinen gelegentlich angestrahlt, aber kaum ausgeleuchtet. Mit Orwell und Koestler im Hinterkopf kann man zwar einen aufschlußreichen Blick auf Diktaturerfahrungen historischer Subjekte (hier also der Interviewpartner) gewinnen, als Analyseinstrument im historisch-sozialwissenschaftlichen Sinne reichen sie bei weitem nicht aus. *Rodden* stellt vieles dar und beweist damit ein gutes Wissen über deutsche Geschichte auch im Detail, ihm gelingt aber keine Erklärung gerade der Zwischen-töne, auf die er als sensibler Inter-

viewpartner aus der Neuen Welt zu hören in der Lage ist.

Im abschließenden Essay, der deutlich unter dem Eindruck der neonazistischen Umtriebe und Anschläge Anfang und Mitte der 1990er Jahre steht, steuert er auf die Frage zu, ob die traditionelle deutsche Vorstellung, durch Erziehung Menschen zu Bürgern zu machen, und die damit verbundene Überfrachtung von Erziehung (insbesondere die Überschätzung der Formbarkeit von Jugendlichen in der sozialistischen Erziehung) ihr Ziel erreichen konnte. Anknüpfend an die Feuilleton-Debatten zu Historikerstreit und Verfassungspatriotismus stellt er fest, daß in Nachkriegs-Deutschland Erziehung das traditionelle Ziel nationaler Identitätsbildung nicht angestrebt, auf jeden Fall aber nicht erreicht habe (S. 369-375), und fordert von den Deutschen, die Themen eigener Geschichte und insgesamt den Kollaps kommunistischer Erziehung als eine eigene Herausforderung anzunehmen (S.377). Für Amerikaner hält Rodden den Hinweis bereit, daß „minority teachers“ nicht in dieselben Fehler verfallen sollten wie zu DDR-Zeiten die „working class teachers“ mit den Utopien, einen „sozialistischen“ oder „polytechnischen“ Menschen produzieren zu können.

Die Ausführungen ergänzen eine geschickte Auswahl von Fotos, diverse Glossare und ein ausführlicher Sachindex. Das Literaturverzeichnis verrät eine breite Kenntnis, aber durchaus mit Lücken in der Rezeption der deutschsprachigen Forschungen z. B. im Schulbereich: Trotz der Schwächen in Analyse und Erklärung lohnt sich der Band als Einführung in die Thematik. Dem Interview-Teil billigt der Rezensent auch einen großen hochschuldidaktischen Wert für Übungen zu Oral history und

Mentalitätsgeschichte der DDR und „Wende“-Zeit zu.

Friedemann Scriba

Silke Satjukow, Rainer Gries (Hrsg.): Sozialistische Helden: Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR, Christoph Links Verlag, Berlin 2002, 312 S.

Der Band geht auf eine im September 2001 in Krakau veranstaltete Tagung zurück. In mehr als zwanzig Beiträgen gehen die einzelnen Autoren sozialistischen Heldenbiographien auf den Grund, wobei Beispiele der Heldenverehrung aus der Sowjetunion, der DDR, Polens, Ungarns und der Tschechoslowakei zu einem Gesamtpanorama staatssozialistischer Kommunikation politischer und sozialer Vorbilder verknüpft werden. Die Abschnitte sind nach Ländern geordnet und werden jeweils von einem Einleitungskapitel eingeführt, welche auf die besonderen Stereotypen und Heldenkulturen der einzelnen Gesellschaften eingehen und diese zum Gesamtthema in Bezug setzen.

Bemerkenswert ist die konsequent vergleichende Zugangsweise zum historischen Phänomen der sozialistischen Staatshelden. Die Einzelbeiträge arbeiten eine Grundnarrative des Helden im Sozialismus heraus, welche sich in ihren nationalen und historischen Varianten bei den sowjetischen Kosmonautenhelden ebenso wiederfinden läßt wie bei Helden aus der DDR, Ungarns und Polens. Diese Grundnarrative betonte jeweils die Herkunft des Helden aus der politisch organisierten Arbeiterklasse sowie seine Schulung im politischen Kampf bzw. später durch die politischen

und erzieherischen Organe der Partei der Arbeiterklasse. In dieser bewußt herausgestellten „Normalbiographie“ des sozialistischen Helden besteht das eigentliche Kernelement in der von der Partei ermöglichten Verwandlung des durchschnittlichen Fabrikarbeiters und Handwerkers zum Helden von Technik, Arbeit, Leistung und Zukunft ganzer Völker. Generell wurde in den offiziellen Darstellungsweisen der Heldenbiographien die Nähe des Helden zur Rolle des Lehrers herausgestellt. Auf diese Narrative des Aufbaus des Helden folgt die Erzählung seiner Rückkehr in das angestammte Milieu, wo der Held nun wieder alltägliche Aufgaben übernimmt als militärischer Ausbilder oder Leiter von Arbeitskollektiven. Innerhalb dieses Grundmusters erscheint die individuelle Heldentat immer als Emanation des Willens des Kollektivs; in der Leistung des Einzelnen spiegeln sich die Anstrengung, der Aufbauwille und die Friedenssehnsucht der Arbeiterklasse und des Volkes insgesamt wider. Von diesen narrativen Grundmustern schließlich profitierte die Schicht der Funktionäre des Staatsapparates, welche den Aufbau der jeweiligen Heldenfiguren maßgeblich betrieb, um aus dem Charisma der Helden systemstabilisierende Energie zu gewinnen und diese in die Durchherrschaft des politischen Systems umzuleiten.

In ihrem Einleitungsbeitrag verknüpfen die Hrsg. diese immer wiederkehrenden biographischen Stereotype und Erzählweisen zu einer sozialpsychologischen und kulturgeschichtlichen Theorie des sozialistischen Helden. Im Mittelpunkt dieser Analyse des Grundtypus des sozialistischen Helden steht die Kategorie des Vertrauens. Der Held und seine Tat spenden Sicherheit und Vertrauen, welche schließlich dem

politischen System gutgeschrieben werden. Beide Hrsg. verweisen darauf, daß es sich hier um einen ähnlichen Kommunikationsvorgang handelt, wie bei der Produktwerbung und dem Aufbau einer Aura von vertrauensbildenden Bedeutungen und Zuschreibungen um eine Marke.

Die Autoren stellen dar, daß es sich bei dem „typischen“ Helden um ein Erzählmuster handelt, das Mitte der 20er Jahre in der Sowjetunion verfaßt wurde und nach 1945 nach Ost- und Mitteleuropa exportiert wurde und in allen betrachteten Staaten als Aufbau- und Arbeitsheld in den 40er und 50er Jahren Niederschlag fand sowie als Held von Technik und Kosmos in den 60er und 70er Jahren. Darüber hinaus finden die Herausgeber in dem sozialistischen Helden aber auch ein Erfahrungs- und Erwartungsmuster wieder, da die realen Helden vor den jeweiligen zeitlich-historischen Hintergründen und innerhalb verschiedener nationaler politischer Kulturen unterschiedlich angeeignet wurden. Dieser Hinweis auf die zeitlich und national verschiedenen Kulturen von Aneignungen und Praxen der Rezeption des Helden macht wiederum klar, daß es sich bei der Konstruktion des Helden nicht um eine Art kommunikativer Einbahnstraße handelt, bei der die Parteileitung als alleiniger „Autor“ der Erzählweise erscheint und das Volk lediglich als passiver Empfänger der Erzählung.

Dies wird vor allem in Momenten deutlich, in denen sich der Heldenkult als Produkt obrigkeitlicher Kommunikationsarbeit an der Sphäre der Rezeption brach. So verweisen machen zum Beispiel die Beiträge zu Juri Gagarin und dem ostdeutschen Radsportler „Täve“ Schur darauf, welche Eigendynamiken die Kommunikation von Helden im

Sozialismus entwickeln konnte. Die Grenzen von Staat und Partei wurden nämlich deutlich, als Gagarin begann, sich zum internationalen Medienstar zu entwickeln, der auch im westlichen Ausland auf große Beliebtheit stieß, wie zum Beispiel bei seinem Besuch in London im Juli 1961. Gagarin kehrte von seinen europäischen Auslandsreisen zwar gerne in seine Heimat zurück, doch wollte er sich mit der ihm vorgeschriebenen politischen und sozialen Rolle kaum mehr abfinden. Schließlich wurde der Kosmonaut und Fliegeroffizier der Sowjetarmee den Verantwortlichen in Moskaus Ministerien gar ein Dorn im Auge, da er begann, sein persönliches Prestige ganz bewußt für die Belange der Bevölkerung seines Heimatwahlkreises einzusetzen. Ebenso entwickelte sich um den DDR-Radsportler und mehrfachen Welt- und Europameister „Täve“ Schur in den 50er Jahren eine Art Starkult. Dieser reifte gar soweit, daß Schur stapelweise Liebesbriefe von Lehrlingsmädchen und Oberschülerinnen bekam, die ihm zum Beispiel schrieben: „Sei mir bitte nicht böse, aber ich bin nämlich ganz toll verliebt in Dich.“ Diese Entwicklungen vertrugen sich jedoch ganz und gar nicht mit der von der Partei für Schar vorgeesehenen Rolle als verantwortungsvollem und politisch bewußtem Abgeordneten der DDR Volkskammer. Helden wie Gagarin, die russische Kosmonautin Walentina Tereschkowa und der Radsportler „Täve“ Schur entwickelten sich zu Appellations- und Beschwerdeinstanzen für die Bevölkerung, welche nun bei „ihren“ Helden ihrem Ärger gegen denselben Parteistaat Luft machte, der diese Helden als Vertrauenswährung erst in Umlauf brachte. Die Beiträge zu dem ostdeutschen Stachanow-Arbeiter Adolf Hennecke und seinen

ungarischen und tschechischen Gegenbildern zeigen auch gegenteilige Entwicklungen auf. Die als „Normbrecher“ verschrieenen offiziellen Helden der Arbeit riefen innerhalb der Bevölkerung und in ihren eigenen Arbeitskollektiven starke Ressentiments hervor. Hennecke wurde mehrfach angefeindet, bekam Morddrohungen, fand schließlich sein Auto angezündet und die Fensterscheiben seines Hauses eingeschlagen. Als er Tage nach seiner ersten Helden-Schicht wieder in den Schacht fuhr, antworteten die Kumpel auf sein „Glück auf“ nicht mehr.

Gerade diese Komponente der vergleichend-historischen Analyse macht den eigentlichen Wert des Bandes aus, da hier anhand des Propaganda-, Kultur- und Kommunikationsphänomens „Held“ die Orte und Dynamiken von Eigensinn innerhalb der von Diktaturen aufgebauten Bedeutungszusammenhänge ausgelotet werden. Damit leisten die Herausgeber auch einen wichtigen Beitrag zur Kritik an der ebenso naiven wie veralteten These, der Parteistaat sei der wichtigste oder gar einzige Akteur der öffentlichen Kommunikation in kommunistischen Gesellschaften gewesen.

Stefan Schwarzkopf

Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Campus, Frankfurt a. M./New York 2002, 395 S.

Damit eine neuere Perspektive in der Geschichtswissenschaft allgemeine Verbreitung und Akzeptanz findet, bedarf es auch eines griffigen Labels und einer zitierfähigen, autoritativen

Publikation, die sich für Bekenner als Referenz eignet und bei den (noch) nicht Eingeweihten für Unruhe sorgt, die die beschleunigte Kenntnisnahme stimuliert. Der Historiker *Sebastian Conrad* und die Soziologin *Shalini Randeria* haben mit einem Reader, der Aufsätze vorzugsweise amerikanischer Autoren aus den Jahren 1989 bis 1996 vereinigt, den Versuch unternommen, postkoloniale Denkansätze für die deutschen Humanwissenschaften zu popularisieren, indem sie Charles Meyers These zum Ausgangspunkt wählen, daß angesichts der Zentralstellung von Globalisierungsinterpretationen die Geschichte des Kolonialismus (gegen Narrative des Fortschritts oder des Holocaust) in Zukunft den Status einer Meistererzählung erreichen würde. Als Gemeinsamkeit des postkolonialen Blicks wird herausgestellt eine „Kritik an der Vorstellung, die europäische/westliche Entwicklung sei abgekoppelt vom „Rest“ der Welt verlaufen, und könne daher aus abendländischen Besonderheiten heraus verstanden werden“ (S. 10). Eine transnationale Verflechtungsgeschichte sei mithin das Ziel in Absage an alle Teleologie des Nationalen. Eine solche *entangled history* (oder *histoire croisée*, wie Michael Werner und Benedikte Zimmermann kürzlich das Projekt der Geschichte der *transferts culturels* umzubenennen vorgeschlagen haben) sei nicht nur auf die Verhältnisse zwischen Europa und der außereuropäischen Welt (was immer das anderes im Singular sein mag als eine europäische Projektion!) fokussiert, sondern hebe auch alle kolonisierungsähnlichen Vorgänge innerhalb Europas im Sinn, wobei als Beispiele die napoleonischen Kriege, die Nationalitätenpolitik Englands, die Binnenkolonisation Rußlands

Richtung Sibirien und Mittelasien sowie die deutsche Ostexpansion erwähnt werden.

Doch bei solchen Andeutungen bleibt es leider vorläufig. Postkoloniale Geschichtsschreibung wird auf den folgenden Seiten vor allem als ein historisches Ergänzungsfach zur Berücksichtigung der lange Zeit außerhalb der *area studies* vernachlässigten afrikanischen, asiatischen oder süd- und mittelamerikanischen Geschichte präsentiert. Ein weitergehender Ansatz bestünde darin, all jene Stellen aufzuweisen, an denen die geläufigen Geschichtsdarstellungen (Schulbücher, Einführungsvorlesungen, historische Serien im Fernsehen etc.) grundsätzlich in Frage gestellt sind. Dann ginge es nicht um ein Ergänzungsfach, das in den deutschen Hochschulen demnächst mit zwei bis vier Juniorprofessuren berücksichtigt wird, sondern um eine neue Geschichtswissenschaft, die die alte, übliche, etablierte Historiographie grundsätzlich herausfordern und schließlich ersetzen muß.

Man kann den Hrsg. in ihrem Kampf gegen einen Eurozentrismus nur beipflichten, also gegen die Vorstellung, der Rest der Welt müsse sich in seiner Entwicklung wohl oder übel nach den Modernisierungserfahrungen des Westens (der natürlich nur ein in sich wiederum differenziertes Diskursprodukt ist) ausrichten. Jede außereuropäische Entwicklung werde an diesem Maßstab gemessen, während Europa eine Entwicklung genommen habe, die weitgehend unbeeinflusst von jenem Außer-Europa blieb, das logischerweise Residualkategorie blieb.

Allerdings hätte sich der Rezensent gewünscht, daß etwas klarer gesagt worden wäre, welches die heute (gerade in der deutschen Geschichtswissen-

schaft vorherrschenden) modernen, gewissermaßen „aufgeklärten“ Versionen dieses Eurozentrismus sind, die die Historiographie unseres Landes so professionell und zugleich so ernüchternd distanziert zu den internationalen Diskussionen aussehen läßt. Solange man die Spur nicht bis zu einer bestimmten, bei deutschen Historikern außerordentlich fest verankerten Lektüre von Max Weber zurückverfolgt (die gleichermaßen hinderlichen Derivate eines Marx'schen Eurozentrismus sind dagegen weitgehend einflußlos geworden) und nicht wagt, den Anspruch des Postkolonialismus ins Verhältnis zu ihnen, zur Themenwahl und methodologischer Ausrichtung großer deutscher Forschungszentren zu setzen, bleibt die sympathische Attacke bemerkenswert harmlos.

Auf diese Weise verlagert sich die Auseinandersetzung in exotische Gefilde. Von *Steve Fireman* lernen wir, daß eine afrikanische Geschichte authentisch und rein von allen globalgeschichtlichen Bezügen gar nicht so zu konstruieren wäre, wie es die Europäer noch immer vermögen. Daran schließt sich sofort die Frage an, ob die Geschichte zwischen Dakar und Kapstadt so wenig für eine vergleichbare Zentrierung geeignet ist oder ob es sich letztlich um eine Machtfrage handelt. Im afrikanistischen Spiegel erkennen wir jedenfalls den Widersinn aller kulturellen Essentialisierungen, und es bleibt nur noch die scheinbar harmlose Frage, warum wer unter welchen Umständen zu den kritisierten Formen der Selbstrepräsentation greift (und greifen kann). Es ist zwar bereits hochinteressant nachzuvollziehen, wo die intellektuellen Fallen eines Eurozentrismus liegen. Hat der Leser dies aber einmal nachvollzogen, bleibt er mit seinem

Erstaunen zurück, daß die kritisierten Formen der Geschichtsschreibung nach wie vor hochattraktiv sind und weite Verbreitung finden. Handelt es sich lediglich um einen Mangel an Einsicht, dem durch möglichst zahlreiche Publikationen auf der Grundlage postkolonialer Theorien abzuhelfen wäre? Oder spielen hierbei Denk- und Repräsentationsformen eine Rolle, die tiefer in unseren kulturellen Praktiken verankert sind? Mithin: In welchem Verhältnis befindet sich akademische Geschichtswissenschaft zu diesen kulturellen Praktiken? Empirische Studien zu diesen Fragen sind nach wie vor Mangelware, aber nur sie dürften herausführen aus der regelmäßigen Neuauflage von Methodendebatten, die ihre Wurzeln in der Aufklärungshistoriographie und den Diskussionen des späten 19. Jh.s haben.

Der Aufschwung einer neuen Weltgeschichte in den 90er Jahren, die einige Autoren der besseren Unterscheidung von der alten teleologischen Universalgeschichte wegen *global history* nennen, verdankt sich der Ermüdung des dekonstruktivistischen Eifers der 80er Jahre und steht einigermaßen solide auf seinen Schultern. Vorschläge sind reichlich gemacht. Man denke nur in der Wirtschaftsgeschichte an die Neubewertung der interkontinentalen Handelsströme und der mit Hilfe des Zwangssystems von Kolonialismus und Sklavenarbeit in die europäischen Häfen gelenkten Güter und Erfahrungen, in der Kulturgeschichte an die Analyse von *cultural encounters* und *Kulturtransfers*, nun auch „geteilte, verflochtene und vermischte“ Geschichten, die alle das Schwergewicht auf die Interaktion legen, ohne im Loblied der Einen Welt die Machtasymmetrien zu vergessen. Der Raum

von Weltgeschichte, die räumlichen Einheiten, die in ihrer Interaktion beobachtet werden, können nicht mehr als gegeben begriffen werden, sondern müssen zunächst mühselig in ihrer Erschaffung durch Identifikationsprozesse rekonstruiert werden. Weltgeschichte wird nicht übersichtlicher, auch wenn dieser Traum noch immer Historiker beflügelt, die in zentrierenden Perspektiven sozialisiert worden sind. Grenzziehungen gehören zur Entgrenzung, nicht als Gegenbewegung, sondern als notwendige Markierung von Ansprüchen auf Selbstbehauptung, Selbstbestimmung über die Bedingungen, zu denen Akteursgruppen sich auf die Risiken der Globalisierung einlassen. Diese neue Vorstellung von einer dialektischen Globalgeschichte und Verflechtungen und Autonomiebestrebungen ist in den letzten anderthalb Dekaden aus sehr unterschiedlichen Quellen zusammengetragen und diskutiert worden.

Es ist das Verdienst von *Conrad und Runderia*, in ihrer Einleitung Wichtiges dazu noch einmal skizziert zu haben und mit Texten von *Michel-Rolph Trouillot*, *Anthony Pagden*, *Timothy Mitchell*, *Fernando Coronil*, *Stuart Hall*, *John L. and Jean Comaroff*, *Dipesh Chakrabarty*, *Ann Laura Stoler*, *Sheldon Pollock* sowie *Andreas Eckert* und *Albert Wirz* zu belegen. Nachdem die Literaturwissenschaft heute ohne Edward Said, Homi Babha und Edouard Glissant kaum mehr auskommen zu können glaubt, trägt dieser Reader das Licht nun auch in die Stube der Historiker. Wie notwendig das ist, zeigt ein vergleichender Blick in die jüngst erschienene Flut von Einführungen in die Geschichtswissenschaft und Geschichtstheorie, die noch weitgehend ohne Postkolonialismus auskommen.

Es wäre allerdings schade um die Mühen der Hrsg., wenn ihr Band nur als Lieferant der nötigen Sekundärlitate für modisch hergerichtete, sonst aber konventionelle Texte mißbraucht würde. Der „Kopierschutz“ wäre wirksamer, wenn sie markiert hätten, mit welchen gegenwärtig üblichen Forschungsperspektiven der von ihnen vorgestellte Ansatz nicht oder nur in geringem Maße kompatibel ist.

Matthias Middell

Jeremy Rifkin, Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgehen werden, Campus-Verlag, Frankfurt a. M./New York 2000, 424 S.

Man kann in der Regel davon ausgehen, daß Kernthesen, die ein Buch zu einem Bestseller machen, in der Regel so grob sind, daß sie auch als falsch gelten können, ja daß oft sogar ihre Negation richtiger ist als sie selbst. Ein allgemeiner Grund dafür scheint darin zu liegen, daß das Unglaubliche und Neue interessanter ist als das Wahrscheinliche, die Übertreibung interessanter als die behutsame, besonnene, Abwägung, die Jeremiade interessanter als die Verteidigung partieller Vernunft in sozialen und politischen Kooperationsformen und Institutionen. Andererseits sind allgemeine Maximen und Merksätze oft von der Art, daß sie uns nicht eine in allen Situationen richtige Orientierung geben (wollen und können), sondern implizit immer von uns verlangen, die Gesichtspunkte und Kontexte selbst aufzufinden, in Bezug auf welche sie eine richtungsrichtige Aussage oder Anweisung artikulieren.

In dieser Lesart, und nur in dieser, widerspricht sich eine Maximenethik nach dem Muster von La Bruyère, La Rochefoucault, Nietzsche oder einfach auch der Folklore nicht, wenn sie zum Beispiel einerseits eine bedächtige ‚Eile mit Weile‘ empfiehlt, andererseits ein ‚Frisch gewagt ist halb gewonnen‘. Wenn daher im Folgenden gezeigt wird, daß die Thesen in *Rifkins* Buch „Access“ sich widersprechen, ist immer noch die Frage zu beantworten, ob diese Widersprüche vielleicht von der Art der Widersprüche einer Maximenethik sind und ihre Auflösung daher dem Leser überlassen ist.

Die These *Rifkins*, daß für die soziale Ordnung insbesondere im Bereich der Ökonomie das Eigentum an Bedeutung verliere, ist nun in der Tat nicht kompatibel mit der These von der steigenden Bedeutung der Kontrolle von Zugängen zu gewissen Handlungsmöglichkeiten, Verfahren, Wissen, Medien, zu Kommunikation und zu Formen der Kooperation. Denn die steigende Bedeutung von Zugangs- und Zugriffsrechten unterminiert keineswegs, wie *Rifkin* suggeriert, die Bedeutung von Eigentumsrechten, sondern setzt letztere voraus. Was sich dabei entwickelt und ausdifferenziert, ist nichts anderes als das Verhältnis von *basisrechtlichem Eigentum* und *verfügungsrechtlichem Besitz*. Die Frage im zweiten Untertitel des Buches „Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden?“ ist daher verwirrend und schon selbst verwirrt. Das Problem liegt zum einen an der Übersetzung. Denn das Englische Wort „property“ ist zweideutig, wenn man es mit der viel deutlicheren terminologischen Unterscheidung zwischen Eigentum und Besitz im Deutschen vergleicht. Besitz ist (oft zeitlich befristetes) Inhaber- und

Nutzungsrecht und als solches rechtlich klar und deutlich vom (nachhaltigen, dauernden) Eigentum geschieden. Daher ist die Frage im 2. Untertitel, wenn man ihr Sinn geben will, so zu lesen: „Warum die meisten Normalbürger eines entwickelten Landes weniger dauerhafte Eigentumsrechte haben und tendenziell allen Besitz in ihrem Leben konsumieren müssen“. Richtig an der impliziten Unterstellung der Frage ist dann, daß, prozentual gesehen, immer weniger Personen über nachhaltige und damit im Prinzip vererbare Eigentumsrechte verfügen werden. Das liegt einfach an der schon von Marx bemerkten Tendenz zur Konzentration oder Monopolisierung von ökonomischer Macht im Kapitalismus. Die Wurzeln dieser mehr oder weniger latenten, in gewissem Sinn verschwiegenen und stillen Macht bestehen nach wie vor im Eigentum sowohl an Grund und Boden, als auch an Gebäuden, Maschinen und anderen materialen Produktionsmitteln. Man denke zum Beispiel an eine mehr oder weniger immobile Fabrik oder an ein Schienen- oder Kabelnetz auf der einen Seite, an bewegliche Gerätschaften wie einen Fuhrpark auf der anderen. Wie die Entwicklung der Vermietung von Immobilien zeigt – im Wohnungsbereich zunächst besonders in Deutschland seit der Zeit der Mietkasernen im Aufbauboom der 1870er Jahre und dann verstärkt im und nach dem Ersten Weltkrieg, im Bürobau zunächst besonders in den Citylagen der USA –, driftet gerade bei Gebäuden Eigentum und besitzartige Nutzung mehr und mehr auseinander. Diese Entwicklung weitet sich nunmehr auf verschiedenste Bereiche der Infrastruktur aus, freilich nicht zuletzt auf der Basis der Erfindung der Institution eines kollektiven

Eigentümers in der Form einer Aktiengesellschaft, wie sie insbesondere zur ‚privaten‘ Finanzierung von Eisenbahnen etwa in den USA einer erste historische Bedeutung erlangt hatte.

Für die Gegenwart ist es nun ganz richtig und wichtig, das Folgende zu beachten: Aufgrund der steigenden Bedeutung des ‚geistigen Eigentums‘ in der ökonomischen Arbeits- und Güterverteilung verschiebt sich die relative Bedeutung des dinglichen Eigentums in der Tat in gewisser Weise auf Zugriffsrechte. Denn es gehört zur Form des ‚geistigen Eigentums‘, daß es sich auf *Kopierbares* bezieht. Wegen des Mangels an sachlicher Beständigkeit wie im Fall von Grund und Boden, Gebäuden oder auch Dingen lassen sich hier ‚Eigentumsrechte‘ selbst nur in der Form von Verwertungsrechten durchsetzen – womit, wie es zunächst scheint, der Begriff des geistigen ‚Eigentums‘ im Grunde kaum mehr von einem ‚Besitz‘ zeitlich oder sonstwie begrenzter Verwertungsrechte zu unterscheiden ist. Dem wäre in der Tat so, wenn es nicht eine *interne Praxis der Unterscheidung* gäbe zwischen dem *allgemeinen Recht der Vergabe* von Nutzungs- und Zugangsrechten (dem eigentlichen geistigen *Eigentum*) und dem besonderen Nutzungsrecht zum mehr oder minder persönlichen Gebrauch, das man für Geld oder eine andere Gegenleistung erwirbt. Es ist daher gerade die *analoge Ausweitung* des sachbezogenen Eigentumsrechts auf reproduzierbare Verfahren irgendwelcher Art, des Nachdrucks oder der Kopie oder der Aufführung eines Stückes, um einige Beispiele zu nennen, welche zeitlich begrenzte ‚Verpachtungen‘ von Ideen, genauer: von Prozessen oder Prozeduren oder Bauplänen oder Partituren (...) möglich macht.

Vor dem Hintergrund dieser begrifflichen Beobachtungen ist der Fall des *Leasing* von Geräten als Ausweitung der Praxis des Mietens und der dieser Praxis zu Grunde liegenden Unterscheidung zwischen sachlichem Eigentum und inhaber- oder nutzungsrechtlichem Besitz ein durchaus anderer Fall als der Fall von *Franchise-Unternehmen*. Letztere werden im Grunde erst durch einen rechtlich und damit staatlich abgesicherten Schutz von geistigem Eigentum möglich. Es handelt sich um Vergaberechte zur Kopie und zum Gebrauch von Prozeduren. Die These Rifkins erhielt daher erst dann eine richtige Form, wenn sie gerade hier auf die wachsende Bedeutung der Ausweitung der Eigentumsrechte im Blick auf die Ausweitung der Bedeutung von Zugriffsrechten aufmerksam machen würde.

Wenn es denn um ein Verschwinden des Eigentums geht, dann nur insofern, als dieses sich trotz der Ausweitung seiner Bedeutung für die Organisation kooperativen und ökonomischen Handelns in den Hintergrund der stillen Macht zurückzieht und an der Oberfläche der Nutzung von materiellen und ‚geistigen‘ Gütern in eben dieser Bedeutung nicht mehr unmittelbar erfahren wird. Richtig ist, daß Eigentum und Zugangsrechte gemeinsam zu einem immer wichtiger werdenden „Mittel zur Strukturierung menschlicher Beziehungen“ werden, zumal das „Ende des Nationalstaats“ bzw. des „Sozialstaats“ im wesentlichen darin besteht, daß politisch kontrollierte Entscheidungen zur Infrastruktur einer Gesellschaft in die Macht von Privateigentümern übergehen, deren zentrale Entscheidungsgesichtspunkte die je gegenwärtigen Rendite-Erwartungen in einer absehbaren Zukunft sind. Ein

individualökonomisch noch latentes, das heißt, *in terms* einer effektiven Nachfrage noch nicht mit monetären Gewinnerwartungen eines möglichen Anbieters ausgestattetes, Bedürfnis der Bevölkerung hat daher oft selbst dann keine Chance, befriedigt zu werden, wenn wir alle wissen und anerkennen, daß es das Bedürfnis gibt. Daher ist die Unterstellung, daß die kapitalistische Ökonomie aufgrund ihrer marktwirtschaftlichen Form und deren Nachfrageorientierung die realen Bedürfnisse am besten befriedige, ohne genauere Differenzierung zwischen effektivem Bedarf und realem Bedürfnis einfach ein Ideologicum.

Es ist dann auch nicht einfach so, daß ‚wir‘ weniger echtes Eigentum haben (werden), weil wir immer mehr für die Teilnahme an Verwertungsrechten ausgeben müssen, oder weil immer weniger Menschen Zugang zur Arbeitswelt haben – wobei wir mit Rifkin offenbar vom Problem des Zugangs zu Gütern zu dem des Zugangs zur Arbeitsteilung überwechseln. Es ist vielmehr so, daß ‚wir‘, die wir von Rifkin angesprochen sind, ohnehin schon als bloße Mitarbeiter und Konsumenten in der Gesellschaft als einem komplexen Kooperationsystem kaum wirklich an der relevanten Eigentumsordnung des Kapitals beteiligt waren, sind und sein werden. Was wir vielleicht gerade verlieren, ist der politische Einfluß auf die ökonomischen Rahmenbedingungen. Was vielleicht gerade geschieht, ist die Verwandlung einer sozialen Demokratie in eine Eigentumsgesellschaft, in welcher die Lebenssituation der Mehrheit von den Prospekten der Kapitalverwertung und globalen Rendite-Erwartungen abhängiger werden, als dies zwischenzeitlich vielleicht der Fall war.

Entsprechend ist das Urteil zu relativieren, es handele sich bei *Rifkins* Buch um eine aufrüttelnde oder faszinierende oder scharfe Analyse der *New Economy* oder des *Hyperkapitalismus* (Süddeutsche Zeitung), jedenfalls wenn man das Wort „scharf“ weniger rhetorisch als begrifflich liest und statt schlagender Wörter richtungsrichtige Einschätzungen gegenwärtiger Entwicklungen auf der Basis von Bestandsaufnahmen und der Artikulation der die Entwicklung leitenden Strukturen verlangt.

Die Leistung des Buches besteht denn auch weniger in einer verdichteten Strukturanalyse als in einer phänomenologischen Sammlung von vielen im Einzelnen interessanten empirischen Tatsachen, die gegliedert werden durch scheinbar eingängige Titel und Thesen. Es ist die Rede von einer „schwerelosen Ökonomie“, einem „Monopoly um Geschäftskonzepte“, „Zugang als Lebensform“, der „Privatisierung des kulturellen Gemeinguts“ und der „Ausbeutung kulturellen Lebens“ im „neuen Kapitalismus“. Es finden sich Thesen wie: „Alles wird Dienstleistung“, „Menschliche Beziehungen werden zur Ware“, „Geist und Bewußtsein werden neu programmiert“ (S. 274). – Subjekte und Objekte werden nun aber nicht einfach durch „Knoten in Netzwerken“ abgelöst (S. 277). Die „Explosion sozialer Interaktionen“ zwingt uns auch keineswegs „das zentrierte Selbst aufzugeben“ (S. 280). Auch das Folgende ist einfach falsch: „Wir existieren nicht länger als Subjekte (Baudrillard), – sondern eher als ein Terminal“ (S. 283).

Rifkin sieht in der durch die Informationstechnologie verstärkten Ausdifferenzierung der Produktion von Gütern und der Erstellung von Dienstleistung

durch Auslagerung eine gegenüber der durch das Fabrikmodell geprägten Moderne eine neue Stufe des Kapitalismus. Daß aus Märkten Netzwerke werden, liegt in der Tat an den neuen Möglichkeiten und neuen Formen der Teilung der Arbeit. Bisher war diese überbetrieblich wesentlich daran gebunden, daß Fertig- und Halbfertigprodukte auf dem Markt ‚getauscht‘ werden; jetzt lassen sich mehr und mehr innerbetriebliche Arbeitsteilungen, von der Administration bis zur Wartung von Geräten, vom Planungsbüro bis zum Vertrieb, als Dienstleistungen ‚ausgründen‘. Dabei entstehen, wie Rifkin natürlich richtig sieht, nicht nur Spezialisten auf verschiedenstem Gebiet, sondern es beschleunigen sich mit den Planungs- und Herstellungsprozessen die Produktzyklen. Während damit auf der einen Seite tendenziell das Transportaufkommen steigt und damit ein Zwang zur Metropole entsteht, entschärft auf der anderen Seite die Möglichkeit dezentraler Produktion vor Ort diese Problemlage dann doch wieder. Gerade auch wegen der massiv sinkenden Anzahl der Arbeiter in der Produktion aufgrund höherer Produktivität durch steigende Mechanisierung – und alle Digitalisierung ist selbst ein gewichtiger Teil dieses Prozesses – sind Fabriken heute eher nach dem Arbeitsgruppen- oder Teammodell als nach dem tayloristischen Modell des Fordismus zu führen. Im so entstehenden ‚lean management‘ gibt es dann freilich die typischen Probleme der freien Mitbestimmung und Verantwortung, die es durch geeignete Leistungskontrolle auszutarieren gilt. Das eigentliche Problem aber besteht darin, die ‚freigesetzte Arbeit‘ wieder in die kooperative Arbeitsteilung zurückzuführen. Nur dann lassen sich alte und

neue Bedürfnisse besser befriedigen, und zwar hoffentlich auf eine Weise, daß Leistung und Zugang zu Gütern möglichst gerecht und zugleich möglichst effizient, zielführend, verteilt werden.

In Rifkins allgemeinstem Schlagwort „Access statt Eigentum“ wird das Wort „Access“ am Ende selbst in eine Art Markenzeichen verwandelt, das sowohl den Zugang zu Ressourcen als auch zur Arbeitsteilung überschreibt. Wenn Rifkin daher vom Begriff ‚Access‘ spricht, ist dies in eben dem Sinn aufzufassen ist, wie uns *Coca Cola* ‚ein Begriff‘ ist. Auch die Schilderung einer „Welt der Postmoderne“ wirkt am Ende in manchem eher wie ein Produkt einer ökonomischen ‚science fiction‘ als wie eine Realanalyse laufender Prozesse. Weder wird zur Zeit die Idee des Eigentums ausgehöhlt, noch schafft die Physik, wie Rifkin sagt, dem philosophischen Denken den Rahmen, noch ist unser Leben wesentlich durch die Suche nach Spiel und Vergnügen geprägt. Wenn zur Zeit uns Bürgern mehr Türen verschlossen werden als früher, so liegt das nicht am Schwinden, sondern am Anwachsen der stillen Macht des Eigentums.

Pirmin Stekeler-Weithofer

Jenő Bango: Theorie der Sozioregion. Einführung durch systematische Beobachtungen in vier Welten, Logos Verlag, Berlin 2003, 291 S.

Anliegen des Verfassers, Emeritus an der katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen und Seniorprofessor an der Eotvös Lorand Universität Budapest, ist die Schaffung einer „Theorie der Sozioregion“, die er als

Interaktion oder Synthese von Globalem und Lokalem auffaßt und als Ort oder Lebenswelt hybrider Individuen identifiziert. Der Weg zu dieser Theorie ist mit Beobachtungen gepflastert, die sich auf lebensweltliche Zusammenhänge und kollektive Konstruktionsvorgänge beziehen. Als Quellen dienen dem Autor Zeitungsberichte aus „Die Zeit“, „Euronews“, „Focus“, Teletextnachrichten der ARD zwischen 1997 und 1999/2000 sowie eine Vielzahl von zumeist soziologischen Studien unterschiedlichster Ausrichtung zu den Themenkreisen „Katastrophen“ (Umwelt, Energie, Technik), „Knappheit und Überfluß“ (Ökonomie, Gesundheit, Menschenrechte, Krieg und Frieden, Armut, Jugend), „Hoffnungen und Chancen“ (Kunst, Kultur sowie Religion und Wissenschaft). *Bango* streicht den Übergangscharakter vieler seiner Beobachtungen heraus, so daß die „autopoietische Sozio-region“ nur ein grenzenarmer Ort der Zukunft sein kann. Das Anliegen des Verfassers läßt sich eher in der Zusammenführung unterschiedlichster Theorietraditionen zu einem umfassenden Erklärungsanspruch als in der empirischen Beweisführung ansiedeln. Die herangezogenen Beispiele dienen der Illustration des Übergangs in einen neuen Gesellschaftszustand, für den *Bango* die Sozio-region als typisch ansieht. Gerade weil der Autor sehr verschiedene Theoriestränge zu verknoten versucht, vermißt der Leser eine systematische Auseinandersetzung mit der Erklärungskraft einzelner Ansätze, die in diesem Band zusammengeführt werden sollen. So bleibt letztlich der Eindruck einer Addition unterschiedlichster Zugangsweisen, ohne daß im Einzelnen nachvollziehbar wird, welchen Beitrag sie jeweils zur Analyse der von *Bango*

identifizierten neuen Phänomene leisten können.

Matthias Middell

Ralf Dahrendorf, Auf der Suche nach einer neuen Ordnung. Vorlesungen zur Politik der Freiheit im 21. Jahrhundert, C. H. Beck, München 2003, 157 S.

Wenn ein Intellektueller mit praktischen Erfahrungen in der Politik und mit wissenschaftlicher Kompetenz als Soziologe einerseits, mit politischer Lebenserfahrung und publizistischem Einfluß in Deutschland und England andererseits zukunftssträchtige Schneisen schlagen will in einer innen- und globalpolitischen Situation der Orientierungslosigkeit (S. 8-9), dann weckt dies Neugier, Interesse und hohe Erwartungen. *Ralf Dahrendorf* hielt im Umfeld des 11. September 2001 sechs Vorträge, die sich an eine breitere interessierte Öffentlichkeiten richteten, die nun – gewissermaßen im Genre des Essays – in einem handlichen Bändchen gedruckt vorliegen. Person und Präsentationsform versprechen, aus einer anerkannt sozial-liberalen Position heraus Orientierungswissen, Sachwissen in einer exemplarischen Auswahl und leserfreundlichen Aufbereitung sowie eine über den eingefahrenen öffentlichen Diskurs in Deutschland hinausweisende europäische Perspektive zu erhalten. Das vorliegende Ergebnis erscheint als ein Versuch, Bausteine links-liberalen Politikverständnisses im Sinne der FDP der Freiburger Thesen von 1971 in die heutige Globalisierungssituation zu „übersetzen“. Als normativ aufgeladener Schlüsselbegriff zieht sich das Wort „Lebenschancen“ durch die Essays:

„Nie zuvor haben so viele Menschen so große Lebenschancen gehabt wie in dieser Zeit. Für die Politik der Freiheit, an der vor allem mir gelegen ist, ist das der Ausgangspunkt. [...] Bei einer solchen tätigen Freiheit geht es natürlich nicht um Aktivität als Selbstzweck. Der oberste Zweck ist die Ausweitung der Lebenschancen der Erfolgreichen auf alle anderen. Freiheit darf kein Privileg werden, und das heißt, daß es ein Gebot der Politik der Freiheit ist, mehr Menschen, prinzipiell allen Menschen die Anrechte und das Angebot zu verschaffen, die wir selber schon genießen...“ (S. 26-27).

Das erste Kapitel („Es ist uns noch nie so gut gegangen. Über Lebenschancen“) bejaht grundsätzlich die Möglichkeiten, die in historischen und gegenwärtigen Globalisierungsschüben stecken (S. 12-13, S.27), da weltweit in absoluten wie prozentualen Werten noch nie so viele Menschen so große Lebenschancen im Sinne realer Wahlmöglichkeiten der Lebensgestaltung (S. 16-17) besäßen – nicht ohne aus den realexistierenden Einschränkungen eine Aufforderung zu tätigem Handeln abzuleiten: „Freiheit heißt immer Tätigkeit“ (S. 20). Historisch konstatiert der Autor, daß jeder Modernisierungsschub, z. B. die Verelendung der Arbeiter während der Industrialisierung oder die Landflucht in die Slums großer Städte in der sog. Dritten Welt, in aller Regel auch neues Elend mit entsprechender Entwurzelung erzeuge, vor allem bei jungen Männern (S. 23-24). „In der dritten Welt sind es nicht die Verlierer der Globalisierung, die gegen die Gewinner aufstehen, sondern die Opfer der Anfangsstadien einer Entwicklung, für die das ebenso gehaßte wie ersehnte Ziel ‚Amerika‘ noch allzuweit entfernt ist.“ (S. 24) Die mit diesen Entwurzelungen

verbundenen Prozesse und deren Perception faßt er unter „haltloser Welt“, worin er die Quelle vieler Gefährdungen der liberalen Ordnung sieht (S. 25).

Als Antwort auf die Problematik schlägt *Dahrendorf* einen „Grundausstattungs-Marktliberalismus“ vor, der jedem eine Grundausstattung von Lebenschancen ermöglichen solle und sich damit vom Umverteilungs-Marktliberalismus unterscheidet; zu der Grundausstattung gehörten „die Grundrechte aller Bürger, ein Grundniveau von Lebensbedingungen, vielleicht ein garantiertes Grundeinkommen, jedenfalls gewisse öffentliche Dienste, die allen zugänglich sind.“ (S. 29) Aber genau an dieser Stelle stoppt *Dahrendorf* seine Überlegungen, was nämlich das Grundniveau sei. Dort, wo seit einigen Jahren und nun auch in Deutschland die Sozialstaatsdiskussion – wenn auch rein finanzpolitisch motiviert – genau darüber geführt wird, verweigert er uns – auch ordnungspolitisch gefüllte – Kriterien, anhand derer man einen Katalog einer Grundausstattung zur Diskussion stellen könnte. Folglich bleibt auch die Beziehung zu bisher favorisierten Konzepten einer „Sozialen Marktwirtschaft“ unbelichtet. Dort, wo man sowohl theoretische als auch praxisbezogene Diskussionsimpulse erwarten würde, bleiben sie in diesem wie auch den folgenden Kapiteln aus.

Im Kapitel „Welt ohne Halt. Globalisierung und Anomie“ beschreibt der Autor – trotz der Würdigung der Globalisierung nach 1989 als Befreiung (S. 30-31) – die ambivalenten Wirkungen solcher Modernisierungsprozesse, um den Punkt zu fokussieren, wo in einer „entfesselten Welt“ „Freiheit zur Anomie entartet“ und in Reaktion darauf das Risiko von Tyrannis im Namen von Sicherheit hervorrufe (S. 37). Beobach-

tend stellt er dem Trend zur Globalisierung die wachsende Hinwendung sozialer Gruppen zu lokaler und regionaler Kleinräumigkeit zur Seite, um die Gesamtsituation dann wortspielerisch als „Glokalisierung“ zu bezeichnen. Hinter den lokal orientierten Bedürfnissen vermutet er – m. E. nicht zu Unrecht – das menschliche Bedürfnis nach auch sinnlich und emotional faßbarer Zugehörigkeit, welche aber für die allermeisten Homogenität heiße – und damit problematische Werte (S. 37-43). Vor diesem Hintergrund behauptet *Dahrendorf*, daß die Vielzahl von Wahlchancen in der Lebensgestaltung alleine nicht ausreiche, sondern einen Sinn haben müsse, was wohl als passend zur sozialen Befindlichkeit des Subjektes zu verstehen ist. Die soziale Befindlichkeit äußere sich auch in diversen Bindungen, die Menschen eingehen bzw. als verpflichtend empfinden; *Dahrendorf* bezeichnet diese Bindungen, an seine eigenen Forschungen der 1970er Jahre anschließend¹, als Ligaturen – u. a. zur Abgrenzung gegen totale Ligaturen als Merkmal totalitärer Gesellschaften und Staaten. (S. 44-48) Er fordert schlüssig Ligaturen, die Optionen kräftigen, exemplifizierend mit Hinweis auf ein Gleichgewicht zwischen Konkurrenz und Solidarität, auf eine Sozialpolitik, die nicht weitere Anomie produzieren dürfe, auf eine Bürgergesellschaft, auf den Habermas'schen Verfassungspatriotismus, der aber nun eine Ethik der Erinnerung im Sinne Margalits² zu ergänzen sei. Diese Ligaturen sollten bei der „Suche nach Halt in haltloser Welt“ behilflich sein. Er schließt mit der Hoffnung, daß die Europa und USA gemeinsamen Wertebestand hätten und dies doch ein Anfang sei. (S. 49-55)

Mit seinem alten Thema der „Ligaturen“ umkreist *Dahrendorf* tatsächlich

ein Diskussionsfeld, das in der Globalisierung als einem Modernisierungsprozeß die subjektive Wahrnehmung vieler Betroffener mit einbezieht. Mit der Formulierung „haltlose Welt“ und den damit verbundenen negativen bis angst-erregenden Assoziationen macht er sich diese Wahrnehmung zu eigen, ohne aber den reaktionären Gehalt dieser Formulierung zu brechen. Die auch nur denkbaren Optionen bleiben ebenso unklar wie ein Urteil zum Stellenwert eines Wertediskurses (wofür ein paar präzisierende Bemerkungen zur Mehrschichtigkeit von Pro- und Antiamerikanismus in Europa hilfreich wären), Ideen zu möglichen grundsätzlichen Grenzlinien zwischen Eigenverantwortung, staatlich-gesellschaftlicher Daseinsvorsorge und garantierter Chancensbereitstellung sowie zur konkreten Erfahrbarkeit tragfähiger, nicht totalitärer Ligaturen. Denn letztere kann man nicht predigen oder sozialtechnologisch installieren. Die eigentlich rein philosophisch motivierten Einlassungen Margalits zur anständigen Gesellschaft werden stellenweise, z. B. in der Verurteilung von Arbeitslosigkeit, konkreter³. Es sei dieser Kritik fairerweise hinzugefügt, daß auch ein Lord *Dahrendorf* dem konstitutiven Dilemma von Freiheitserfahrung nicht entrinnen kann: daß man Freiheit – wie die Luft zum Atmen – in der Regel nur dann spürt, wenn sie eingeschränkt oder abgeschafft ist.

Im konzeptionell am geschlossensten wirkenden Vortrag „Kapital ohne Arbeit. Die soziale Rekonstruktion des Lebens“ präsentiert der Verfasser seinen bekannten Vorschlag, in Nachfolge des Endes der klassischen Arbeitsgesellschaft das Leitbild einer Tätigkeitsgesellschaft zu lancieren.⁴ Zu den „Tätigkeiten“ gehöre nicht lediglich die bezahlte Lohnarbeit (auch als Form

sozialer Unterordnung), sondern auch Erziehung, Hausarbeit, gesellschaftliches Engagement in Vereinen, Verbänden, Parteien, ja auch die Ausübung von Hobbies bis hin zum öffentlichen Auftritt in einer örtlichen Blaskapelle. Die Arbeitsgesellschaft sei an ihren Grenzen angelangt, so daß nach neuen Strukturen für individuelles Leben und Gemeinwesen gefragt werden müsse; der Patchwork-Charakter der Arbeitswelt und von Arbeitsbiographien stelle den Wert der Ligatur „Arbeit“ zunehmend in Frage, so daß man – im Anschluß an Überlegungen Heilbronn's – die Gesellschaft auf emanzipatorische Formen sozialer Verantwortung umpolen solle. *Dahrendorf* fordert den „Beginn einer Gesellschaft der Tätigkeit in Freiheit“ (S. 80). Die schon vor dem Hintergrund der alten Bundesrepublik geäußerten Gedanken mögen unter den neuen Bedingungen an Stimmigkeit nichts verloren haben; welche Denkarbeit hier eigentlich vonnöten gewesen wäre, illustriert die experimentelle Frage, was ein ostdeutscher Langzeitarbeitsloser Mitte 50 mit derlei Überlegungen anfangen könnte. Will man dem selbstformulierten Anspruch genügen, Schneisen zu schlagen in der Orientierungslosigkeit einer „halflosen Welt“, sollte man schon skizzenhaft andeuten, welche Konsequenzen dieses für eine Sozialpolitik der Freiheit haben könnte – hinsichtlich Schaffung oder Aufrechterhaltung von Infrastrukturen, Strukturelementen einer Steuerpolitik sowie Art, Maß und Finanzierung von Ausschüttungen an die derart „Tätigen“. Auch mit seinem Konzept der „Tätigkeitsgesellschaft“ grenzt sich *Dahrendorf* nicht klar gegenüber dem auf S. 73 erwähnten Konzept von New Labour ab, das „Arbeit“ trotz ihrer sinkenden Bedeutung für die gesamtgesellschaftliche Wert-

schöpfung als Instrument sozialer Kontrolle, also als Ligatur, einen derart konstitutiven Stellenwert für gesellschaftliche Ordnung zubilligt, daß auch bei fehlender Arbeit das aus puritanischen Traditionen herrührende Instrument des Arbeitszwanges wiederbelebt wird.⁵ Mit Vorbildwirkung für andere europäische Länder ...

Um neue Ungleichheit innerhalb der OECD-Länder und zwischen diesen und den sog. Dritte-Welt-Ländern geht es unter dem Titel „Klassen ohne Kampf, Kampf ohne Klassen. Der moderne soziale Konflikt“ im vierten Essay. Hierin setzt *Dahrendorf* mit Kant zunächst einmal, daß Ungleichheit an sich nichts Schlechtes sei, aber dann unerträglich werde, wenn die Gewinner dieser Ungleichheit andere an der vollen sozialen Teilhabe bzw. am Gebrauch von Bürgerrechten hindern (S. 86, vgl. auch S. 102). Innerhalb der OECD-Länder scheine aber die neue Ungleichheit, die ca. zehn Prozent im genannten Sinne ausschließe, aber nicht zu neuen Klassenkämpfen zu führen – nachdem der klassische Klassenkampf durch faktische Umverteilungserfolge aufgehoben worden sei (S.87). Die neuen Ausgeschlossenen befänden sich nicht in einer organisierten Klassenlage, sondern der Konflikt sei individualisiert worden. Reichlich ideologisch bzw. pseudoanthropologisch argumentierend, fordert der Verfasser dazu auf, „selbst etwas zu tun [...] Offene Gesellschaften bieten dafür jede Chance und jeden Anreiz; Lebenschancen sind ihr Inbegriff und deren Wahrnehmung ist ihre tägliche Realität“ (S. 93). Auch Verbrechen, Mafiagruppierungen mit Verfügung über private Macht ebenso wie das bewußte *opting out* durch den Weg in Terrorismus faßt er als eine Variante der Individualisierung sozialer Konflikte (S.

95-96). Analog begreift er sog. Dritte-Welt-Länder als Regionen, „die zu kurz gekommen sind“ und dementsprechend zu Wirtschaftsformen wie der Drogenökonomie in Kolumbien oder Afghanistan oder zum *opting out* in Gestalt des Terrorismus wie im Nahen Osten finden (S.99-100). Von hier aus würdigt er den Wert verlässlicher Rechtsbedingungen, um somit den klassischen Nexus zwischen Freiheit und Rechtsstaat einschließlich der rechtsbedingten Freiheitsbegrenzung ins Zentrum seiner abschließenden Überlegungen zu diesem Kapitel zu formulieren (S. 103). Ohne daß es direkt gesagt wird, soll man Rechtsstaatlichkeit verstehen als eine notwendige Rahmenbedingung für die Nachhaltigkeit, derer „in dieser Welt ohne Halt“ nicht nur die natürliche Umwelt, sondern auch die soziale Welt bedürfe (S. 104). Daß *Dahrendorf* für eine als haltlos bezeichnete Welt die Stärkung von Ligaturen bzw. – hier als Folgerung davon – die Schaffung von haltbaren Strukturen fordert, scheint logisch und paradox zugleich. Kann man es durchaus als zynisch beurteilen, mit welcher Selbstverständlichkeit *Dahrendorf* schon im ersten Kapitel „Modernisierungsverlierer“ (S. 23) einfach in Kauf nimmt, so verwundert hier die Evozierung des Bildes vom Fels (= haltbare Strukturen) in der Brandung (= Welt ohne Halt). Angesichts einer gewissen Grenze, bis zu der Menschen das Tempo der Veränderungen ihrer Lebenswelt i. d. R. verkraften können, verdient die Übertragung des umweltpolitischen Nachhaltigkeitsgedankens auf gesellschaftliche Umwälzungsprozesse wohlwollende Beachtung im fachwissenschaftlichen wie im öffentlichen Diskurs. Doch auch hier läßt *Dahrendorf* Hinweise auf mögliche konkrete Umsetzungen fehlen – sei es, durch

veränderten Politik- und Ethikunterricht künftige und durch veränderte politische Bildung jetzige Generationen veränderungstauglich zu machen, sei es, durch sozialpolitische Maßnahmen (im weiteren Sinne) nachhaltige Strukturen und Netzwerke zu schaffen.

Im fünften Vortrag sieht der Autor die liberale Ordnung, bestehend aus Bürgergesellschaft und Herrschaft des Rechts (S. 111), unter Druck. Hierbei hat er einleitend in lauziden und knappen Worten das Modell der parlamentarischen Demokratie einschließlich ihrer Komplikationen dargestellt (S. 106-108), ausdrücklich ohne jedoch den gerne postulierten Nexus zwischen Demokratie und Marktwirtschaft herzustellen (S. 109). Die These, daß Demokratien automatisch Wohlstand schufen, mit Verweis auf die Legimitätsüberforderung der Weimarer Republik empirisch kritisierend, vernachlässigt er aber die kritische Nachfrage, worin letztlich dann die Legitimation bzw. Legitimität einer Herrschaftsform besteht, die auch im demokratischen oder parlamentarischen Abstimmungsprozeß immer wieder Einschränkungen individueller Freiheit fordert. Gerade das Beispiel der jungen Bundesrepublik zeigt, daß Demokratien ihre positive (und nicht allein aus dem Mangel an Freiheit negativ bestimmte) Legitimität tatsächlich dadurch erhalten, daß sie Wohlstand realiter schaffen oder jedenfalls gewisse Wohlstandserwartungen zu erfüllen plausibel versprechen. Die Fähigkeit eines politischen Systems, Entscheidungsträger notfalls unblutig wieder los zu werden, legitimiert sich ja letztlich nicht aus sich selbst heraus, sondern durch ihren Nutzen für bestimmte konkrete Erwartungen der Bürger. Den Druck auf die liberale Ordnung leitet *Dahrendorf* im wesentlichen aus zwei

Entwicklungen her: 1. aus der zunehmenden Bezogenheit von Politik auf nur kurz bestehende Situationen, was in einer Art Kettenreaktion Populismus, Herausbildung einer abgeschotteten Nomenklatura und – wie im Italien Berlusconi am offenkundigsten – eine Grundtendenz zum Autoritarismus (S. 114-115, 127) hervorruft, 2. aus der oben genannten Globalisierung, die ihrerseits entdemokratisierend wirke a. durch einen homogenitätsorientierten Regionalismus mit Verzicht auf *checks and balances* (S. 118), b. durch das Demokratiedefizit in der Europäischen Union als Symptom (S. 121-123) und c. durch die Globalisierung als Entdemokratisierung von Entscheidungen, da die hier relevanten Entscheidungsträger weder abgelöst noch durch geregelte Mechanismen kontrolliert werden könnten (S. 124). Die Risiken der lokalistisch-regionalistischen Seite der Globalisierung und die autoritären Tendenzen supranationaler Entscheidungsgremien wie in der EU führen *Dahrendorf* zu einer Rehabilitierung des Nationalstaats als der entscheidenden „Heimstatt der Demokratie“ und dem „Gehäuse, in dem die liberale Ordnung gedeiht“ – wozu er ausdrücklich auch multiethnische Großnationen wie USA oder Indien zählt. *Dahrendorf* wertet: „Nicht überall ist Heterogenität so dramatisch wie in diesen Ländern. Mancherorts ist die Demokratie durch Zuwanderung auf eine späte Probe gestellt worden. Die Rede ist jedoch von Gemeinwesen, die Homogenität nicht zum Prinzip erheben, sondern ihre Bürgerrechte Menschen vielfältigen Ursprungs und vielfältiger Orientierung anbieten. Die liberale Ordnung in solchen Nationalstaaten ist eine der großen Errungenschaften der menschlichen Zivilisation.“ (S. 119) Die Frage nach den verschwiegenen Kosten

der Nationsbildungsprozesse und der damit verbundenen Nationalisierung der Massen drängt sich dem Rezensenten hier unmittelbar auf. Auf die Herausforderungen will *Dahrendorf* reagieren durch Vorantreiben der „zweitbesten Anwendungen des Demokratie-Prinzips“, nämlich Förderung einer verbindlichen Rechtsordnung für internationale Organisationen, da ein im strengen Sinne internationales Recht allenfalls in Anfängen existiere (S. 125), und Ausbau internationaler Öffentlichkeit durch NGOs und Organisationen wie Attac als Sprachrohr der an den internationalen Entscheidungen nicht Beteiligten (S. 126-127). Als Gegenwehr gegen die autoritaristischen Herausforderungen setzt er a. auf den Handlungsrahmen Nationalstaat, dem er trotz Globalisierung und ggf. EU nach wie vor Manövrierraum in Sozial-, Bildungs-, Kultur- und gar wirtschaftlicher Ordnungspolitik zubilligt (S. 128), b. auf die Aufrechterhaltung einer Herrschaft des Rechts statt seiner Aushöhlung durch Funktions- oder Richterherrschaft (S. 128-129) und c. auf die „Bürgergesellschaft“ als tätige Freiheit (S. 129-130). Er definiert: „Die Bürgergesellschaft ist die Welt der freien, in aller Regel freiwilligen Assoziationen, in denen wir uns mit anderen zusammentun, um gemeinsame Interessen zu pflegen. Das kann eine Blaskapelle sein oder ein Verein zur Pflege des Brauchtums, es kann ein Verband zur Fürsorge für kranke alte Menschen sein oder eine Entwicklungshilfe-Organisation in Ruanda – der Fächer ist breit, die Zahl unbegrenzt, und die Assoziationen ergeben keine formierte Gesellschaft. Die Bürgergesellschaft ist ihrer Natur nach ein schöpferisches Chaos. [...] Die Bürgergesellschaft ist nur in einem sehr weiten Sinn politisch, oder anders for-

muliert, politisches Wirken ist nur ein kleiner Teil des bürgergesellschaftlichen Tuns. Es ist jedoch ein Plädoyer für Tätigkeit. Die andere Seite des neuen Autoritarismus ist die Gesellschaft der *couch potatoes*, die ihre Tage Kartoffelchips kaudend auf dem Sofa verbringen und auf dem Bildschirm eine Weh passieren lassen, an der sie keinen Anteil mehr haben und bald auch keinen mehr haben können.“ (S. 129-130) Trotz dieser Beschreibung und klischeehaften Kontrastierung bleibt dem Rezensenten unklar, welche Verhaltensmuster und Organisationsformen dazu gehören und wie sich diese positionieren gegenüber etatistischen Formen und Elementen realexistierender gesellschaftlicher Ordnung. Die Idee der Bürgergesellschaft beläßt *Dahrendorf* zu sehr im Allgemeinen, um wirklich eine Vorstellung zu vermitteln, auf welche Weise sie welche Probleme lösen und den autoritaristischen Trend effektiv unterlaufen kann.

Als Übersetzung von Immanuel Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ begreift sich der sechste Vortrag, der – polemisch gegen rousseauistische Vorstellungen von der Harmonie in einem ewigen Arkadien – Konflikte und Unterschiede bejaht, Globalisierung als eine kosmopolitische Herausforderung annimmt, eine Anlehnung an die verbliebene Supermacht USA befürwortet, um zwar keine utopische Weltdemokratie, aber zumindest eine realisierbare Welt der Demokratien anzustreben (S. 133-142). Alle diese Aspekte stehen unverbunden nebeneinander und werden nur angeippt, so daß es für sympathische linksliberale Formeln reicht, ohne daß man sich deren plausibel machende Füllung vorstellen könnte. *Dahrendorf* endet mit einem Plädoyer, die bestehen-

den Freiheiten tätig zu nutzen im Kampf gegen Anomien, damit noch mehr Lebenschancen für noch mehr Menschen entstünden. Dies Plädoyer relativiert er, indem Zweifel hinsichtlich der Tragfähigkeit von Ligaturen äußert (S. 147-149).

Die Einzelkritiken haben schon gezeigt, daß dieses Bändchen die eingangs genannten Erwartungen bedauerlicherweise nicht erfüllt – sowohl hinsichtlich eines wissenschaftlichen und durchaus noch nicht abgesicherten Vordenkens als auch hinsichtlich politischer Ideen, die interessierten Laien und engagierten Bürgern eine weiterführende Perspektive auf das Geschehen bieten. Dieses wäre unter Beibehaltung von Disposition, Umfang und Publikationsform m. E. durchaus möglich gewesen. Das Problem scheint darin zu liegen, daß *Dahrendorf* nicht konsequent genug die Argumentationsebenen wechselt, sondern – von wenigen Beispielen abgesehen – sich darauf beschränkt, ein mittleres Abstraktionsniveau in eine tatsächlich gut nachvollziehbare Vortragsprache zu bringen. Auf einem höheren Abstraktionsniveau hätte er zum einen die Bedeutung von Chaostheorien⁶ als Impuls zum neuen Durchdenken liberaler Schlüsselstellungen nutzen können. Modernisierungsverlierer könnten in solchen Überlegungen einen anderen Stellenwert denn als Wiederholung analoger historischer Erfahrungen gewinnen. Auf einer niederen Abstraktionsebene hätten kurze Bemerkungen zu einzelnen Themen Begriffen und Probleme tatsächlich ausleuchten können: Was bedeuten Ligaturen, wenn die Türkei der EU beitrifft – auf türkischer wie auf „christlich-europäischer“ Seite? Was bedeuten Ligaturen für Arbeitslose, für Erfolgreiche, die ihr Leben noch um 180 Grad

wenden konnten, und andere in postsozialistischen Gesellschaften, wo ganze Sozialisationsinstanzen weggefallen sind? Welche Ligaturen könnten dort tragfähig sein? Auch das Leitwort der Bürgergesellschaft würde an Formelhaftigkeit verlieren, wenn man einige Vorteile bürgerschaftlichen Engagements für konkrete Modernisierungs- und Transformationsverlierer aufzählen würde. Das könnte für den ostdeutschen Arbeitslosen Mitte 50 dann tatsächlich interessant werden und neue, potentiell positive Erfahrungen eröffnen – etwa im Anschluß an Überlegungen Englers zur einer Entwicklung einer eigenen ostdeutschen Lebensform.⁷

Essays oder Vorträge, die – wie hier – ein breiteres Feld in den Blick nehmen, fungieren für die fachwissenschaftliche Detailforschung oft als Wegweiser. Die einleitenden Bemerkungen machen eine solche Erwartung durchaus plausibel. Solche Essays bieten dann eine Deutung für Gegenwart und nahe Zukunft, durch die diffuse Einzelforschungen auf allgemein interessierende Fragen ausgerichtet werden können. Also wirken sie in der Fachwissenschaft als paradigmatischer Magnet. „Strukturwandel der Öffentlichkeit“⁸, „Neue Unübersichtlichkeit“⁹, „Risikogesellschaft“¹⁰, „Erlebnisgesellschaft“¹¹ oder auch „Zweite Moderne“¹² sind solche magnetisierenden Begriffe gewesen. Eine derartige Erwartung können die Überlegungen *Dahrendorfs* nicht erfüllen aus zweierlei Gründen: a) aus dem Autor durchaus bewußten Unübersichtlichkeit der momentanen Situation heraus, und b) aus der Beschränktheit des eingesetzten Instrumentariums klarer Vorstellungen. Die Formel weitreichender Lebenschancen für möglichst viele orientiert sich zwar an dem europäischen Ist-Zustand, doch

werden Vorstellungen von Gerechtigkeit (oder auch gesellschaftlichem Anstand im Sinne Margalits z. B.¹³) nicht weiter ausgeleuchtet. Bürgerschaftliches Engagement (und Interventionsmöglichkeiten) werden nicht beispielsweise an Alters- oder Sozialgruppen oder an gesellschaftlichem Wirkungsgrad, z. B. in der Schaffung von Ligaturen und Nachhaltigkeit, durchdekliniert. Über das sozialpolitische Instrumentarium zur Schaffung von Lebenschancen werden – außer einem kurzen Hinweis auf die Kanzepte negativer Besteuerung – keine Hinweise gegeben. Mangels Untersetzung im Konkreten können *Dahrendorfs* Leitbegriffe nicht zu paradigmatischen Magneten für öffentlichkeitsrelevante Forschungsbeiträge werden.

Das Genre von Vortrag oder Essay verspricht zunächst Publikumsfreundlichkeit, also damit auch Wirkung im öffentlichen Diskurs oder gar in der politischen Bildungsarbeit. Mit seiner interessanten Re-Interpretation von Kants „Weltgesellschaft“ mit dem Gegenwartsbezug der jetzigen Globalisierung im letzten Kapitel bieten sich eigentlich lohnende Ansätze. Auch die regulative Idee des Bändchens, mehr Lebenschancen für möglichst viele zu schaffen, verdient in der sozialpolitischen Debatte des Herbstes 2003 und im Klima eines unreflektierten Umsichgreifens neoliberalistischer Stereotypen mit ökonomistischer Schlagseite größeren Stellenwert. Ein Umbau des Sozialstaates, der die Privatisierung bisher kollektiver Sozialleistungen anhand der Schaffung von Lebenschancen definiert, wäre tatsächlich ein zeitgemäßes Projekt. Mit mehr Konkretion hätte *Dahrendorf* hier ein altes sozialliberales Schlagwort im öffentlichen sozialpolitischen Diskurs plazieren können.

Dahrendorf scheint von einer – im guten Sinn popularisierten – liberalen Theorie auszugehen, die er unter den neuen Rahmenbedingungen retten will; dies wäre ihm gelungen, wenn er sie stärker an konkrete gesellschaftliche Teildiskurse, z.B. Bio-Ethik, Demographie, Weltwirtschaftsordnung, aber auch die genannten sozialpolitischen Aspekte, angeschlossen hätte. Eine im Konkreten sozialpolitische Schwäche und das Recycling älterer Bausteine mittleren Abstraktionsgrades machen das Bändchen eher zu einem Spiegel von Dilemmata des klassischen Liberalismus, nämlich nach Erreichung formaler Freiheiten deren Materialisierung für möglichst Alle wiederum von einem überwiegend formal geprägten Politikverständnis abhängig zu machen. Schade!

Friedemann Scriba

- 1 R. Dahrendorf, *Lebenschancen*, Frankfurt/M. 1979.
- 2 A. Margalit, *Politik der Würde*, Berlin 1997, bes. S. 285-300.
- 3 A. Margalit, *Ethik der Erinnerung*, Frankfurt a. M. 2000.
- 4 R. Dahrendorf, *Lebenschancen* (Anm. 1).
- 5 Vgl. z. B. B. Geremek, *Geschichte der Armut*, München/Zürich 1988, S. 268-274.
- 6 Z. B. W. Mittelstaedt, *Der Chaos-Schock*, Frankfurt a. M. 1997.
- 7 W. Engler, *Friede den Landschaften*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.06.2001, S. 54; ders., *Die Ostdeutschen als Avantgarde*, Berlin 2002.
- 8 J. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Darmstadt/Neuwied 1962.
- 9 J. Habermas, *Die Neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt a. M. 1985.
- 10 U. Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M. 1986.
- 11 G. Schulze, *Erlebnisgesellschaft*, Frankfurt a. M. 1992.
- 12 U. Beck, *Was ist Globalisierung?*, Frankfurt a. M. 1997 bzw. die Beck'sche Reihe „Edition Zweite Moderne“.
- 13 A. Margalit, *Politik der Würde* (Anm. 2), S. 143-219.

Sabine Lang, Politische Öffentlichkeit im modernen Staat. Eine bürgerliche Institution zwischen Demokratisierung und Disziplinierung, Nomos, Baden-Baden 2001, 311 S.

Schreibt man eine Arbeit über die Entstehung politischer Öffentlichkeit in Deutschland, kommt man offenbar an Jürgen Habermas nicht vorbei. Auch Sabine Lang nicht, die sich mit ihrer Dissertationsschrift daran gemacht hat, den schon leicht blätternden Lack seines Öffentlichkeitsbegriffs gänzlich abzukratzen. Sie wirft ihm „idealisierte Vorstellungen“ von bürgerlicher Öffentlichkeit vor, die quasi naturwüchsig aus literarischen Salons und „bürgerlicher Innerlichkeit“ hervor gingen. Dem will sie mit „historisch substantiierten ‚Gegen-Narrativen‘“ begegnen: Ein „bestimmtes Segment des Bürgertums definiert sich selbst zum Kern von Öffentlichkeit, indem es massive Ausgrenzung gegenüber anderweitigen Teilhabeansprüchen betreibt.“ Ausgegrenzt wurden, so Langs These, nicht-bürgerliche und nicht-männliche politische Öffentlichkeiten. Und die durch diese Exklusion entstandene Konnotation des Öffentlichkeitsbegriffs hat sich bis heute erhalten.

Diese Behauptung wird mit einer „historischen Politologie“ erhärtet, die sich methodisch an Foucaults Genealogie orientiert. Selektiv werden einige Beobachtungsfelder abgesteckt und die gewonnenen Befunde zu einer alternierenden Theorie systematisiert. *Lang* untersuchte drei württembergische

Zeitungen: Den liberal-demokratischen „Hochwächter“, der von 1830 bis 1833 erschien, den nach dessen Verbot nachfolgenden „Beobachter“ sowie das Satireblatt „Eulenspiegel“ (1848–1853). Diese drei Publikationen bildeten gewissermaßen einen Teil der politischen Öffentlichkeit, der sich auf der einen Seite gegen das etablierte besitzende und konservative Bürgertum und auf der anderen Seite gegen den Staat, das heißt: Regierung, König und die Kammern der Ständeversammlung abgrenzte. Letzterer sah sich gezwungen, seinerseits zu reagieren und Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet schienen, eine solche politische Öffentlichkeit zu kontrollieren und zu reglementieren. Denn man glaubte, daß ein politisiertes Kleinbürgertum (und später eine politisierte Arbeiterschaft) eine Bedrohung für die gerade sich etablierende staatliche Ordnung darstelle. Die Ereignisse von 1848/49 schienen diese Befürchtung zu bestätigen.

So setzte vom ersten Erscheinen des „Hochwächter“ an eine Art Wettlauf zwischen den Zeitungsredakteuren und den Behörden ein. Und das sogar im wörtlichen Sinne: Wenn etwa eine Ausgabe angedruckt war, mußte zunächst der erste Bogen an den Zensor abgeliefert werden. Hatte der nach seiner Lektüre etwas zu beanstanden – vielleicht einen allzu politischen Artikel – mußte die Presse angehalten werden. Nun hatte sich der Verlag aber in der Zwischenzeit bemüht, möglichst viele Exemplare der Ausgabe zu drucken und sofort abzuschicken oder zu verteilen. Ein anderes Beispiel ist die Debatte um Zensurlücken. Wenn vom Zensor beanstandete Formulierungen aus dem Druck-Satz genommen wurden, entstanden Lücken, die manchmal

auch mit Strichen ausgefüllt wurden. Die Redakteure zeigten damit der Öffentlichkeit, daß hier zensiert wurde und demonstrierten das behördliche Interesse, bestimmte Tatsachen oder Meinungen zu unterdrücken. „Die Lücke wurde von den Blattmachern funktionalisiert und verteidigt – sie avancierte selbst zum Politisierungsinstrument.“ Die Zensurbehörden verboten diese Praxis. Der „Hochwächter“-Redakteur Lohbauer setzte sich jedoch vor Gericht durch. Andere behördliche Disziplinierungspraktiken bestanden darin, die Zensurinstruktionen geheim zu halten oder mit Konzessionsentzug zu drohen. Am Ende konnte Lohbauer sein Auflehn gegen die staatlichen Repressionsversuche nicht durchhalten. Vor seinem Abgang (ins Ausland) veröffentlichte er jedoch noch ein Buch, in dem die zensierten Stellen dokumentiert waren, den „Hochwächter ohne Zensur“. Damit hatte er nicht nur der Regierung ein letztes Schnippen geschlagen, sondern uns eine einzigartige Quelle hinterlassen.

Der Wettlauf führte dazu, daß nicht nur die politische Öffentlichkeit sich veränderte, indem sie nach immer neuen Wegen suchte, der staatlichen Besneidung und Kontrolle zu entgehen. Auch die Behörden waren gezwungen, ihren Umgang mit Öffentlichkeit zu modifizieren. Die pure Repression, die oft „nicht-intendierte Gegenwirkungen“ erzeugte, wurde, so die Autorin, durch Strategien der Geheimhaltung und Monopolisierung, der Professionalisierung und Bürokratisierung, schließlich die Individualisierung der politischen Subjekte wie der publizistischen Verantwortung (Impressumspflicht) zumindest teilweise ersetzt. Die Kontrolle der Presse war Mitte des 19. Jhs. diffiziler und damit

effektiver geworden. Die angeblich destruirend wirkenden Publizisten haben die Modernisierung des Staats voran getrieben. Darüber hinaus haben staatliche Öffentlichkeitsarbeit sowie die definatorische Unterstützung einer politisch erwünschten bürgerlichen Kernöffentlichkeit bei gleichzeitiger Exklusion unliebsamer Opposition zur – wie *Lang* es nennt – „Sklerotisierung“ der Struktur von Öffentlichkeit beigetragen.

Im zweiten, leider etwas appendiziert wirkenden Teil der Arbeit beschäftigt sich die Autorin mit einer anderen Exklusionspraxis: der „Verbürgerlichung im Männerbund“. Bürgerliche Öffentlichkeit war (und ist) männliche Öffentlichkeit, eine Teilhabe von Frauen am öffentlichen Leben und insbesondere eine politische Partizipation war nicht vorgesehen. „Die ‚geistige Organisation‘ des männlichen Staatsbürgers basierte auf der Ausschließung bzw. Abspaltung des ‚Weiblichen‘ aus Politik und Öffentlichkeit.“ Die Aufspaltung in öffentliche und private Sphären war verbunden mit Geschlechterzuweisungen. *Lang* zeigt dies konkret an württembergischen Landtagsdebatten, die über die Frage geführt wurden, ob Frauen auf den Besuchergalerien der Kammern zugelassen werden sollten. Diese Exklusion habe dazu geführt, daß das Öffentliche und das Politische selbst „patriarchal vermessen“ worden seien. Die Teilnahme an der Politik sei „in enge Formgebungen, hierarchische Institutionen, maskuline Riten und spezifische Diskurse gegossen [werden], die die Chancen für Frauen, an politischer Öffentlichkeit teilzuhaben, limitierten. Deshalb ist auch ein liberaler Ansatz unzureichend, der das Vorhalten von Institutionen als etwas

begreift, was durch schlichte Expansionsleistung der öffentlichen Sphäre kompensiert werden könnte.“

Damit fordert *Lang* nicht nur einen neuen Begriff von Öffentlichkeit ein, sondern ebenso einen neuen Politikbegriff, weil die herkömmlichen Definitionen von Demokratie, öffentlicher Partizipation und so weiter semantisch nur die eine Hälfte der Gesellschaft einbegreifen. *Lang* exerziert in der Auseinandersetzung mit Habermas diesen analytischen Malus durch. Der Rezensent hätte sich gewünscht, daß dieser Teil der Arbeit genau so gründlich empirisch untermauert und analytisch durchgestuft werden wäre wie der erste Abschnitt. Allerdings liegt es auf der Hand, daß das Quellenmaterial über Frauen in der Öffentlichkeit äußerst dünn ist, wenn die öffentliche Sphäre gerade nicht die ihre sein durfte.

Als politische Konsequenz ihrer Befunde schlägt *Lang* die Schaffung von neuen Gegen-Öffentlichkeiten vor, also „institutionalisierte Handlungsräume für politisch tätige ‚Vereine‘ von Menschen jenseits der verstaaterten Parlamente, die gleichzeitig Vorkehrungen gegen hegemoniale Politikdefinitionen, Zugangsmonopole und Wissensfestungen innerhalb politischer Öffentlichkeit bilden“. Dieses Konzept ergibt sich logisch aus den Ergebnissen der Arbeit; leider scheint ihm jedoch jede praktisch-politische Relevanz abzugehen. In diesem Punkt ist Skepsis angebracht.

Daniel Schmidt

Oliver Furley/Roy May (eds.): African Interventionist States, Aldershot, Ashgate 2001, 286 S.

Oliver Furley vom Institut für Politik und Geschichte der Coventry Universität hat bereits Sammelbände zu Konflikten sowie zu Peacekeeping in Afrika herausgegeben. Im vorliegenden Band stellt er gemeinsam mit *Roy May* afrikanische Staaten als Akteure in den Mittelpunkt und versammelt Beiträge, die sich mit Interventionen afrikanischer Staaten in ihren Nachbarstaaten bzw. ihrer Region auseinandersetzen. Der Begriff Intervention wird, zurückgehend auf Rosenau (1971), breit definiert als „coercive military involvement in civil and regional conflict (...) which is intended to, or does, affect internal political outcomes“.

Die Autoren beobachten die Erosion der Doktrin der Nicht-Intervention und territorialen Integrität von Staaten in den 1990er Jahren, die im UN-System und ab 1963 in der Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) verankert ist. Für Afrika wird dies mit der gegenseitigen Bedingtheit von zunehmend schwachen Staaten im Inneren auf der einen und wachsender Fragilität von Grenzen und damit des Staatensystems nach dem Ende des Kalten Krieges auf der anderen Seite erklärt. Die Motive für Interventionen werden als vielfältig beschrieben, der Versuch einer Typologie wird indes nicht unternommen. Die zunehmende Einmischung afrikanischer Staaten in ihrer Region seit Anfang der 1990er Jahre wird mit dem Rückzug äußerer Mächte nach dem Ende des Kalten Krieges und dem Scheitern der UN-Blauhelmeinsätze in Somalia und Rwanda erklärt. Die Beherrschung eigener Sicherheitsinteressen

sei dabei ein Hauptmotiv für Interventionen.

Leider versäumen es die Hrsg., an dieser Stelle die aktuelle Diskussion um humanitäre Interventionen aufzugreifen. Sie berühren die aktuellen Prozesse um die Stärkung der Konfliktlösungsmechanismen afrikanischer Regionalorganisationen wie auch der Afrikanischen Union (AU) nur am Rande. Daraus ergibt sich eine Inkonsistenz zwischen dem ersten Teil des Bandes, der den rechtlichen Rahmen für humanitäre und „demokratieerhaltende“ Interventionen in der UN-Charta wie im internationalen Gewohnheitsrecht diskutiert (*Levitt*) sowie die militärischen Kapazitäten afrikanischer Staaten für Peacekeepingmissionen (*Clayton*) betrachtet, und den Fallstudien im zweiten und dritten Teil. Die Konzentration dieser als Rahmen für die Fallstudien angelegten Beiträge auf Peacekeeping/enforcement und humanitäre Interventionen ist verwirrend, da nur zwei der Fallstudien – die umstrittene Intervention der SADC unter Südafrikanischer Führung in Lesotho (*Southall*) sowie die ECOMOG-Intervention in Guinea-Bissau (*Massey*) – auf solche Fälle eingehen.

Obwohl die Herausgeber kaum einen Analyserahmen für die Fallstudien bieten und diese von sehr unterschiedlicher Qualität sind, findet sich doch einiges interessantes Material. Die Beiträge bemühen sich, die Verflechtungen von Interessen und Akteuren in der Außen- und Innenpolitik intervenierender Staaten zu entwirren und zu erklären. Allerdings ist die Einteilung der Fallstudien in einen zweiten Teil zu intervenierenden Staaten und einem dritten Teil zu „Opfern von Interven-

tionen“ zur Strukturierung des Buches nicht sehr hilfreich.

Besonders lesenswert ist die historische Analyse von *Clapham* über die kontinuierliche Verflechtung sozialer Gruppen und Staaten am Horn von Afrika, die sich auf die Interventionen Äthiopiens und Eritreas in der Region konzentriert. McNulty, wie *Clapham* Spezialist für seine Region, erklärt in seinem Beitrag aus historischer Perspektive die führende Rolle Rwandas im Kongo-Krieg. Rwandas Interventionen in der Demokratischen Republik Kongo (DRC) werden als Ausweitung der innenpolitischen Spannungen und Machtkämpfe Rwandas auf die Region interpretiert, eine Erklärung, die McQueen in seinem Artikel über Angola für dessen Interventionen in der Zentralafrikanischen Republik und die DRC ebenso anbietet.

Andere Beiträge beschränken sich dagegen auf die Rekonstruktion der Fakten so vielschichtiger Interventionsgebiete wie der DRC (*Cleaver/Massey*) und Sierra Leone (*Cleaver*) oder der außenpolitischen Aktivitäten des Sudan (*Woodward*). Ebenso hat *Cleavers* Artikel zur Rolle privater Sicherheitsfirmen und Söldner in Interventionen eher Überblickscharakter.

Das Verdienst des Sammelbandes ist es, den Fokus auf die Außenpolitik afrikanischer Staaten zu legen. Er hilft, regionale Verflechtungen und Interessenskonflikte besser zu verstehen. Trotz des wenig strukturierenden Rahmens bietet der Sammelband einige gute Fallstudien. Allerdings wird die Analyse staatlicher Interessenpolitik mit der Diskussion um die Legalität von humanitären Interventionen und Konfliktlösungsmechanismen auf UN-Ebene, in der Afrikanischen Union und

in den afrikanischen Regionalorganisationen vermischt. Letzteres hätte eine nähere Beschäftigung mit den Regionalorganisationen wie SADC und ECOWAS verlangt.

Jana Hönke

Jürgen Kuhlmann/Jean Callaghan (Hrsg.), *Military and Society in 21st Century Europe. A Comparative Analysis* (George C. Marshall European Center for Security Studies), Transaction Publishers & LIT Verlag, Piccataway, NJ & Münster 2000, V, 340 S.

Am George C. Marshall European Center for Security Studies in Garmisch-Partenkirchen trafen sich am Ende des Jahrhunderts der Totalen Kriege eine Reihe ausgewiesener Militärwissenschaftler aus West- und Osteuropa, um über den Stand und die Zukunft des Verhältnisses von Gesellschaft und bewaffneter Macht in komparativer Absicht nachzudenken. Das Ergebnis zweier Tagungen liegt nun gedruckt vor – ohne Zweifel ein nützlicher Sammelband. Er entwirft eine überaus optimistische Perspektive auf das 21. Jh., deren Krux freilich darin besteht, daß sie mittlerweile – und noch bevor dieses Jahrhundert richtig begonnen hat – durch den Gang der Ereignisse fundamental erschüttert wurde.

Wie reagiert das Militär in Europa auf die Herausforderungen, die sich ganz allgemein durch die Entwicklung zur „Risikogesellschaft“, spezieller durch das Ende des Kalten Krieges, durch den Bedeutungsverlust nationaler Verteidigungsaufgaben, durch neue multinationale Friedenssicherungsprogramme, durch die Delegitimierung der allgemeinen Wehrpflicht, die Entwick-

lung zu hochtechnisierten Freiwilligenarmeen, dann durch gesellschaftliche Individualisierungsprozesse, durch die selbstverständlicher werdende Berufstätigkeit der Frauen, nicht zuletzt durch demographische und ökonomische Veränderungen, schließlich durch bestimmte historische Traditionen – die Last der Vergangenheit – stellen? Gelingt es dem Militär, seinen Platz unter den sich wandelnden internationalen, gesellschaftlichen, ökonomischen und – zumal im ehemaligen Ostblock – verfassungspolitischen Bedingungen neu zu definieren und ein ausbalanciertes Verhältnis zur zivilen Gesellschaft herzustellen? Diese Fragen systematisiert der Band zunächst in drei konzeptionellen Beiträgen, um sie dann in neun Länderstudien zu Bulgarien, Tschechien, Ungarn, Rumänien, Rußland, Deutschland, Frankreich, Italien und den Niederlanden zu beantworten. Verglichen und systematisiert werden die nationalen Befunde durch ein von *Bernhard Boene, Wilfried von Bredow* und *Christoph Dandeker* verfaßtes längeres, konzises Schlußkapitel.

Das Ergebnis klingt, wie angedeutet, überaus beruhigend: Ja, alles ist auf dem besten Wege. Gewiß – es gibt gravierende nationale und regionale Unterschiede und erhebliche Belastungen des Verhältnisses von Militär und ziviler Gesellschaft. Sie sind um so größer, je weiter sich der Blick nach Osten richtet. In Rußland, das mittlerweile auf die äußeren Grenzen beschnitten ist, die es im 17. Jahrhundert hatte, befindet sich das Militär in einer fast katastrophalen Situation. Nicht nur das tschetschenische Fiasko lastet auf ihm, auch die mit den zivilgesellschaftlichen Maßstäben kaum irgendwo in Einklang zu bringende Sozialkultur im

Inneren und nicht zuletzt die jedem Vergleich – spottende Bezahlung der Berufssoldaten sind dafür verantwortlich. Die massiven Probleme der zivilen Gesellschaft, Wirtschaft und Politik andererseits sind bekannt. Die übrigen Länder fassen die Autoren des Schlußkapitels in drei regionale Gruppen zusammen: Bulgarien und Rumänien bilden eine erste, beide Länder sind gekennzeichnet durch den – im Vergleich zu anderen osteuropäischen Staaten – verzögerten Übergang zur Demokratie und sich lange haltende neokommunistische Regierungen, durch niedrige Bruttoinlandsprodukte, hohe agrarische Bevölkerungsanteile, ausgeprägte nationale Bedrohungsgefühle sowie eine ausgesprochen starke, gesellschaftlich privilegierte Position des Militärs, das von der zivilen Politik nur wenig kontrolliert wird. Zur zweiten Gruppe gehören Ungarn und die CSR – beide geprägt einerseits durch die sich den westlichen Standards annähernden Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse, andererseits durch die jahrhundertrelange Erfahrung nationaler Unmündigkeit. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung und der historisch tradierten Ohnmacht des nationalen Militärs versteht sich dessen äußerst schlechtes Ansehen in der zivilen Gesellschaft. Zur vierten Gruppe schließlich werden die vier untersuchten westlichen Ländern gerechnet: Italien, Frankreich, Niederlande, Deutschland. Ihr Wohlstandsniveau, ihr Netz an sozialer Sicherheit, ihr individualistisches Wertegefüge entwickelt sich im Gefüge einer keineswegs radikalen Delegitimierung des Militärs: Als „Schule der Nation“ wird es nicht mehr angesehen, aber durch die Teilhabe an internationalen Friedenssicherungsaufgaben gewinnt die nun neu sich her-

ausbildende Freiwilligenarmee ein gewisses Maß an Prestige zurück (am wenigsten in Holland, stärker in Frankreich und Deutschland). Die – in diesen Ländern allerdings unterschiedlich, am konsequentesten in Deutschland – geregelte Kontrolle ziviler politischer Institutionen über das – Militär garantiert die Harmonie beider Bereiche.

Die Autoren gehen davon aus, daß die Länder der ersten drei Gruppen – zuerst die mitteleuropäischen, zuletzt Rußland – durch die allmähliche ökonomische, gesellschaftliche, verfassungs- und nicht zuletzt militärpolitische Annäherung an den Westen (an NATO und EU) noch dessen Balance zwischen Militär und ziviler Gesellschaft erreichen würden. Weder die Rückkehr zu totalitären Regimen noch ein großer Krieg stehe in Aussicht. Hinter dieser plausiblen Einschätzung steht das Modernisierungstheorem: Das westlich-amerikanische Modell von Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und eben auch Militär setzt sich kraft unbestreitbarer Überlegenheit mehr oder weniger geradlinig durch und verhilft letztlich einer globalen Sicherheitspolitik zum Durchbruch. Gefahren und Gefährdungen sind erkennbar – als solche aber werden Drogen(-kartelle), Umweltprobleme und Terrorismus pauschal in einen Topf geworfen; das ‚Gerede‘ vom „clash of civilizations“ ist nur beiläufiger Erwähnung wert, ebenso die Risse und Gräben, die Asymmetrien und Heterogenitäten, die die entstehende „global security community“ aufweisen wird, und – die Möglichkeit, daß diese doch nur wie ehedem ein Traum bleiben könnte (S. 327 f). Solcher Optimismus ist beeindruckend; nach dem 11. September und den Reaktionen, die er hervorgerufen hat, wird derlei Fortschrittsglaube

kaum auf ungeteilte Überzeugungskraft stoßen. Was das 21. Jahrhundert an kriegerischen Auseinandersetzungen bringen wird, wie sie aussehen und welchen Folgen sie für die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen, nicht zuletzt militärischen Ordnungen der west- und osteuropäischen Staaten oder andere Kontinente haben werden, entzieht sich seriöser wissenschaftlicher Prognosefähigkeit.

Thomas Kühne

World Bank Atlas 2003, Washington/London 2003, 81 S.

Der Atlas, mit dem die Weltbank einen Teil ihrer Datenerhebungen zum jeweiligen Jahresende sichtbar macht, erscheint seit über 30 Jahren und gibt in seinem Konzept nicht nur Einblicke in aktuelle Reichumsverteilung und Wachstumsraten auf dem Globus, sondern zugleich die Sicht frei auf ein sich wandelndes Verständnis von Interdependenz auf der Erde. Während in früheren Ausgaben Bevölkerungsentwicklung, Pro-Kopf-Raten des Brutto-sozialproduktes und die Wachstumsraten der Volkswirtschaften abgebildet wurden und Investitionen für eine rasche Industrialisierung als entscheidender Indikator für Fortschritte der Weltökonomie galten, kamen ab 1985 auch „soziale Faktoren“ wie Kindersterblichkeit, Schulbildung und Alphabetisierungs- oder Geburtenraten als Ausdruck von Lebensverhältnissen unter den Bedingungen wechselnden ökonomischen Wachstums hinzu.

1992 nahm der Atlas erstmals Fragen der Umweltpolitik auf. Seit der Jahrtausendwende sind Formen und Folgen der Armutsbekämpfung in den

Vordergrund getreten und damit die Frage nach der Teilhabe an expandierenden Handelsvolumina und transnationalen Investitionsraten. Inzwischen enthält der Atlas Daten für 208 Staaten (gegenüber 136 in den frühen Ausgaben), womit deutlich wird, wie sehr sich die Weltbank-Aktivitäten ausgedehnt haben. Findet man in der ersten Sektion allgemeine Angaben zur Bevölkerung, zu Ressourcen und Reichumsverteilung über den Erdball, so versammelt die zweite Sektion Karten zu Bildung, Geschlechterkonstellationen, der Situation von Kindern, Gesundheit, Umgang mit dem Wald, Energiebilanzen, zum Ausbau des Dienstleistungssektors (in den reichen Industrieländern, aber zunehmend auch in den Ländern mit mittleren und niedrigen Pro-Kopf-Einkommen) und der weltweiten Investitionstätigkeit (mit einem beeindruckend herausragenden Schwerpunkt in Asien). Dann schließen sich Karten und Grafiken zu den Rahmenbedingungen für ökonomische Tätigkeit an: bürokratische Hürden für Unternehmensgründungen (mit einer auffällig schlechten Bilanz für die EU-Länder Mittel- und Südeuropas gegenüber Nordamerika, Australien, Großbritannien und Nordeuropa), Einschätzung der Regierungsperformance durch Unternehmen, Entwicklung der Infrastruktur (mit extrem niedrigen Raten für Afrika und Indien bei der Telekommunikation, die als immer wichti-

gerer Indikator für die Vernetzung der Wirtschaften gilt), Flüchtlingsströmen, Handelsströmen und eine Gegenüberstellung der Handelsbarrieren und Zölle vor und nach 1998. Diese letztere Karte macht zugleich deutlich, daß Zollschränken niedriger geworden sind und der freie Welthandel sich als Modell durchgesetzt zu haben scheint, aber im Rahmentext erfährt der Leser dann: „The use of antidumping measures to restrict imports has increased“ (S. 51). Man ahnt, daß die Hindernisse für freien Handel wohl nur für einige und keineswegs für alle abgenommen haben.

So bleibt das Problem solcher Kartenwerke, daß sie einerseits globale Trends leicht verständlich und in gut gestalteten Karten präsentieren, aber eben auch die Komplexität der Interpretation durch schicke Grafiken verstellen können. Die Grenze zwischen wissenschaftlichem Standardwerk und PR-Element sind dabei zweifellos fließend.

Über die Rolle der Weltbank, die Wirkung ihrer Strategien sucht man leider auch in der Ausgabe von 2003 vergeblich kritische Angaben im Weltbankatlas, sieht man von der Auflistung der Millennium Development Goals (S. 72-73) ab, die zwar die Zielstellung umreißen, aber eben keine Karten bieten, wie diese Zielstellungen bisher verwirklicht wurden.

Matthias Middell

Resümees

Wulf Wäntig

Zwischen Böhmen und Sachsen, zwischen Religion und Alltagswahrnehmung – die Mikrogeschichte frühneuzeitlicher Konfessionsmigration als Geschichte von Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen

Mikro- und Makrogeschichte werden in mittlerweile landläufiger terminologischer Festlegung in der Regel als komplementäre Betrachtungsebenen nebeneinander gestellt. Dem ursprünglichen Konzept von Microstoria (Ginzburg, Levi) bzw. Mikro-Historie (Medick) folgend bzw. es erweiternd, geht die im Text vorgestellte Studie demgegenüber nicht von Ebenen, sondern von Ausschnitten historischer Betrachtung aus und nutzt den Wechsel eines solchen Betrachtungsausschnittes, um die Geschichte der religiös motivierten Migration zwischen Böhmen und Sachsen im 17. Jahrhundert in methodischer Verzahnung von Mikro- und Makrogeschichte neu zu schreiben. Die Geschichte von Rekatholisierung, Alltag und Migration im Gefolge des 30jährigen Krieges entsteht hier im Zugriff auf Fallstudienregionen im böhmisch-sächsischen Grenzraum. Indem die Mikroperspektive dabei nicht absolut gesetzt, sondern mit Methoden der Alltags-, Religions-, politischen und neueren Sozialgeschichte in Dialog gebracht wird, ergibt sich ein Ansatz, der über die frühneuzeitliche Migrationsgeschichte hinaus auch diese traditionell stark makrohistorisch orientierten Disziplinen in ein neues Licht rückt.

Johannes Dillinger

Verfassungswirklichkeiten: Repräsentationskommunalismus in Massachusetts, Ostfriesland und Vorderösterreich, 17. und 18. Jahrhundert

Im Ancien Régime genossen in Neuengland ebenso wie in einer Reihe europäischer Staaten Bauerngemeinden das Recht, zu periodischen Versammlungen zusammenzukommen, lokale Gesetze zu erlassen und Abgeordnete zu den jeweiligen Ständeversammlungen zu entsenden. Diese politische Struktur soll als ‚Repräsentationskommunalismus‘ bezeichnet werden. Der Repräsentationskommunalismus verband effektiv das Mikrosystem ‚Landgemeinde‘ mit dem Makrosystem ‚Territorialstaat‘. Drei Beispiele von Repräsentationskommunalismus werden im Hinblick auf ihre Organisationsstrukturen, das Wahlrecht und die Auswahl von Abgeordneten verglichen: Ostfriesland (drei Stände), Massachusetts (zwei Kammern) und Schwäbisch-Österreich (eine Kammer). Obwohl die politische Ordnung des jeweiligen Systems starke Unterschiede aufwies, entwickelten sie doch alle kleine, weitgehende unabhängige Führungsgremien. Die jüngeren Repräsentationskommunalismen von Ostfriesland und Massachusetts verfügten über ein exakt formuliertes Wahlrecht, das strikt beachtet wurde. Die

ältere, ‚gewachsene‘ Struktur der Habsburgerstaaten kam ohne schriftlich fixierte Regeln aus. Wenn die Repräsentationsorganisation Karrierechancen bot, entwickelte sich eine stabile Elite von (Berufs-)Abgeordneten. In aller Regel wurden Personen mit Fachkenntnissen in Verwaltungsfragen zu Deputierten gemacht. Obwohl die ältere Forschung dem Repräsentationskommunalismus republikanisches Potential unterstellt hat, wird ihm das durchaus nicht gerecht. Vielmehr muß er als integraler Bestandteil der Staatsbildung im Ancien Régime und als Parallele zur Entstehung des Berufsbeamtentums gesehen werden.

Adina Lieske

Gesang – Gemeinschaft – nationaler Gleichklang, Lokale Arbeiterbewegungskulturen in Leipzig und Pilsen im Vergleich

Im Mittelpunkt des hier vorgestellten Forschungsprojektes stehen kulturelle Praktiken im sozialdemokratischen Milieu in den Städten Leipzig und Pilsen vor 1914. Eine Untersuchung, die die Bedeutung von Kultur für die sozialdemokratischen Protagonisten und ihr Umfeld verdeutlicht, löst ein mikrohistorischer Zugang ein. Er betont die konkrete kulturelle Praxis der historischen Akteure in unterschiedlichen ethnisch-nationalen Umfeldern. Er beleuchtet ihre auf bewußter Aktivität basierende, sowohl politische, künstlerische, geistige und emotionale als auch sozialpsychologische Elemente verbindende Gestaltung kultureller Formen, um die kulturellen Bezüge sowie die Unterschiedlichkeiten und Widersprüche vollständig zu erfassen. Mit seinem detaillierten Blick leistet er einen Beitrag für das Wissen um die Strukturen und Zusammenhänge des Ganzen. Indem die Lokalsstudien beispielsweise die Möglichkeit zur Typologisierung von Arbeiterbewegungskulturen bieten, können sie eine produktive Integration von Mikro- und Makrogeschichte eingehen. Kombiniert mit der Methode des historischen Vergleichs wird schließlich deutlich, daß Arbeiterbewegungskulturen durchaus unterschiedliche Wege gingen und abweichende Strategien entwickelten. Eine einheitliche Arbeiterbewegungskultur hat es dementsprechend nicht gegeben. Die westböhmisches Stadt Pilsen macht als ein Typ einer Arbeiterbewegung im national heterogenen städtischen Milieu deutlich, daß hier eine sich vom deutschen, national homogenen Fall unterscheidende Entwicklungsvariante vorliegt. Unterschiedliche Entwicklungsvarianten sowie Hierarchien in der Bedeutung der kulturellen Praktiken verhelfen somit zu einer Typisierung, die der Arbeitergeschichtsschreibung insgesamt neue Perspektiven und ein breiteres Spektrum an Strategien zur Gemeinschaftsbildung innerhalb ihrer Mitgliedschaft aufzeigt.

Thomas Müller

Ein altmärkisches Modell medizinischer Versorgung im europäischen Kontext der Jahrhundertwende

In der deutschsprachigen Psychiatrie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde kaum ein Thema so kontrovers und aggressiv diskutiert wie die Frage der

sog. Asylisierung. Zentraler Bestandteil und Streitpunkt in diesen Debatten um die „Asylisierung“ psychiatrischer Patientinnen und Patienten, die auf das Engste verknüpft war mit der Professionalisierung der Psychiatrie als medizinischer Subdisziplin, war der Stellenwert der Familienpflege. Die flämische Kleinstadt Gheel diente als Modell für die Etablierung der Familienpflege in Deutschland und anderen Ländern. Unter jenen deutschen Psychiatern, die das flämische Vorbild ihren eigenen Reformwünschen anzupassen verstanden, ist Konrad Alt, Leiter einer Anstalt in *Uchtspringe*, ein wesentlicher, international beachteter Akteur. Die Untersuchung des Altschen Transfermodells und seiner diskontinuierlichen Entwicklung in Deutschland ergab zwei wesentliche Befunde. Auf der einen Seite wird deutlich, daß die politische Entwicklung qualitativen Anliegen in der psychiatrischen Versorgung schwer zugesetzt hat. Zum anderen entsteht ein klareres Bild der Bedeutung individueller Agenten internationaler Transfers, die in der Lage waren, medizinische und pflegerische Erkenntnisse grenzüberschreitend auszutauschen und weiterzuentwickeln. Nationalstaatliche Typologisierungen haben dieser Interdependenz nicht gerecht werden können. Sie sind in der Regel als bloße Stereotype einem genaueren Verständnis komplexer Entwicklungen eher hinderlich.

Martin Krämer-Liehn

Werkstätten der Transformation – eine Problemskizze zu Arbeitskultur und Entscheidungsgewalt in revolutionären Belegschaften (Char'kov 1917–1927, ČSR 1945–1948, Kuba 1959–1962)

Das langfristige Untersuchungsprojekt erarbeitet ein materielles Verständnis von Entwicklungen der Selbstverwaltung durch Arbeitende an den Orten öffentlicher Produktion und Reproduktion. Direkte Demokratie am Arbeitsplatz ist das Motiv einer sozialen Fabrikarchäologie, die Fragmente weltweiter Bewegung im 20. Jahrhundert als globalen Kontext neu zusammenfügt. Mikrohistorische Rekonstruktionsarbeit setzt dafür an drei wesentlichen Emanzipationsverläufen in der Weltgeschichte der ArbeiterInnenbewegung des 20. Jahrhunderts an: der Russischen Revolution anhand der Industriemetropole Char'kov 1917–1927, den autonomen Betriebsräten aus dem Tschechischen Aufstand 1945–1948 und den revolutionären Werkstattkomitees Kubas 1959–1962. In den drei Vergleichsfeldern werden je vier Arbeitszusammenhänge, gestreut über Sektoren zentraler Bedeutung (Hüttenwerke, Maschinenbau, Lebensmittel, Druck-, Textilindustrie, Transportwesen), genauer untersucht. So entsteht eine Mikrogeschichte der Transformation um die öffentliche Bestimmung einer sozialisierten Ökonomie. Die Ergebnisse erlauben, die lokale Dynamik von Sozialisierungsprozessen dieser Nachkriegsgesellschaften im globalen Zusammenhang zu verstehen. Nach zweijähriger Quellenarbeit werden klare Umrisse einer umfassenden Beziehungsgeschichte zwischen örtlichen, regionalen und weltweiten Zusammenhängen beschreibbar. Bei der Realisierung partizipativer Produktionsöffentlichkeiten spielten neben lokaler Initiative grenzüberschreitende Erfahrungen und Fertigkeit-

ten eine wesentliche Rolle. Migration von Akteuren und sozialem Wissen, militärischer Druck und die Abhängigkeit von globalen Austauschbedingungen zwingen spontane Autonomie in einen interdependenten Prozeß. Ein genaues Verständnis lokaler Konfliktverläufe in globaler Auseinandersetzungen ermöglicht daher neue Antworten auf aktuelle Fragen der Verbindung von Klassenwidersprüchen mit der Emanzipation aus komplementären Gewaltverhältnissen, wahrnehmbar als Rassen- und Geschlechterdiskriminierung. Interessante neue Perspektiven öffnen sich so auch zu Fragen der Produktions- und Nahrungsmittelsouveränität in revolutionären Umwälzungen. Gezeigt werden kann schließlich, wie materielle Bedingungen und kollektive Prozesse die kurzfristige Vereinnahmung oder langfristige Strukturierung spontaner Demokratiegewinne in transformierenden Produktionsöffentlichkeiten durchsetzbar machten.

Abstracts

Wulf Wöntig

Between Bohemia and Saxony, between Religion and Everyday Perception – the Microhistory of Early Modern denominational migration as a History of Borderline Experience and Border Transgression

Micro- and Macro-History being used mostly as a merely terminological reference to complementary levels of historical investigation, the present study intends to re-interpret the relation between both aspects of historical consideration. Therefore, the history of religious migration between 17th century Bohemia and Saxony is regarded from both a micro- and a macro-historical angle, by what re-catholization and migration during the 30-years war becomes a matter of general early modern history. Two case studies dealing with bohemia-saxon borderland migration are subject of micro-historical examination. Nevertheless this perspective is at no point an absolute one. As micro-history is permanently being confronted with techniques of cultural, political, confessional and social history, not only migration history of early modern times, but also these more extensive disciplines of historical science are revealed in a different light.

Johannes Dillinger

Constitutions and Political Realities: Representational Communalism in Massachusetts, Ostfriesland and the Western Habsburg Territories, 17th and 18th Centuries

Even before the respective revolutions, in New England as well as in a number of European states the peasantry had the right to make their own decisions in periodical meetings, to issue local laws, and to send deputies to the representative assemblies of the territorial states. This political structure shall be called 'representational communalism'. Representational communalism linked the microsystem 'rural community' to the macrosystem 'territorial state'. Three examples of representational communalism are compared with each other concerning the respective structure of representation, the franchise and the selection of representatives: Ostfriesland (three estates), Massachusetts (bicameral) and the Swabian Habsburg states (unicameral). Even though the organizational structures of the three representative systems were widely different, in all of them small semi-autonomous executive committees developed that accumulated political power. Whereas the younger systems of Ostfriesland and Massachusetts had elaborate franchise laws that were strictly observed, the Habsburg territories relied on local traditions to select their representatives. If the representational system offered career opportunities for delegates, stable political groups of professional representatives emerged. As a rule, experts for administrative affairs were selected as

representatives. Even though some historians have suggested otherwise, representational communalism had hardly any potential for republicanism. Rather, it should be regarded as an integral part of state building in the Ancien Régime and as a parallel to the emergence of officialdom

Adina Lieske

A comparison of local labour movement cultures in the cities of Leipzig and Pilsen

The focus of the research project presented here is the cultural practices against the backdrop of Social Democratic politics in the cities of Leipzig and Pilsen before 1914. A micro-historical approach gives its due to an investigation that makes clear the significance of culture for the Social Democrat protagonists and their environment. It emphasises the concrete cultural practical experience of historic figures in various ethnic-national settings. It sheds light on the shaping of cultural forms based on conscious activity as well as those that were political, artistic, intellectual, emotional and social-psychological elements, as a way to grasp the cultural connections along with the differences and contradictions. Its detailed glance makes a contribution to knowledge about the structures and the connections of the whole. By offering the opportunity to classify labour movement cultures by type, for example, they are able to explore a productive integration of micro- and macro-history. In combination with the method of the historical comparison, it ultimately becomes clear that labour movement cultures went in completely different directions and developed diverse strategies. Accordingly, there was no uniform labour movement culture. The western Bohemian city of Pilsen makes it clear as a type of labour movement in a national-heterogeneous urban setting that this is a development variation that diverges from the German, national-homogeneous case. Different development variations and hierarchies in the significance of cultural practices thus contribute to a classification by type that overall opens up totally new perspectives for the chronicling of labour movements, and highlights a broader range of strategies for community building within their membership.

Thomas Müller

A German regional example of medical care in the context of cross-border interdependencies at the beginning of the 20th century

In the second half of the nineteenth century hardly any other issue had been as controversial as the question of asylums. The placement of patients into ordinary families was a progressive alternative within these debates. Gheel – a little Flemish town – served as the model for the so-called family care in Germany and other countries. Among German psychiatrists who adapted the Flemish model to their own needs, Konrad Alt of the *Uchtspringe* asylum in the province of Saxony is one of the most prominent. The study of Alt's model as well as the

historic fate of family care in Germany sheds light on two major aspects. On the one hand, we note the harsh influence of political developments that rebuff qualitative parameters of a medical care system. On the other hand, there is a notable significance of individual actors in this field, transferring medical knowledge in a relation of mutual exchange across borders with a comparatively negligible impact of national characteristics that often have proven to be a stereotype.

Martin Krämer-Liehn

Culture of Work and Power to Decide in Workplaces under Transformation; Khar'kov 1917–1927, ČSR 1945–1948, Cuba 1959–1962”

The long-term research project aims to develop a new quality of understanding for the role of workers' councils in a perspective of world social history. It is an archaeology of direct democracy at the work-place, studying local dynamics in globally entangled developments. Research focuses on working environments during three decisive turning points of the 20th century: the Russian Revolution at Khar'kov 1917, the Czech Uprising 1945 and the Cuban Revolution 1959.

Close analyses of four production environments in each development provide for a bottom-up understanding of social transformation towards socialised economies in view of empowering workers in local and global contexts of production and reproduction. The findings will help to determine the driving forces and contradictions of transforming marginalized, war-ridden economies with citizens becoming major stakeholders in the decisive moments of an ensuing anti-capitalist revolution. After two years of source study, the outlines of the unique role and legacy of workers' councils in all three revolutionary developments have sharpened. They suggest, that the indispensable bottom-up dynamics, initiating and sustaining all three transformations are closely linked to global factors such as migration of workers, functionaries as well the importance of local material conditions within the context of global economic inter-dependency. By looking at conflicting local and global interests in democratization and its day-to-day contradictions on the shop-floor level important contributions can be made to ongoing discussions on “triple oppression”, food sovereignty and the material possibilities of proletarian empowerment in creating and sustaining democratised public spaces within productive and reproductive contexts.

Autorinnen und Autoren

Helmut Bräuer, Prof. Dr., Leipzig, (helmutbraeuer@t-online.de)

Johannes Dillinger, Dr., Emmy-Noether-Nachwuchsgruppenleiter, FB III
Neuere Geschichte, Universität Trier (dillinge@uni-trier.de)

Manfred Hettling, Prof. Dr., Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
Institut für Geschichte (hettling@geschichte.uni-halle.de)

Jana Hönke, stud. phil., Universität Leipzig, Institut für Afrikanistik
(bisapl@web.de)

Martin Krämer-Liehn, Dr., Emmy-Noether-Stipendiat der Deutschen
Forschungsgemeinschaft, Institution for Social & Policy Studies, Yale
University (martin.kraemer@yale.edu)

Thomas Kühne, Princeton, New Jersey Insitut for Advanced Study
(kuehne@ias.edu)

Adina Lieske, Dr., Historisches Seminar, Universität Zürich
(alieske@web.de)

Roland Ludwig, Dr. phil., Maintal (rolandludwig@aol.com)

Matthias Middell, PD Dr., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere
Studien/Institut für Kulturwissenschaften (middell@uni-leipzig.de)

Thomas Müller, Institut für Geschichte der Medizin, Charité –
Universitätsmedizin Berlin, Campus Benjamin Franklin
(thomas.mueller@charite.de)

Daniel Schmidt, Dr. phil., Universität Leipzig, Institut für
Politikwissenschaften (dschmidt@uni-leipzig.de)

Stefan Schwarzkopf, PhD cand., Birkbeck College, University of London
(an_tulach_mhor96@hotmail.com)

Friedemann Scriba, Dr. phil., Berlin (pacificus@foni.net)

Pirmin Stekeler-Weithofer, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für
Philosophie (stekeler@uni-leipzig.de)

Helmut Walser Smith, Prof. Dr., Vanderbilt University, Dept. of History
(helmut.w.smith@vanderbilt.edu)

Wulf Wäntig, Dr., (wulf.waentig@gmx.de)

Marc-André Wiegand, Dr. jur., Universität Leipzig, Juristenfakultät

Martina Winkler, Dr. phil., Freie Universität Berlin, Zentrum für vergleichende Geschichte Europas

Michael Zeuske, Prof. Dr., Universität Köln, Historisches Seminar, Abt. für Ibero-Amerikanische Geschichte (michael.zeuske@uni-koeln.de)

Aus dem Inhalt

Aufsätze

- Martin Krämer-Liehn* Einleitung. Lust auf Geschichte
- Wulf Wäntig* Zwischen Böhmen und Sachsen, zwischen Religion und Alltagswahrnehmung – die Mikrogeschichte frühneuzeitlicher Konfessionsmigration als Geschichte von Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen
- Johannes Dillinger* Verfassungswirklichkeiten: Repräsentationskommunalismus in Massachusetts, Ostfriesland und Vorderösterreich, 17. und 18. Jahrhundert
- Adina Lieske* Gesang – Gemeinschaft – nationaler Gleichklang. Lokale Arbeiterbewegungskulturen in Leipzig und Pilsen im Vergleich
- Thomas Müller* Ein altmärkisches Modell medizinischer Versorgung im europäischen Kontext der Jahrhundertwende
- Martin Krämer-Liehn* Werkstätten der Transformation – eine Problemskizze zu Arbeitskultur und Entscheidungsgewalt in revolutionären Belegschaften (Char'kov 1917–1927, CSR 1945–1948, Kuba 1959-1962)

Forum

- Helmut Bräuer* „Sozialgeschichte war ja tabuisiert.“
Zum 100. Geburtstag von Rudolph Strauß